LUND UNIVERSITY

Bewegungen

Beiträge zur 14. Arbeitstagung schwedischer Germanistinnen und Germanisten Text im Kontext in Lund am 21. - 23. April 2022

Bareis, Alexander; Henriksson, Henrik; Nystrand, Mikael

2024

Document Version:
Förlagets slutgiltiga version

Link to publication

Citation for published version (APA):
Bareis, A., Henriksson, H., & Nystrand, M. (Eds.) (2024). *Bewegungen: Beiträge zur 14. Arbeitstagung schwedischer Germanistinnen und Germanisten Text im Kontext in Lund am 21. - 23. April 2022*. (Lunder germanistische Forschungen; Vol. 75).

Total number of authors:
3

Creative Commons License:
CC BY

General rights
Unless other specific re-use rights are stated the following general rights apply:
Copyright and moral rights for the publications made accessible in the public portal are retained by the authors and/or other copyright owners and it is a condition of accessing publications that users recognise and abide by the legal requirements associated with these rights.
• Users may download and print one copy of any publication from the public portal for the purpose of private study or research.
• You may not further distribute the material or use it for any profit-making activity or commercial gain
• You may freely distribute the URL identifying the publication in the public portal

Read more about Creative commons licenses: https://creativecommons.org/licenses/

Take down policy
If you believe that this document breaches copyright please contact us providing details, and we will remove access to the work immediately and investigate your claim.

LUND UNIVERSITY

PO Box 117
221 00 Lund
+46 46-222 00 00

J. Alexander Bareis, Henrik Henriksson, Mikael Nystrand (Hgg.)

Bewegungen

BEITRÄGE ZUR 14. ARBEITSTAGUNG SCHWEDISCHER GERMANISTINNEN UND GERMANISTEN *TEXT IM KONTEXT* IN LUND AM 21. - 23. APRIL 2022

LUNDER GERMANISTISCHE FORSCHUNGEN 75

Die 14. Arbeitstagung schwedischer Germanistinnen und Germanisten, die seit 1998 unter dem Titel *Text im Kontext* Vertreter des Fachs aus ganz Schweden zum wissenschaftlichen Austausch versammelt, war eigentlich für den April 2020 in Lund geplant. Aufgrund der globalen Covid-19-Pandemie musste die Durchführung letztendlich um zwei Jahre verschoben werden und fand vom 21. – 23. April 2022 am Sprachen- und Literaturzentrum der Universität Lund statt. Die hier versammelten Beiträge gehen auf diese Arbeitstagung zurück.

LUNDER GERMANISTISCHE FORSCHUNGEN
Centre for Languages and Literature
ISBN 978-91-89874-61-9
ISSN 0348-2146

Bewegungen

Beiträge zur 14. Arbeitstagung schwedischer Germanistinnen und Germanisten *Text im Kontext* in Lund am 21. - 23. April 2022

J. Alexander Bareis, Henrik Henriksson, Mikael Nystrand (Hgg.)

LUND
UNIVERSITY

Lunder germanistische Forschungen
Begründet von Erik Rooth
Herausgegeben von J. Alexander Bareis
75

Lunder germanistische Forschungen can be ordered via Lund University:
www.ht.lu.se/en/serie/lgf/

The Faculties of Humanities and Theology
Centre for Languages and Literature

Lunder germanistische Forschungen 75
ISBN 978-91-89874-61-9
ISBN 978-91-89874-62-6 (PDF)
ISSN 0348-2146

Printed in Sweden by Media-Tryck, Lund University, Lund 2024

Media-Tryck is a Nordic Swan Ecolabel
certified provider of printed material.
Read more about our environmental
work at www.mediatryck.lu.se
MADE IN SWEDEN

Inhalt

Vorwort 5
J. Alexander Bareis

„Heimweh ist etwas sehr Einsames.“ Heimat und Identitätskonstruktion in Susan Krellers *Elektrische Fische* 7
Maren Eckart

Die Klassenfahrt als Handlungsraum am Beispiel von Tamara Bachs *Sankt Irgendwas* und Stefanie Höflers *Tanz der Tiefseequalle* 21
Anneli Fjordevik

Strategien zur Übersetzung des nominalisierten Infinitivs aus dem Deutschen ins Schwedische 33
Henrik Henriksson, Mikael Nystrand

Forschender Fußgänger, wandernder Wallraff: Raum und Bewegung in der Wiener Sozialreportage um 1900 51
Hanna Henryson

Der Einfluss von Aufgabentypen auf die Bewertung schriftlicher Kompetenz im DaF-Unterricht 67
Maria Håkansson Ramberg

Narrative Rundgänge als methodologischer Zugang zu verorteten und verkörperten Erfahrungen 79
Anna Mammitzsch

Weltliteratur in Bewegung. Walter A. Berendsohns *Die humanistische Front* 97
Caroline Merkel

Lob der Langsamkeit. Zu Ilma Rakusas (inter-)textuellem Flanieren durch die Kulturgeschichte in *Langsamer!* (2005) 111
Edgar Platen

Literatur von der Stadt als Höhle und dem Dorf als Sehnsuchtsort 121
Anne Schumacher

Der Rufname *Helmik*(*e*) in Schweden 135
Daniel Solling

Klingende Namen. Morphologisch-phonetische Charakteristika von Poetonymen in Liedern.....151
Dessislava Stoeva-Holm

„Man kommt nicht an“. Bewegungen in Beispielen deutsch-türkischer Literatur zwischen 1991 und 2022: Aydemir, Demirkan, Dikmen, Özdogan und Pamuk.....167
Bärbel Westphal

Vorwort

J. Alexander Bareis

Die 14. Arbeitstagung schwedischer Germanistinnen und Germanisten, die seit 1998 unter dem Titel *Text im Kontext* Vertreter des Fachs aus ganz Schweden zum wissenschaftlichen Austausch versammelt, war eigentlich für den April 2020 in Lund geplant. Aufgrund der globalen Covid-19-Pandemie musste die Durchführung letztendlich um zwei Jahre verschoben werden und fand vom 21.–23. April 2022 am Sprachen- und Literaturzentrum der Universität Lund statt. Die hier versammelten Beiträge gehen auf diese Arbeitstagung zurück.

Seit 2014 in Göteborg stehen die Tagungen *Text im Kontext* unter einem Rahmenthema – zunächst ‚Visionen und Illusionen', danach ‚Emotionen' 2016 in Visby (arrangiert von Vertretern der Universität Uppsala), 2018 in Stockholm dann ‚Narrative Vorgehensweisen aus literaturwissenschaftlicher, fremdsprachendidaktischer und sprachwissenschaftlicher Perspektive', und schließlich die Tagung 2022 in Lund, mit dem Rahmenthema ‚Bewegungen'. Gemeinsam ist diesen jeweiligen Rahmenthemen, dass sie die ganze Breite und Vielfalt der Germanistik in Schweden spiegeln sollen, ohne dabei einer gewissen Methode, Theorie, Fachrichtung oder Disziplin verpflichtet zu sein. Vielmehr stehen der offene Austausch, und im besten Fall unerwartete Parallelen und Synergieeffekte im Vordergrund, anstatt von vorne herein Fragen, Themen, Theorien, Methoden oder Ansätze durch ein Rahmenthema möglicherweise ein- oder auszugrenzen. Das Thema ‚Bewegungen' hat sich als Ausgangspunkt, wie die folgenden Beiträge zeigen, hierfür sehr gut geeignet; vom Gegenteil des Rahmenthemas – von ‚Stillständen' also – kann in der schwedischen Germanistik keine Rede sein!

Die Bezeichnung ‚Arbeitstagung' und das davon ausgehende Verständnis soll zudem garantieren, dass nicht nur Forschungsergebnisse im Rahmen der Konferenz präsentiert werden, sondern gerade auch laufende Projekte von Kolleginnen und Kollegen auf unterschiedlichen Karrierestufen – von Promovierenden zu Professorinnen und Professoren – um den wissenschaftlichen Austausch maximal zu fördern und zu ermuntern. Ausgehend von den insgesamt 24 Vorträgen, die in Lund gehalten wurden, sind hier nun 12 ausgearbeitete wissenschaftliche Artikel gesammelt, die nach einem sorgfältigen, doppelt anonymisierten Verfahren von

jeweils zwei Experten begutachtet wurden, um höchste wissenschaftliche Qualität zu gewährleisten.

Die Reihenfolge der Beiträge erfolgt alphabetisch anhand der Autorennamen, um jedwede unerwünschte Fehlkategorisierung zu vermeiden und gleichzeitig die vitale Vielfalt der schwedischen Germanistik zu demonstrieren.

Finanziell möglich gemacht wurde die Durchführung der Tagung sowie der Druck der Belegexemplare für die Autorinnen und Autoren des vorliegenden Bandes durch zwei Stipendien von *Birgit Rausings minnesfond*. Die humanistische und theologische Fakultät der Universität Lund ermöglicht im Rahmen der dort verwalteten Schriftserien die Distribution und den offenen digitalen Zugang zu dieser Publikation.

Unsere mittlerweile pensionierte Kollegin Britt-Marie Ek hat uns bei der Planung und Durchführung der Tagung in vielerlei Hinsicht tatkräftig geholfen – vielen Dank, liebe Britt-Marie!

Unser Dank gilt zudem allen Kolleginnen und Kollegen, die die lang ersehnte Präsenztagung, nach zwei Jahren unfreiwilliger, pandemiebedingter Pause, zu einem fruchtbaren und produktiven Wiedersehen der schwedischen Germanistik gemacht haben – herzlichen Dank für Eure Teilnahme vor Ort, Eure engagierten Vorträge, Fragen und Diskussionen, in Anschluss an die Beiträge und Posterpräsentationen, aber auch für die informellen Gespräche in den Kaffeepausen und beim gemeinsamen Essen. Gerade nach der Zwangspause wurde der Wert, den ein Treffen und Diskutieren miteinander am selben Ort mit sich führt, besonders spürbar und deutlich.

Ebenfalls herzlich bedanken möchten wir uns auch bei allen Beiträgerinnen und Beiträgern des vorliegenden Bandes, nicht zuletzt für Eure Geduld – sowohl im Vorlauf, als der Zeitpunkt der Tagung zweimal jeweils um ein Jahr verschoben werden musste, als auch während des Begutachtungsprozesses im Anschluss an die Tagung. Auch diesbezüglich ließe sich einmal mehr an das Rahmenthema anknüpfen – der vorliegende Band ist das Ergebnis von vielen Bewegungen, manche schneller als andere, manche etwas langsamer; uns bleibt die Hoffnung und der Wunsch, dass der vorliegende Band kein Endpunkt ist, der zu Stillstand führt, sondern zu weiteren Bewegungen in der schwedischen Germanistik führen kann.

Lund, im April 2024, im Namen der Herausgeber

„Heimweh ist etwas sehr Einsames.“ Heimat und Identitätskonstruktion in Susan Krellers *Elektrische Fische*

Maren Eckart

Spätestens seit Lukas Moodyssons Film *Raus aus Åmål* (Orig. *Fucking Åmål,* 1998) und Rolf Lapperts Roman *Pampa Blues* (2012) steht außer Frage, dass das Leben auf dem Land keineswegs den land- und heimatverklärenden Idyllenvorstellungen von Hochglanz-Landlustmagazinen entspricht, wenn man als junger Mensch in der Provinz aufwachsen oder dort hinziehen muss. Heimat im Sinne eines Herkunfts- oder Kindheitsortes kann auch ein negativer Gefühlsraum sein.[1] Der vielschichtige und mittlerweile inflationär gebrauchte Heimatbegriff umfasst sowohl Utopie- als auch Dystopiekonstruktionen und wird in der Gegenwartsliteratur häufig mit dem Leben an überschaubaren ländlichen Orten in Verbindung gesetzt.[2] Auch in der Kinder- und Jugendliteratur sind Landleben und Heimat bzw. Heimatlosigkeit aktuelle Themen, was u.a. den Ereignissen der jüngsten Zeit wie Fluchtbewegungen, Krieg und Migration geschuldet ist.[3]

Heimat lässt sich allerdings schwer auf eine Definition festlegen, zumal der Begriff in unterschiedlichsten Diskursen verwendet wird. Emil Angehrn hebt hervor, dass Heimat in variierenden Modalitäten *räumlich*, *sozial* und *zeitlich* bestimmt ist (Angehrn 2021: 5). Bernhard Schlink (2000) betont den imaginären Charakter des Begriffes, wenn er von „Heimat als Utopie“ spricht, und Daniel Schreiber versteht die Verortung in einem Zuhause [im Sinne von Heimat] als mentalen Prozess, bzw. das Zuhause als einen inneren Ort, den wir uns erarbeiten

[1] Zur Komplexität des Heimatdiskurses siehe Susanne Scharnowski 2019. Die Anthologie *Eure Heimat ist unser Alptraum*, Fatma Aydemir/Hengamesh Yaghoobifarah (Hg.), 2019, verdeutlicht als Kehrseite die vom Begriff ausgehende Ausgrenzung.

[2] Bei Großstadtromanen beschränkt sich Heimat in der Regel auf einen bestimmten Stadtteil. Zur aktuellen Land- und Heimatliteratur siehe die Forschungsserie *Rurale Topografien*, transcript Verlag, Bielefeld.

[3] Ein Beispiel für die Bearbeitung der Thematik in der Jugendliteratur ist Nora Krugs Graphic Memoir *Heimat. Ein deutsches Familienalbum* 2018.

müssen (Schreiber 2018: 57). Im Kontext der Jugendliteratur beschreibt Susanne Helene Becker Heimat folgendermaßen:

> [E]s existiert etwas in den Köpfen von Menschen, das sie Heimat nennen. Diese Idee von Heimat ist aber sehr verschieden. Für manche Menschen ist es in der Tat etwas Lokales, es gibt einen bestimmten Ort, der ist für sie Heimat. Für andere Menschen sind es Gerichte, Gerüche, sinnliche Eindrücke. Dann gibt es auch viele Menschen, die sagen, Heimat ist da, wo ich von Menschen umgeben bin, die ich liebe. Oder Heimat kann überall sein, wo ich mein Köfferchen auspacke. [3]

Auch Susan Krellers Jugendbuch *Elektrische Fische* (2019)[4] verdeutlicht, dass Heimat ein facettenreicher Begriff ist. Im Beitrag wird den verschiedenen Dimensionen von Heimat im Roman nachgegangen; dabei wird das Bedeutungspotential von Heimat und Heimweh für die Identitätsentwicklung eines jungen Menschen veranschaulicht und gezeigt, inwiefern Vorstellungen von Heimat wandelbar sind. Die ca. 13-jährige Erzählerfigur Emma Keegan macht in *Elektrische Fische* die Migrationserfahrung, dass eine neue Heimat, ein neues Zuhause durch Handlungen geschaffen werden kann. Obwohl Emma hinsichtlich des Heimatbegriffes häufig in Dichotomien[5] denkt, wird ihre Identitätsentwicklung als dynamischer Prozess geschildert. Bei der dargestellten Beheimatung eines Raumes geht es um vielerlei Aspekte wie Sprache, Gefühle, sinnliche Wahrnehmungen, Zugehörigkeit und Raumeinnahme.[6] Hierbei verweben sich die Themen Heimat bzw. Heimweh, das essenzielle (post-)migrantische Empfinden eines Dazwischenseins und das Thema der Adoleszenz[7], d.h. des pubertären Schwellenzustandes, kein Kind mehr und noch nicht erwachsen zu sein, miteinander. Emmas Entwicklungsschritte können in freier Anlehnung an Victor Turner (1998)[8] als Trennungs-, als Schwellen- (oder Liminalitäts-) und als Angliederungsphase bezeichnet werden, die anhand der Heimatthematik reflektiert werden.

In *Elektrische Fische* wandelt sich Emmas Leben schlagartig, als sie mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern Dara und Aoife unfreiwillig ihr „irisches Leben in den Kofferraum stapeln muss, um von Dublin nach Deutschland umzuziehen“ (Kreller 2019: 7).[9] Der Ortswechsel bedeutet eine Trennung von der irischen Seite

[4] Rezensionen zum Buch siehe Maike Schult 2020 und Inger Lison [2].

[5] Die Kapitelüberschriften des Artikels verdeutlichen Emmas Differenzdenken durch die Dichotomien „Unheimat“ - Heimat.

[6] Topografische Räume werden im Sinne des *social turns* als Konstruktionen und als Ausdruck sozialer Beziehungen verstanden, die in Korrelation mit Zeit und Identität stehen.

[7] Zur Adoleszensliteratur siehe Carsten Gansel und Pawel Zimniak (Hg.), 2011.

[8] Victor Turner prägte die Begriffe der Liminalität und des Schwellenübergangs im Kontext der Ritualforschung.

[9] Siehe auch Lisons 2021 textimmante Analyse des Romans. Lison geht detailliert auf Emmas Entwicklungsprozess ein und hebt das Potential des Textes für den Deutschunterricht hervor.

ihrer Familie, d.h. von den Großeltern Eamon und Catherine und dem alkoholsüchtigen Vater und von vielem, was Emma mit Heimat verbindet. Der Umzug führt in das in Ostseenähe gelegene fiktive Velgow in der mecklenburgischen Provinz. Emmas Mutter hatte vor zwanzig Jahren ihr Heimatdorf verlassen, um heimlich auf Irland zu heiraten, ohne den Kontakt zu ihren Eltern aufrecht zu erhalten. Velgow entpuppt sich als ein trostloser Ort, der die Wende verpasst hat, und Emma stellt fest, dass der Ortswechsel äußerst unvorteilhaft war (vgl. ibid.: 12). Bei der Ankunft im großelterlichen Haus „am Ende der Welt" (ibid.: 13) erbricht sich die kleine Schwester Aoifa vor dem Hauseingang über Emmas Schuhe als symbolträchtiger Ausdruck des Schwellenübergangs in ein ungewolltes neues Leben. Emma entschließt, so schnell wie möglich nach Dublin zurückzukehren. Lediglich der Gedanke an eine Flucht macht ihr das Leben in Velgow halbwegs erträglich, und mit Hilfe ihres Schulfreundes Levin schmiedet sie fortan Fluchtpläne. Unmittelbar vor einem Ausreißversuch rettet Emma jedoch Levins Mutter von einem mutmaßlichen Suizidversuch in der Ostsee, und danach fällt ihr das mentale Ankommen leichter. Es bedarf im Roman der Zeit, damit aus der „Unheimat"[10], bzw. dem Nicht-Ort[11] Velgow ansatzweise eine neue Heimat werden kann. Emmas Überlegungen über die Bedeutung von Heimat und über das, was ihr persönlich wichtig ist, sind zugleich Auseinandersetzungen mit der eigenen Identität. Bei ihren sich überlagernden adoleszenten und zuwanderungsbedingten Identitätsproblemen geht es um das Erleben eines Dazwischenseins, das sich zu einer hybriden Identitätskonstruktion,[12] zu einem positiven Selbstbild als „halb und halb" (Kreller 2019: 179) wandelt.

Der in *Elektrische Fische* beschriebene Zustand des Dazwischenseins wird auch in der Forschung aus postmigrantischer Perspektive häufig hervorgehoben. Erol Yidiz (2015: 57) spricht beispielsweise von mehrheimischen Zugehörigkeiten als Erfahrungsraum und Biografie; „Postmigrantisch gedacht macht gerade dieses Dazwischen ihre [die der Biografien] Verortungspraktiken und Lebensentwürfe aus". Heimat hat mit Zugehörigkeit zu tun, und die Pluralform des Wortes markiert, dass Menschen mehrere Heimaten haben können.[13] Monique Scheer betont, dass „Zugehörigkeit und Identität nicht als *Eigenschaft* eines Menschen verstanden

[10] Homi K. Bhaba 2000: bes. 13f. spricht von „unhomeliness" bzw. „Un*heim*lichkeit". Die postkoloniale Identität wird von Bhabha als Hybridität verstanden, die sich aus „homely" im Sinne von familiär und vertraut und dessen Gegenteil, „unhomely" zusammensetzt, wobei er von einer Übertragung von *unheimlich* im Sinne von bedrohlich ausgeht. Gewissermaßen fühlt sich auch Emma anfangs in der „Unheimat" Velgow als in ihrer Identität bedroht.

[11] Zu Nicht-Orten siehe Marc Augé 2019. Während sich Augé mit dem Terminus auf Räume (wie Hotelzimmer, Flughäfen oder Autobahnen) bezieht, die nicht darauf angelegt sind, eine besondere Identität oder Relation zu schaffen, wird der Begriff im vorliegenden Beitrag frei verwendet im Sinne eines Ortes, zu denen auf individueller Ebene keine Beziehung besteht.

[12] Zu hybriden Identitäten siehe Naika Foroutan und Isabel Schäfer [1].

[13] Mehrfachzugehörigkeit wird, betont Foroutan, im identitären Kontext als postmoderne Normalität anerkannt, vgl. Foroutan 2010: 10.

werden; stattdessen ist sie etwas, was er oder sie tut“ (Scheer 2014: 14). Im Sinne von Identität als Praxis, als ein Prozess des *doing identity,*[14] spricht Scheer von einem *doing belonging* (ibid.: 14f.).

> Das englische Substantiv *belonging* bringt rein grammatisch dieses Verständnis zum Ausdruck. Als Gerundium ist *belonging* sowohl ein Substantiv, ein Zustand (*a sense of belonging*) als auch ein Verb, ein Tun, ein Zu-etwas gehören (*belonging to*). Dass Zugehörigkeit ein *doing* darstellt, soll nicht so verstanden werden, dass es von Menschen gefordert werden kann. […] *Belonging* kann nicht auf Knopfdruck und aus freien Stücken hergestellt werden. Der dem *doing* zugrundeliegende Handlungsbegriff ist nicht die bewusste, intentionale Handlung, sondern die Praxis, die ein Tun bedeutet, das sowohl intentionale Handlung als auch das unbewusste, habituelle, reflexartige Verhalten umfasst. (Ibid.)

Die Ausführungen zum Roman knüpfen an den Begriff des *doing belonging* an, bei dem davon ausgegangen wird, dass der Identitäts- und Zugehörigkeitsentwicklung ein Handlungsmoment eingeschrieben ist.

Heimweh

Die Sehnsucht nach Heimat und nach verlorener Gemeinschaft ist eine Verlusterfahrung, die aus der Perspektive, in der Fremde zu sein, geschieht. Es ist die Erfahrung einer zeitlichen und räumlichen Abwesenheit vom dem, was man unter Heimat versteht. Im Roman durchlaufen Emma und ihre Geschwister jeder/jede für sich einen Reifeprozess. Sie müssen in einer Art Trauerarbeit lernen, mit ihrer Entwurzelung zurechtzukommen, um in einer neuen Wirklichkeit anzukommen. Alle drei wählen charakter- und altersbedingt unterschiedliche Strategien, ohne miteinander darüber zu reden.

Der sechzehnjährige Bruder Dara, „der Untraurigste von uns Dreien“ (Kreller 2019: 10), scheint sich am besten anzupassen. Er stürzt sich förmlich in das neue Velgower Leben, vertreibt seine Zeit mit der Dorfjugend und mit sich nacheinander ablösenden Freundinnen. Auf dem ersten Blick ist ihm das Einleben gelungen, aber sein forciertes *doing belonging* ist vielmehr eine Verdrängung seines Heimwehs. Emma nimmt dieses Heimweh und seine Trauer zunächst nicht wahr. Am Ende weist sie jedoch proleptisch darauf hin, dass Dara in seine Heimat zurückkehren wird: „Ich sehe meinen großen Bruder, der später als Einziger von uns zurück nach Irland gehen wird, weil er immer der Traurigste von uns gewesen ist und weil er dieses Leben hier die ganze Zeit gehasst hat“ (ibid.: 179).

[14] Das Konzept erfolgt in Anlehnung an das Verständnis von *doing gender*, wie es u. a. Candace West und Don H. Zimmermann 1987 dargelegt haben.

Die kleine Aiofe (Iiifa ausgesprochen), „die Traurigste von uns“ (ibid.: 9), verspürt von Anfang an in Velgow ein starkes Fremdheitsgefühl, das dadurch verstärkt wird, dass niemand ihren Namen richtig aussprechen kann. Ihre deutschen Großeltern nennen sie „Eufe“, und sie wird zu Schulbeginn von ihren Mitschüler:innen als „Affe“ gemobbt.[15] Aiofe hört bald nach Ankunft in Velgow mit dem Reden auf und kommuniziert lediglich über handgekritzelte Notizzettel mit ihrer Umwelt. Lison deutet ihre Sprachlosigkeit als „Ausdruck der seelischen Erstarrung“ (Lison 2021: 234). Aoife protestiert auf diese Weise aus kindlicher Machtlosigkeit heraus gegen den Übergriff, entwurzelt worden zu sein. Die Mutter wehrt die Versuche der Lehrerin, Aoife therapeutisch behandeln zu lassen, damit ab, „dass Aoife eine Station für Kinder mit Heimweh und Dickschädel und zu vielen Sprachen bräuchte, und solange es die nicht gibt, schickt sie ihre Tochter auf gar keinen Fall in die Klinik“ (Kreller 2019: 42). Aoifes Verweigerungshaltung durch das Schweigen kann als Gegenteil eines *doing belonging,* sozusagen als *undoing belonging,* betrachtet werden. Erst nach langer Zeit ist sie wieder zum Sprechen bereit. Emma vergleicht die ungewollte Situation ihrer kleinen Schwester mit dem Umtopfen von Pflanzen: „Ich weiß nicht, wie sich Aoifes Heimweh jetzt anfühlt. Sie scheint immer noch empört zu sein, weil unsere Mutter sie aus ihrem Leben genommen und in ein neues Leben gesetzt hat, wie eine wehrlose Grünpflanze“ (ibid.: 121).

Auch Emma kämpft für sich allein mit ihrem Heimweh, und sie definiert ihre Gefühle wie folgt:

> Heimweh ist ein winziger Raum, der nach Eukalyptus riecht, Heimweh ist ein Zimmer mit alten braunen Möbeln und einem viel zu schmalen Bett, und das schlimmste Heimweh ist das, das nach einigen Monaten wiederkommt, viel stärker als zuvor und ausgerechnet dann, wenn man schon gar nicht mehr richtig daran gedacht hat. Heimweh ist etwas sehr Einsames. (Ibid.: 130)

Emmas Heimweh nach Irland äußert sich in der Sehnsucht nach konkreten Dingen, wie bandlosen Teebeuteln, dem Brot, deftigen Flüchen, dem Wind und dem Meer und nach den Großeltern väterlicherseits. Ihre gedankliche Rekonstruktion der irischen Heimat ist durchgehend subjektiv. „[B]ei der eingenommenen Perspektive handelt es sich,“ betont Lison, „um eine eingeschränkte Sichtweise im Sinne einer unzuverlässigen Erzählerin“ (Lison 2021: 232). Emmas Erinnerungen bestehen aus sinnlich wahrnehmbaren Alltäglichkeiten, und sie vermisst bestimmte Personen – den Vater allerdings vorerst nicht (siehe Kreller 2019: 90, 150). Emma erkennt jedoch auch, dass Heimweh kein statisches Gefühl ist, sondern dass es sich im Laufe der Zeit ändert.

[15] Emma kritisiert an anderer Stelle, dass ihre Mutter ihren Geschwistern keine Namen gegeben hatte, die man auch in Velgow kennen würde, siehe Kreller 1919: 38.

> Und mein eigenes Heimweh? Es hat sich verändert. Es ist nicht mehr endlos weit und gleichzeitig eng. Was ich seit Levins [Flucht-]Plan fühle, ist eher ein Schon-nicht-mehr-richtig-Hiersein und ein Noch-nicht-wieder-zurück-in-Irland-Sein, es ist irgendetwas dazwischen. Dazwischen ist kein Zuhause. (Ibid.: 122)

Emmas Selbstreflexionen und die Wahrnehmung ihrer eigenen Veränderung sind wichtige Teile ihrer adoleszenten Identitätsbildung auf der Suche nach dem eigenen Ich.

Übertragenes Heimweh

Die drei Geschwister haben keine eigene kulturelle oder soziale Anbindung an Velgow, da sie ihre deutschen Großeltern[16] nie besuchen konnten. „Unsere Mutter hätte uns warnen können. Sie hätte mit uns zu ihren Eltern fliegen sollen jeden Sommer, dann hätten wir lernen können, wie das geht: in Velgow sein" (ibid.: 27). Auch wenn Velgow für Emma als Nicht-Ort zunächst keine identifikationsstiftende Funktion hat, ist er insofern bedeutungstragend, als es der Heimatort der Mutter ist. Emma setzt sich daher nicht nur mit dem eigenen Heimweh auseinander, sondern sie erkennt, dass sie und ihre Geschwister in Irland das Heimweh der Mutter ertragen und dieses sozusagen geerbt hatten. „Wir lebten im Heimweh unserer Mutter. Vor allem in den letzten Jahren" (ibid.: 27). Nach ihrer Rückkehr hat die Mutter jedoch nicht das Gefühl, zu Hause zu sein, denn Heimat ist für sie auf die Vergangenheit ausgerichtet. Ihre Empfindungen decken sich mit Angehrn Ausführungen zum Heimatbegriff:

> Die räumlich-soziale Bezugnahme ist […] zumeist *zeitlich* konnotiert als Verhältnis zu einem, das einst war, wo wir gewesen sind, was wir erlebt haben. Heimat ist typischerweise Gegenstand der Erinnerung und Rückkehr, ihre Sehnsucht ist dem Vergangenen zugewandt. (Angehrn 2021: 6)

Die alte Heimat entpuppt sich als Nostalgie ohne Wirklichkeitsbezug, denn sowohl die DDR als auch die Kindheit gehören unwiderruflich der Vergangenheit an. Die Mutter macht somit ebenfalls eine Übergangserfahrung des Dazwischenseins. Die Rückkehr erfordert eine Neuorientierung. Zutreffend bezeichnet Emma sowohl Levins psychisch kranke Mutter, die ebenfalls in Velgow aufgewachsen ist, als auch ihre eigene Mutter als „zwei Mütter, die beide irgendwie woanders sind als da, wo sie sein wollen" (Kreller 2019: 180). Emmas Mutter muss sich in ihrer Schwellenphase das, was fortan Heimat werden könnte, neu erschaffen. „[F]ür

[16] Emmas deutsche Großeltern werden im Unterschied zu den irischen Großeltern nicht mit Namen genannt. Lison spricht von einer Entpersonalisierung, welche die noch bestehende Kluft bzw. Fremdheit zwischen Emma und ihren Großeltern andeutet, siehe Lison 2021: 233.

meine Mutter ist »Heimat« ein Wort, das kein Mensch braucht, sie selber braucht es zurzeit auf alle Fälle nicht, denn ich glaube, dass sie irgendwo *dazwischen* ist, eingequetscht zwischen ihren Heimaten" (ibid.: 64). Im Verlauf des Romans erklärt die Mutter, dass man Heimweh immer nur in der Ferne erfahren könne, und auch hier ist Heimweh mit sinnlichen Erfahrungen, vor allem mit Gerüchen, verbunden:

> Ich hab versucht, mein Heimweh zurückzuholen. Das Heimweh, das ich all die Jahre hatte und das in meiner Nase immer nach [Bäcker] Schwabes Brot gerochen hat. War sinnlos, leider. Das Heimweh nach Velgow ist in Dublin geblieben. (Ibid.: 142)

Später überlegt Emma, ob sie, wenn sie wieder in Dublin sein würde, ihr Heimweh noch fühlen könne oder ob sie es verlieren würde (ibid.: 157). Sie erkennt, dass Heimweh eine Abwesenheitserfahrung ist.

„Unheimat" - Heimat: sprachliche Identität

Auf die Frage, was Heimat sei, definiert Levins Mutter: „Heimat ist da, wo man verstanden wird" (ibid.: 63). Emma hat jedoch vom Sprachgefühl her keinen emotionalen Zugang zum deutschen Wort Heimat. „Es ist zu lang, ganze zwei Sekunden. „Hei-mat. Dieses Wort. Zwei Sekunden" (ibid.). Statt Heimat verwendet sie *home* als Begriff der Zugehörigkeit und Verbundenheit:

> [E]in Wort schießt mir durch den Kopf, *home* schießt mir durch den Kopf, weil Heimat zu lange dauert, zwei endlose Sekunden, keine Zeit dafür, und auf der Haut kann ich fühlen, dass *home* dort ist, wo du gemocht wirst […], *home* ist, wenn du zum ersten Mal denkst, hier könntest du bleiben jetzt, vielleicht bis zum Schluss […]. (Ibid.: 162)

Weder der Ort noch die deutsche Sprache geben Emma Halt, während sie sich mit Englisch identifiziert. In ihrem Zwischenzustand bietet ihr Deutsch zunächst kein Zuhause, auch wenn sie bilingual aufgewachsen ist. Emma erfährt, dass es etwas anderes ist, eine Sprache zu sprechen als diese verinnerlicht zu haben. „Ich bin in einem Deutsch gelandet, in dem ich mich immer wieder verlaufe. Es gibt so viele Wörter, die ich nicht kenne" (ibid.: 16). Ihre Beziehungslosigkeit zum Deutschen zeigt sich auch darin, dass sie mit kleinen Kindern und Tieren lediglich Englisch sprechen und nur in dieser Sprache fluchen oder sich freuen kann, und sie stellt fest: „Die englische Sprache bin *ich*. Deutsch spreche ich nur. Deutsch ist immer ein paar Meere von mir entfernt" (ibid.: 17). Emmas Reflexionen über Sprache decken sich mit Sprachpraktiken bei Personen mit Migrationshintergrund und nationaler Mehrfachzugehörigkeit;[17] diesbezüglich betont Scheer, dass Sprache zu den

[17] Siehe dazu die Beiträge zum Thema Sprache in Scheer 2014: 31-124.

wichtigsten Merkmalen gehört, an denen kulturelle Zugehörigkeit festgemacht, praktiziert und erlebt werden kann (Scheer 2014: 24). Emma bewegt sich zwischen Englisch und Deutsch in einem doppelten Zustand der Nichtzugehörigkeit. Im Roman bemängeln die Mitschüler:innen Emmas Englisch wegen ihres irischen Akzents, was Teile ihrer Identität in Frage stellt. „Ich habe kapiert, dass man auf einiges gefasst sein muss, wenn man seine Sprache an einen weit entfernten Ort trägt“ (Kreller 2019: 83). Foroutans und Schäfers Aussage, dass Identitätsfindung ein steter Prozess ist, der zwischen dem Selbstbild, das der Einzelne von sich entwirft, und dem Bild entsteht, das sich seine sozialen Handlungspartner in wechselnden Zusammenhängen von ihm machen (vgl. [1]), lässt sich hier gut auf Emmas Situation übertragen.

Es gibt hinsichtlich der im Roman thematisierten Alteritätserfahrung zudem eine interessante Parallele, auf die Inger Schult hinweist: „[Kreller] wählt mit Deutschland und Irland zwei Staaten aus, die wissen, was es bedeutet, im eigenen Land getrennt zu sein und nicht mit einer Sprache zu sprechen“ (Schult 2020: 188). In *Elektrische Fische* gibt es viele irische Ausdrücke und Sachverhalte sowie DDR-spezifische Fremdwörter, die erst am Ende des Buches in einem auf Irland und auf die DDR bezogenem Glossar erklärt werden. Da davon auszugehen ist, dass ein Großteil der jugendlichen Leser:innen weder den Sprachgebrauch der DDR noch die irischen Ausdrücke kennen, überträgt sich Emmas Fremdheitsempfinden bzw. ihr Nichtverstehen auf die Rezeptionsebene, so dass man sich leichter in ihre Situation hineinversetzen kann.

Emma lernt im Laufe des Romans ständig neue deutsche Wörter hinzu, die sie regional erden wie Hühnergott, Donnerkeil und Bernsteinauge (Kreller 2019: 5), Broiler, Kapernklopse und VEB Mifa-Werk (ibid.: 48). „Diese [neuen Wörter] teilt sie in verschiedene Kategorien ein. So gibt es Pflanzenwörter, Mittagessenwörter, Fahrradwörter, Kekskuchenwörter und Mutterwörter“ (Lison 2021: 234). Nachdem Emma anfangs noch wutentbrannt und pubertär emotionsgeladen ihre Frustration über das Meer brüllt (*„Germany, I hate ye!“* [Kreller 2019: 51]), entwickelt sich allmählich ein sensibles Gefühl für deutsche Wörter: „[…] obwohl ich keine Zeit habe, lege ich meinen Kopf kurz auf das Kissen meiner Mutter, *Kopfkissen* ist für mich das schönste deutsche Wort, denn genau das ist es, *a kiss for the head*“ (ibid.: 154). Die sprachliche Hybridität spiegelt hier Emmas eigene identifikatorische Mehrfachzugehörigkeit und kann als eine Form des *doing belonging* betrachtet werden.

„Unheimat“ - Heimat: Gerüche

Kreller veranschaulicht in *Elektrische Fische*, dass Fremdheit und Heimat keine philosophischen Konstruktionen darstellen, sondern dass diese physisch spürbar mit konkreten Gefühlen und Sinneswahrnehmungen verbunden sind; so markieren

Gerüche zunächst Fremdheit und später ein Ankommen. Zu Beginn des Romans stellt Emma fest:

> Wir gehören nicht in dieses Haus, in dem es immer noch nicht nach uns riecht, sondern nur nach den deutschen Großeltern: nach fremden Soßen und Reinigungsmitteln und künstlichen Raumduft, nach zu süßem Parfüm und nach Schweiß und nach der praktischen Gewürzmischung, die sie immer nehmen. Wir haben den Geruch der Keegans immer noch nicht ins Haus getragen. (Ibid.: 28f.)

Der Transformationsprozess der Familie zeigt sich nach einiger Zeit u.a. darin, dass sich die Gerüche geändert haben: „Im Haus haben sich die Gerüche längst vermischt, es riecht jetzt nach uns allen, jung, mittel alt, Velgow, Dublin […]“ (ibid.: 154). Die Geruchsmischung ist keine Anpassung an das Leben in Velgow, sondern sie veranschaulicht im Sinne von transkultureller Hybridität, dass im Miteinander etwas Neues entsteht.

„Unheimat“-Heimat: Annäherungen

In der neuen Familienkonstellation ist es notwendig, dass alle aufeinander zugehen. Dies betrifft auch die Erwachsenen, denn sowohl die Mutter als auch die Großeltern müssen Geschehnisse der Vergangenheit aufarbeiten und mit der neuen Situation des Zusammenlebens zurechtkommen. Emma spricht von langjährigen, unter den Teppich gekehrten Konflikten und verweist auf den entsprechenden englischen Ausdruck *to sweep something under the carpet* (siehe ibid.: 20). Alle Familienmitglieder befinden sich in einem Veränderungsprozess:

> Und falls die Zeit zum Verzeihen in Velgow noch nicht begonnen hat, dann ist zumindest eine andere Zeit losgegangen. Die Großeltern fangen an, sich zu verändern, und mir fällt dieser seltsame Satz ein, den ich mal irgendwo gelesen habe, ich denke: Sie heißen uns willkommen. (Ibid.: 102)

In *Elektrische Fische* findet eine schrittweise Annäherung zwischen den deutschen Großeltern und ihren Enkelkindern statt, indem der Großvater ein Stückchen Heimat, ein Stückchen Irland nach Velgow holt. Er baut einen neuen Steinzaun um das Haus, und der Anblick gleicht bis auf die fehlenden Schafe kitschigen irischen Kalenderblättern. Emma erkennt den Symbolgehalt dieser konkreten Handlung, die als *doing belonging* gedeutet werden kann: „Und ich weiß, dass sie die Steine nicht für sich selbst aufeinanderstapeln, dass sie Irland nicht für sich selbst bauen. Sie tun es für ein Mädchen, dem es die Sprache verschlagen hat und das sie immer noch Eufe nennen“ (ibid.: 104).

Zur Integration und zur Beheimatung eines Ortes gehören soziale Bezüge und somit auch neue Vertraute. Im Roman ist Levin[18] wie betont eine wichtige Bezugsperson für Emma. Er beschützt Aoife vor dem Mobbing, spricht mit Emma ab und zu Englisch und sitzt einvernehmlich mit ihr redend oder schweigend am Strand. Levin lässt sich außerdem ausgeklügelte Ausreißpläne für Emma einfallen, obwohl er insgeheim darauf hofft, dass sie bleibt. In einer sehr klein geschriebenen Fußnote deutet er auf seinem entworfenen Fluchtplan an, dass es eine Alternative geben könnte: „*Oder du vergisst den ganzen Plan und bleibst einfach hier"* (ibid.: 124). Trotz Emmas Fluchtabsichten lässt sich ein Denken in Schwarz-Weiß-Bildern nicht länger aufrechterhalten. Beim Verfassen eines Abschiedsbriefes an die Mutter gesteht sich Emma bei aller Fremdheit ein, sich inzwischen sogar auf die Schule zu freuen und deutsches Brot zu mögen (ibid.: 153). Das neue Leben wird schrittweise (ungewollt) ein wenig erträglicher als zuvor.

„Unheimat" und Zwischenräume

Ein physisches Ankommen bedeutet keine gefühlsmäßige Verortung. Emma empfindet das Leben in Deutschland als unauthentisch und unwirklich. Sie fühlt sich deplatziert. „Ich will nach Hause. Das hier, das ist *nothing*" (ibid.: 54). In Ermangelung sozialer und identifikatorischer Anbindungen kommt Emma das Dasein in Velgow unwirklich und gespielt vor. „[D]as ist gar nicht mein Leben, das spiele ich alles nur. Ich bin hier, aber ich bin gar nicht hier" (ibid.: 63). Velgow ist zu diesem Zeitpunkt für Emma ein Nicht-Ort und eine „Unheimat". Auch Levin betont, dass die Provinz, in der er aufwächst, kein Sehnsuchtsort ist: „[m]an zieht nicht in diese Gegend, niemand macht das. Wenn überhaupt, zieht man hier weg" (ibid.: 55).

Ebenso wie Emma sich ständig dazwischen fühlt, ist auch der topografische Raum ein Limbo, denn Velgow hat nach der Wende den Anschluss an eine neue Wirklichkeit verpasst. Als der Großvater seine Tochter und die Enkelkinder zu Beginn des Romans mit dem Wagen abholt, offenbart sich das Dorf als ein perspektivenloser Ort, wo die Zeit in einer Art DDR-Lethargie mit verlassenen Häusern und ehemaligen Geschäften still zu stehen scheint.

> Wir fahren durchs Dorf und der deutsche Großvater zeigt auf etwas, das mal ein Laden gewesen sein muss. Über der Tür steht verblichen OBST GEMÜSE FEINKOST, er sagt: »Konsum: dichtgemacht.« »Wir bleiben ja nicht ewig«, antwortet Mutter und fragt gleich noch, wieso diese Straße immer noch Thälmannstraße heißt. Aber der Großvater fährt einfach weiter und knurrt nach einer

[18] Levin teilt das Interesse seiner Mutter, einer Ichthyologin, für Strom erzeugende elektrische Fische, die über Stromschläge Artgenossen finden können; dies erklärt den Titel des Buches.

> Weile: »Kindergarten: dichtgemacht.« Später zeigt er auf ein großes, schmutzig rotes Ziegelhaus und sagt: »Wolfgang Jensen: dichtgemacht.« (Ibid.: 11)

Die Trostlosigkeit des Ortes zeugt von einer DDR-Vergangenheit, zu der Emma keinen Zugang hat, was Velgow umso mehr zu einem Nicht-Ort macht. Sie weiß z. B. nicht, um wen es sich bei Ernst Thälmann handelt, nach dem die Dorfstraße weiterhin benannt ist. Auf die Frage in der Schule, wer dieser sei, überlegt Emma, womit sie ihn in Verbindung setzen könne: „*Ernst-Thälmann-Kirche*, versuche ich zu denken, aber es klingt seltsam, also sage ich: ein Graf vielleicht?“ (ibid.: 33). In Ermangelung kultureller Kompetenz wird Emma die Anbindung an den Ort zunächst verwehrt. Die textinterne Unkenntnis entspricht, wie vermutet werden kann, der textexternen Rezeptionsebene der meisten jugendlichen Leser:innen.

Im Kontext der Adoleszenzliteratur sind Raumeinnahmen als bewusster Akt der Selbstpositionierung und -konfiguration zu verstehen (Stemmann 2019: 25). Der geografische Ort kann sich durch menschliche Beziehungen zu einem Raum entwickeln, an den man anbinden kann. Im Roman wird die Ostsee zu einem Zwischenraum. Das Meer und der Wind erinnern als Bindeglieder an die alte Heimat.

> Und als ich an diesem stürmischen Samstag im April den Ostseewind auf der Haut spüre und ihn sogar riechen kann, da ist ein Zuhause zum ersten Mal wieder da, es ist kein Ostseewind, es ist *irischer Wind* und alles stimmt, die Windstärker und diese warme Sorte Kälte und wie weich die Luft ist, alles fühlt sich genau irisch an. Der Wind ist Dublin. (Kreller 2019: 45)

Die Ostsee wird zudem in einer Schlüsselszene des Romans zum Handlungsraum. Während der Sommerferien geht Emma täglich schwimmen. „Wenn man im Wasser ist, ist es egal, ob man weiß, wo man zu Hause ist, hier, dort oder dazwischen, unter Wasser interessiert das keinen mehr, am allerwenigsten mich selbst“ (ibid.: 126). Der fluide Freiraum und der Schwebezustand des Schwimmens lösen nicht nur symbolisch Grenzen auf.[19] Im Wasser fühlt Emma sich als „ganzer Mensch“ (ibid.: 127). Die Ostsee erhält die Funktion eines sinnstiftenden Raumes, denn durch Emmas tägliches Schwimmen ist sie stark genug, Levins Mutter vor dem Ertrinken[20] zu retten. „[A]uf einmal schwimme ich ihr in den Weg und kriege sie zu fassen. Ich habe den ganzen Sommer dafür geübt“ (ibid.: 165). Durch die Rettungsaktion zeigt Emma Handlungsmacht, die zu einer individuellen Raumeroberung führt und die als aktives *doing belonging* ihr Gefühl der Zugehörigkeit stärkt.

---

[19] Zur Wassermetaphorik im Roman, siehe Lison 2021: 236-238. Siehe auch Corina Löwes Ausführungen 2021 zur narrativen Funktion des Meeres in Dorit Linkes Jugendroman *Jenseits der blauen Grenze* 2014, in dem das Meer zum Fluchtraum wird.

[20] Emma weiß nicht, ob es sich um einen Suizidversuch handelt oder nicht: „Vielleicht habe ich Levins Mutter einen Strich durch die Rechnung gemacht, ich werde es nie herausfinden“, Kreller 2019: 169.

Zugehörigkeit und prozessuale Beheimatung

Als Emma nach ihrem lebensrettenden (und zugleich fluchtvereitelnden) Einsatz in den Garten der Großeltern zurückkehrt, wo gerade gefeiert wird, dass Aoife wieder zu sprechen begonnen hat, verspürt sie soziale Gemeinschaft. Es ist aber auch die Akzeptanz der eigenen Mehrfachzugehörigkeit; so spricht sie von sich als „ich, Emma Keegan, halb und halb" (ibid.: 179).21 Sie empfindet sich, um einen Begriff von Lila Abu-Lughod aus den 1990-er Jahren zu verwenden, als halfy.[22] Der negative Zustand des Dazwischenseins hat sich zu einem Sowohl-als-auch-Empfinden gewandelt. Das Ende bleibt offen, aber durch Vorausdeutungen wird eine positive Entwicklung markiert, bei der auch Aofie (ebenfalls als halfy) ihren Platz finden wird:

> Aber das weiß ich jetzt noch nicht, auch nicht, auch nicht, wie warm der Oktober sein wird und was Aoife für ein entzückendes Deutsch sprechen wird, ein Aoife-Deutsch mit englischen und irischen Abschnitten, und dass sie in ein paar Monaten zur Kinderfeuerwehr Velgow gehen wird, zweimal die Woche, und uns danach so viel erzählen muss, dass mir die Ohren weh tun werden." (Ibid.: 179f.)

Der Roman endet nicht mit einem Ankommen im Sinne eines abgeschlossenen Prozesses, sondern mit der Akzeptanz der Dinge, so wie sie gerade sind. Die Zugehörigkeitsmarkierung, sich wortlos neben die Familie zu stellen, ist ein Handlungsakt des *doing belonging*.

> *[I]ch bin jetzt da,* könnte ich rufen, aber ich sage es nicht, weil ich nicht weiß, ob es stimmt. Dann haben sie mich entdeckt, erst meine Mutter, dann die anderen, keiner von ihnen scheint überrascht zu sein, und mit einem einzigen Schritt und meinem viel zu großen Rucksack stelle ich mich zu meiner Familie dazu. (Ibid: 181)

Das Ende des Romans deckt sich mit Angehrns Ausführungen, dass Heimat nicht nur in der Herkunft, sondern auch in der Ankunft liegen kann (Angehrn 2021: 10). Heimat ist somit im Roman räumlich und temporal in zwei Richtungen gerichtet, teils in die Vergangenheit und nach Dublin, teils zukunftsgerichtet als ein unabgeschlossenes Ankommen in einer vielleicht neuen Heimat. Wie die Raumeroberung im Sinne einer Beheimatung langfristig aussehen wird, wird in *Elektrische Fische* offengelassen.

---

[21] Fotoutan 2010: 12 verweist bezüglich der hybriden nationalen Identität von Postmigrant:innen auf die Bezeichnung *hyphenetes identities* (Bindestrich-Identitäten) bzw. Bindungs-Identitären. Nach Scheer 2014:12 wird der Begriff vor allem in der Forschung verwendet, aber im postmigrantischen Diskurs auch als problematisch empfunden.

[22] *Halfies* sind nach Lila Abu-Lughod 1996:14 „Personen, deren nationale oder kulturelle Identität aufgrund von Migration, Erziehung im Ausland oder ihrer Abstammung gemischt ist".

Bibliographie

Abu-Lughod, Lila, „Gegen Kultur Schreiben“, in: Ilse Lenz/Andrea Germer/Brigitte Hasenjürgen (Hg.), *Wechselnde Blicke. Frauenforschung in internationaler Perspektive*. Geschlecht und Gesellschaft Volume 2, Wiesbaden 1996, 14–46 (Originaltitel: *Writing against Culture*).

Angehrn, Emil, „‚Worin noch niemand war' – Heimat als Erinnerung und Konstrukt“, *Colloquium: New Philologies,* Vol. 6, Issue 1 (2021), 4–15.

Augé, Marc, *Nicht-Orte.* München 2019 (Originaltitel: *Non-Lieux. Introduction à une anthropologie de la surmodernité*).

Aydemir, Fatma/Yaghoobifarah, Hengamesh (Hg.), *Eure Heimat ist unser Albtraum*, Berlin 2019.

Bhabha, Homi K., *Die Verortung der Kultur*, Tübingen 2000 (Originaltitel: *The Location of Culture*).

Gansel, Carsten/Zimniak, Pawel, *Zwischenzeit, Grenzüberschreitung, Aufstörung. Bilder von Adoleszens in der deutschsprachigen Literatur*, Heidelberg 2011.

Foroutan, Naika, „Neue Deutsche, Postmigranten und Bindungs-Identitäten. Wer gehört zum neuen Deutschland?“, *ApuZ* 46-27 (2010), 9–15.

Kreller, Susan, *Elektrische Fische,* Hamburg 2019.

Krug, Nora, *Heimat. Ein deutsches Familienalbum*, München 2019.

Lappert, Rolf, *Pampa Blues*, München 2012.

Linke, Dorit, *Jenseits der blauen Grenze,* Bamberg 2016.

Lison, Inger, „‚Dazwischen ist kein Zuhause' – Heimat, Zugehörigkeit und Fluchtgedanken in Susan Krellers *Elektrische Fische“*, in: Sebastian Bernhardt (Hg.), *‚Ausreißen' in der aktuellen Kinder- und Jugendliteratur. Kinder- und Jugendliteratur. Themen – Ästhetik – Didaktik Bd. 1*, Baltmannsweiler 2021, 229–250.

Löwe, Corina, „Fließende Grenzen? Erzählen und Erinnern in Dorit Linkes *Jenseits der blauen Grenze* (2014)“, *Moderna språk* 2 (2021), 21–36.

Scharnowski, Susanne, *Heimat. Geschichte eines Missverständnisses*, Darmstadt 2019.

Scheer, Monique, „Alltägliche Praktiken des Sowohl-als auch. Mehrfachzugehörigkeit und Bindestrich-Identitäten“, in: Monique Scheer (Hg.): *Bindestrich-Deutsche? Mehrfachzugehörigkeit und Beheimatungspraktiken im Alltag*, Tübingen 2014, 7–27.

Schlink, Bernhard, *Heimat als Utopie*, Frankfurt am Main 2000.

Schult, Maike, „Vom Heimweh in übersichtlichen Sätzen und der Kunst, nicht dichtzumachen“, *Praktische Theologie* 55, Heft 3 (2020), 188–189.

Stemmann, Anna, *Räume der Adoleszenz. Deutschsprachige Jugendliteratur der Gegenwart in topographischer Perspektive,* Stuttgart 2019.

Schreiber, Daniel, *ZUHAUSE. Die Suche nach dem Ort, an dem wir leben wollen*, Berlin 2018.

Turner, Victor W., „Liminalität und Communitas“, in: Andréa Belliger/David J. Krieger (Hg.), *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch,* Opladen 1998, 251–264.

West, Candance/Zimmermann, Don H., „Doing Gender", in: *Gender & Society* 2:1 (1987) 125–151.

Yidiz, Erol, „Vom methodologischen Nationalismus zu postmigrantischen Visionen", in: Marc Hill/ Erol Yidiz (Hg.), *Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen*, Bielefeld 2015, 23–61.

Internetquellen

[1] Foroutan, Naika/ Schäfer, Isabel: „Hybride Identitäten – muslimische Migrantinnen und Migranten in Deutschland und in Europa", *Bundeszentrale für politische Bildung* 2009. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/32223/hybride-identitaeten-muslimische-migrantinnen-und-migranten-in-deutschland-und-europa/#footnote-target-7 > (10.1.2023).

[2] Lison, Inger, *Kreller, Susan Elektrische Fische. Feels like* home*…?* <https://www.kinderundjugendmedien.de/kritik/jugendroman/3904-kreller-susan-elektrische-fische?highlight=WyJlbGVrdHJpc2NoZSIsImZpc2NoZSIsImZpc2NoIl0=> (7.8.2023).

[3] „Neigeschmeckte und Nicht-Gemüse-Esser in der Kinder- und Jugendliteratur. Kubi im Gespräch mit Dr. Susanne Helene Becker, Humboldt-Universität", *Kubi. Magazin für Kulturelle Bildung. Themanummer: Heimat – der rechte Begriff* 16, 2019, 59-61 (keine Verfasserangabe). <https://www.bkj.de/fileadmin/BKJ/10_Publikationen/BKJ-Publikationen/kubi_Magazin/kubi_16-2019_Heimat_BKJ_WEB.pdf> (12.1.2023).

Film

Moodysson, Lukas, *Raus aus Åmål* (Orig. *Fucking Åmål*)*,* 1998.

Die Klassenfahrt als Handlungsraum am Beispiel von Tamara Bachs *Sankt Irgendwas* und Stefanie Höflers *Tanz der Tiefseequalle*

Anneli Fjordevik

Einleitung

Vor etwa 100 Jahren erschienen mehrere Schulromane, in denen die Schule bzw. das Internat der Handlungsort war, wie zum Beispiel Hermann Hesses *Unterm Rad*, Robert Musils *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* oder Erich Kästners *Das fliegende Klassenzimmer*. Heute ist die Schule und die damit verbundene Figur der Lehrkraft zwar kein dominierender Handlungsort mehr in der Jugendliteratur, dennoch ist sie in den meisten Jugendromanen als (Neben-)Schauplatz dabei, spielt sich die Handlung nicht in den Ferien ab, denn „(s)eit es die Schule gibt, taucht sie als Handlungsort auf" (Schweikart 2008: 17). Wurden die Lehrergestalten in früheren literarischen Texten und Filmen als kompetente Vorbilder oder Wegweiser (Fagerström 2005: 204), aber oft auch als Tyrannen dargestellt (wie in dem Film *Die Hörige* von Ingmar Bergman), so zeigt sich in der heutigen Literatur ein verändertes Bild von den Lehrerfiguren und dem Raum Schule: Schule ist nicht mehr „eine Angst einflößende Anstalt, sondern eher ein Ort der Langeweile. Lehrerinnen und Lehrer sind keine Autoritäten mehr, sondern die Jugendlichen wollen von ihnen lediglich in Ruhe gelassen werden" (Christensen/Koch 2021: 11), und die „Figur des überforderten Lehrers" sei schon zum Standard geworden (Schweikart 2008: 27).[1]

[1] Siehe hierzu auch Wagner 2008: 137: „Der Klassenraum ist vergleichbar mit einer Raubtiermanege, in die die Lehrer ungeschützt eintreten", und der Band *Gescheit, gescheiter, gescheitert. Das zeitgenössische Bild von Schule und Lehrern in Literatur und Medien*, herausgegeben von Günter Helmes und Günter Rinke, 2016.

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit den Jugendromanen *Sankt Irgendwas* (2020) von Tamara Bach und *Tanz der Tiefseequalle* (2017) von Stefanie Höfler, in denen jeweils eine Klassenfahrt geschildert wird; bei Bach bildet diese den hauptsächlichen Schauplatz der Handlung, während bei Höfler der Klassenausflug einer unter mehreren Handlungsorten darstellt. Eine Schulfahrt ist als Bestandteil der Bildungs- und Erziehungsarbeit der Schule zu betrachten, findet jedoch nicht im traditionellen Schulmilieu statt, sondern die räumlichen Grenzen werden aufgelöst. Dadurch entsteht eine Zwischenräumlichkeit (Dünne 2015: 12) bzw. ein „Zwischenraum“[2] zwischen Schule und Nicht-Schule; etwas Bewegliches, das mit dem Ort Schule streng verbunden ist, dennoch einen eigenen Raum herstellt.[3] Somit entsteht ein Raum, der *anders* ist, eine Heterotopie. Heterotopien bringen „an ein und demselben Ort mehrere Räume zusammen, die eigentlich unvereinbar sind“ (Foucault 2013: 14) und können auch als „Gegenräume“ (ibid.: 10) betrachtet werden. Als Beispiele für Heterotopien führt Foucault neben dem Jahrmarkt, dem Theater und Feriendörfern die Reise am Beispiel eines Schiffes an. Schiffe sind „Orte ohne Orte, ganz auf sich selbst angewiesen“ und demzufolge gilt das Schiff bzw. die Reise als „die Heterotopie par excellence“ (ibid.: 21).

Darüber hinaus wird weder bei Bach noch bei Höfler der genaue Ort der Klassenfahrt namentlich genannt. Die Orte bzw. die Ziele der Schulreisen sind demzufolge identitätslos und unspezifisch, und können im Sinne Augés als Nicht-Orte eingeordnet werden, denn

> [s]o wie ein Ort durch Identität, Relation und Geschichte gekennzeichnet ist, so definiert ein Raum, der keine Identität besitzt und sich weder als relational noch als historisch bezeichnen läßt, einen Nicht-Ort. (Augé 1994: 92)

Die besuchten Orte können somit im Unterschied zu benennbaren und geographisch markierten Orten als Nicht-Orte eingeordnet werden, während die Klassenfahrten an sich und deren Räumlichkeiten im Folgenden als Heterotopien verstanden werden.

Im vorliegenden Beitrag soll der Frage nachgegangen werden, was passiert, wenn der (Handlungs-)Ort Schule auf konkrete Art und Weise verlassen wird und eine Bewegung – die Klassenfahrt – in dem vorgegebenen Raum Schule stattfindet. Wird das Klassenzimmer re- (oder de-)konstruiert? Inwiefern nehmen die Lehrkräfte neue Rollen ein und entwickeln sich andere Machtstrukturen zwischen Lehrer*innen und Schüler*innen, wenn sie sich in diesem Zwischenraum befinden?

---

[2] Der Begriff „Zwischenraum“ spielt vor allem in den postkolonialen Studien eine wichtige Rolle, steht aber für einen Denkraum, „in dem all das stattfindet, was Gegensätze unterläuft und Sinnstiftung erschwert oder verhindert: Ambivalenz, Unbestimmtheit, Offenheit, Polysemie“, Assmann 2011: 153; Mayer 1999: 239.

[3] Zum Unterschied Raum – Ort, siehe zum Beispiel de Certeau 1990: 218, der meint, dass Raum „ein Ort [ist], mit dem man etwas macht“, ein Ort, der immer wieder neu entsteht.

Rekonstruktion des Klassenzimmers

In Bachs *Sankt Irgendwas* wird die Klassenfahrt der 10b mit den beiden Lehrkräften Utz und Frau Kaiser („die Kaiserin“) geschildert. Es ist eine Montage-Erzählung, die aus direkten Dialogen, Klassenprotokollen und Emails vom Klassenlehrer Utz an die Eltern besteht. Es beginnt mit den Spekulationen anderer Schüler*innen auf dem Schulhof, die nur wissen, dass etwas auf der Klassenfahrt der 10b schiefgegangen ist, dass die ganze Klasse 10b verwarnt worden ist und dass am Abend Elternkonferenz mit der Schulleitung angesagt ist. Dann erfolgt ein Sprung in die Vergangenheit, der die Klassenfahrt von Tag eins bis sieben in Form eines Klassenprotokolls aufrollt. Das Protokoll wird täglich wechselnd von unterschiedlichen Schüler*innen geführt, und so entwickeln sich auch unterschiedliche Schreibstile. Es wird zuerst sehr sachlich geschrieben, wird aber mit der Zeit immer persönlicher, so dass sich die Schüler*innen bald Gedanken machen, ob es nicht besser unter Verschluss bleiben sollte.

Schon in der ersten E-Mail an die Eltern legt Klassenlehrer Utz den Ton der Reise fest: In einer nüchternen Formulierung teilt er mit, dass die Klassenfahrt verpflichtend ist, dass es ein Handy-, Tablet- und Computerverbot gibt, dass jede*r einen Vortrag zu einem historisch wichtigen Ort vorbereiten muss und dass darüber hinaus ein Protokoll über Erlebtes geführt werden soll – dies weckt bei seinen Schüler*innen nicht viel Vorfreude. Auf der Klassenfahrt wird seiner Planung ins Detail gefolgt; Museen und Kirchen werden besichtigt, Uhrzeiten eingehalten und bis zu sechs Referate werden pro Tag über kunsthistorische Stätten von den Schüler*innen, oft in brütender Hitze, gehalten. Einfach nur „nichts“ machen ist nicht erlaubt (sogar der sogenannte „bunte Abend“ muss ganz genau zu festgelegten Zeitpunkten geplant werden) und auch für kleine Fehltritte lässt er die gesamte Klasse büßen. Es gibt auf dieser Schulfahrt viele Strafsanktionen.

Utz schafft somit auf der Klassenfahrt ein schulähnliches Dasein, mit Stundenplan, Anwesenheitspflicht, Referaten, die bewertet werden und dem Statement, dass nichts aus Spaß gemacht werden darf, sondern nur zu Bildungszwecken. Der Schulalltag wird im Bus, in Museen, Kirchen und in der Jugendherberge etabliert und im Sinne Lefebvres kann von einer Produktion des Raums, nämlich der Reproduktion des Klassenzimmers, gesprochen werden, indem eine räumliche Praxis produziert wird:

> Sie umfasst die Produktion und Reproduktion, spezielle Orte und Gesamträume, die jeder sozialen Formation eigen sind, und sichert die Kontinuität in einem relativen Zusammenhalt. Dieser Zusammenhalt impliziert in Bezug auf den sozialen Raum und den Bezug jedes Mitglieds dieser Gesellschaft zu seinem Raum sowohl eine gewisse

Kompetenz als auch eine bestimmte *Performanz*. (Lefebvre 1974, hier nach Günzel 2020: 90)[4]

Hier wird aber schnell klar, dass die Mitglieder des topographischen Raums *Schule* unterschiedliche Auffassungen von der Raumkonstruktion *Klassenfahrt* haben; sieht der Klassenlehrer Utz die Reise als Erweiterung des Schulraums und setzt diese in Szene, unterscheidet sich die Vorstellung und somit die Performanz der Schüler*innen davon. Für sie ist die Klassenfahrt ein anderer Raum; sie nehmen den Raum eher als Gegenraum wahr, der einen Zwischen-Zustand zwischen Schule und Vergnügen/Freizeit herstellt. Mit der Bewegung des Raums Schule haben sich „auch soziale Positionen und Zuordnungen" (Dünne et al. 2015: 41) verändert und es kommt somit zu einem Machtkampf zwischen dem Lehrer und den Schüler*innen.

Für Lehrer Utz spielt diese Bewegung keine Rolle; eine Klassenfahrt gehört zur Schule bzw. zum Handlungsort Schule, und daran ändert sich nichts, was aus den Gedanken und Gesprächen der Jugendlichen hervorgeht. „Der hatte aber angeblich keine Lust, mit denen auf Klassenfahrt zu gehen. Der macht doch eh kaum noch was. Ich glaube, der wollte nicht mal mehr Klassenlehrer sein" (Bach 2020: 12), stellt ein Schüler auf dem Schulhof fest; es ist eine Verstimmung, die auch auf der Klassenfahrt herrscht.[5] Als zwei Schülerinnen ein (zu) langes Referat zu einem Dorf gehalten haben, meint Utz beispielsweise, „das hätten die beiden besser takten sollen. Und besser auswählen, was wirklich wichtig ist" (ibid.: 58), worauf der Protokollführer sich fragt, warum er immer alles so dreht „als wäre man selbst schuld? Und macht einen Vorwurf draus? Anstatt dass er einfach mal feststellt, dass die beiden sich echt viel Arbeit gemacht haben. Und wie toll das ist" (ibid.). Wenn jemand Musik anmacht, ruft Utz „leiser!": „Wenigstens ‚bitte' könnte er sagen" (ibid.: 68), denkt der protokollführende Schüler. Nicht nur die Schüler*innen reagieren auf Utz unfreundliche Haltung. Als die Klasse vor einem geschlossenen Museum steht und Utz den Schüler Milan auffordert, um das Gebäude herum zu

[4] Lefebvre 1974, nach Günzel 2020: 89-90, hat eine Triplizität des Räumlichen entworfen und unterscheidet drei Ebenen: die Repräsentationen/Konzeptionen von Raum (représentations de l'espace – espace conçu), die räumliche Praxis (pratique spatiale – espace perçu) und Räume der Repräsentation (espaces de représentation – espace vécu). Hier wird vor allem auf die erste Ebene eingegangen.

[5] Dieses Bild der unzufriedenen bzw. missmutigen Lehrkraft zeichnet sich auch im Jugendroman *Mehr schwarz als lila* von Lena Gorelik 2017: 22 ab: „Wir wussten nie, wer weniger Lust auf seinen Unterricht hatte, wir oder Herr Jäckel selbst". Als Herr Jäckel krank wird, wird ein Referendar als Vertretung eingesetzt, „Referendare mögen wir fast immer", stellt die Hauptfigur fest, ibid.: 24. Der Referendar funktioniert oft als Brücke zu den Schüler*innen und bildet somit eine Sonderrolle der Figur der Lehrkraft, vgl. Schweikart 2008: 18. Siehe auch *Keine halben Sachen* von Antje Herden 2019: 7: „Wie die meisten wirkte auch mein Klassenlehrer überfordert. Er starrte unzählige Male aufs Smartphone, prüfte, ob die Stunde bald vorbei sei. Manchmal sogar öfter als wir."

gehen, will Milan wissen, warum. „Weil ich dir das sage, Milan, deshalb!“ ist Utz Antwort, worauf die begleitende Lehrkraft ihn zurechtweist:

> „Das ist aber keine genaue Arbeitsanweisung, Herr Kollege“, sagt die Kaiserin. (Die beiden sind übrigens strikt per Sie, dabei glaub ich, die Kaiserin duzt 90 Prozent des Kollegiums UND DEN HAUSMEISTER!) (Ibid.: 46)

Gleichzeitig versucht die Kaiserin aber den Schüler*innen zu erklären, weshalb er ist, wie er ist (er sei eine andere Generation, ibid.: 51), was wenig hilft. Die Schüler*innen nennen ihn einen richtigen „Klassenfahrtsgrinch“ (ibid.: 58),[6] und am sechsten Tag hat auch der Busfahrer genug. Utz spricht über Strafsanktionen, Küchendienst usw., nachdem die Schüler*innen Papierflieger aus ihren Referaten und Flyers in einem Museum gebaut haben. Busfahrer Keller macht einfach die Bustür zu, lässt Utz (und die Kaiserin) am Museum zurück und fährt mit der Klasse los. Nach einigen Minuten Fahrt stellt Keller die Schüler*innen vor eine Entscheidung: „Wir können wieder zurückfahren, wenn ihr das wollt. Aber ich überlasse das jetzt euch. Was wir weiter tun“ (ibid.: 105). Und sie sind sich einig: Die Klasse verlässt die Rekonstruktion des Klassenzimmers, indem sie sich ohne Lehrerfiguren davonmacht und einen neuen Schauplatz produziert: die Klassenfahrt *ohne* Utz ist ein anderer Raum als die Klassenfahrt *mit* Utz: Es wird Musik gespielt, es wird gesungen und gelacht. Der Bus erscheint als neuer Handlungsort, als ein „Abenteuer“ (ibid.: 106). Sie fahren ans Meer (was sie früher wollten, aber nicht durften) und bleiben in einer Stadt in der Nähe.[7] Die Jugendlichen (und der Busfahrer Keller) distanzieren sich somit von Utz und etwas geschieht, womit Utz nicht gerechnet hat: Die Klasse steht einig zueinander. „Alle für alle, sagt dann jemand, leise. Ja. Nicken. Alle für alle. Egal was passiert“ (ibid.: 117).

Utz versucht die Klasse wieder für sich zu gewinnen, bzw. die Kontrolle zu behalten, indem er den Elternabend direkt nach der Heimkehr organisiert. Hier wendet sich aber auch die andere Lehrkraft (die Kaiserin) gegen ihn: „da ist die Kaiserin richtig ausgetickt“ und „[di]e war echt wütend“ (ibid.: 122) erfährt man vom Schulhof. Die ganze Klasse hat weiterhin eine schriftliche Erklärung abgegeben, dass alles gut gegangen ist und dass ihnen nichts Illegales passiert ist. Nicht nur die Klasse, sondern auch die Kaiserin hat sich nun von Utz distanziert, und auf dem Schulhof spielt sich folgendes Gespräch ab:

---

[6] Mit „Grinch“ ist laut Cambridge Dictionary [1] eine unfreundliche Person gemeint, die andere Menschen nicht mag und ihnen ein gemeinsames glückliches Weihnachtsfest nicht gönnt (der Grinch hasst Weihnachten und verfolgt das Ziel, das Weihnachtsfest für andere zu zerstören).

[7] Auf dem Rückweg vom Meer nimmt Busfahrer Keller „ohne Erklärung eine Abfahrt, die er sonst nicht genommen hat“, und „[s]chenkt ihnen noch einen Ort“, Bach 2020: 109.

„Der Utz hat sich krankgemeldet."

„Mal schauen, ob der nach den Ferien noch mal auftaucht."

„Ich glaub's ja nicht. Das hat den fertiggemacht. Der braucht doch nur einen Grund, um in Frührente zu gehen."

„Kein Verlust." (Ibid.: 123)

Der Versuch, „existierende […] Gesellschaftsverhältnisse an einem anderen Ort" (Günzel 2020: 93) zu etablieren, ist demnach gescheitert und Utz bleibt in seinem „anderen Raum" allein.

Zum Identitäts- und Autoritätsverlust bzw. die Figur der überforderten Lehrkraft

Auch in *Tanz der Tiefseequalle* endet die Klassenfahrt mit einem Ausbruch. Hier wird abwechselnd aus den Perspektiven Nikos und Seras erzählt. Der übergewichtige Niko wird von seinen Klassenkameraden gequält, muss dies aber allein meistern. Wenn einige Jungen seinen Rucksack in einen hohen Baum werfen, geht er zum Hausmeister, der ihm ein langes Seil gibt, holt den Rucksack hinunter und kommt „nur ein bisschen zu spät in den Unterricht" (Höfler 2018: 11). Alle wissen, was passiert ist, aber „[d]ie Lehrer sagen nie was" (ibid.: 14) stellt die andere Ich-Erzählerin, Sera, fest. Sie hat viele Freunde, ist sehr schön und hält das Verhalten ihrer Freunde Niko gegenüber eigentlich nicht für angemessen, hat aber Angst, selbst ausgegrenzt zu werden, wenn sie protestieren würde. Hier geht es im Unterschied zum Autonomiegewinn gegenüber der Familie „auch um die Anerkennung und Zugehörigkeit zur Peergemeinschaft" (Hummrich 2017: 91). Auf der Klassenfahrt, die im Unterschied zu *Sankt Irgendwas* nur drei Tage dauert und eher auf Vergnügen ausgerichtet ist (Schwimmen, Nachtwanderung und Disco) wird Sera von dem selbstsicheren Klassenkameraden Marko betatscht und Niko stellt sich dann schützend an ihre Seite. Es geht in diesem Jugendroman kurz gesagt um Identitätsfindung, Mobbing, Gruppenzwang und sexuelle Belästigung.

Die hauptverantwortliche Lehrkraft auf der Klassenfahrt ist Frau Mast (und Herr Helmer im Hintergrund). Auch wenn sie oft nicht sieht – oder wählt, nicht zu sehen – was in der jugendlichen Welt passiert, wenn es zu schwierigen Situationen wie Konflikten und Quälereien kommt, ist es ihre Absicht, dass sich alle wohlfühlen. Am ersten Abend fragt sie Niko auf der Nachtwanderung, ob er klarkommt. Er antwortet mit einer Provokation: „Ob ich womit klarkomme? […] Mit meiner Fettleibigkeit oder mit den Nebenwirkungen dieser Fettleibigkeit auf einem Klassenausflug voller Schwimmbäder und Kletterparks, der für sportliche

Durchschnittsschüler kreiert wurde?“ (Höfler 2018: 34) Frau Mast „holt tief Luft“ und Niko glaubt zu spüren, wie „ihr pseudoselbstverständlicher Berg an Mitleid in Sekundenschnelle auf ein kleines Häuflein zusammenschrumpft“ (ibid.). Zu einer Antwort kommt es nicht, denn gerade in dem Moment zündet ein anderer Schüler mithilfe seiner Laterne ein paar Tannenäste an und Frau Mast muss losrennen.

Am nächsten Tag im Kletterpark wird Sera von Marko festgehalten und gegen ihren Willen geküsst; sie versucht, aus seinem Klammergriff herauszukommen, was ihr aber nicht gelingt und sieht ein, dass keine Hilfe von der Lehrkraft zu erwarten ist: „Frau Mast würde mit ihrer schrillsten Aufregstimme sagen: Was ist denn hier los? Und kapiert wieder mal nichts“ (ibid.: 42). Derjenige, der zu ihrer Rettung kommt, ist Niko, der mit ruhiger Stimme einfach „Lass Sera los“ (ibid.) sagt. In der Disco am Abend fordert Sera Niko zum Tanzen auf, worauf die beiden von den Mitschüler*innen verspottet werden: „Hast du keine Angst, dass sein Fett ansteckend ist?“ und „Der Liebestanz der Tiefseequalle!“ (ibid.: 57–58). Frau Mast bemerkt „mit Verspätung“, dass „hier gerade irgendetwas passiert, was über eine durchschnittliche Stehbluesrunde hinausgeht“ (ibid.: 58), aber zu spät. Sera und Niko sind schon von der Klassenfahrt verschwunden. Auch hier wird durch die Distanzierung von den Lehrkräften und den anderen Schüler*innen ein neuer und wichtiger Schauplatz hergestellt. Aus ihrem „Notfallabhauplan“ (ibid.: 64) wird ein Abenteuer in der Natur; sie übernachten im Wald, kommen einander näher und beginnen, eine Freundschaft zu entwickeln. Ihr gemeinsames Abenteuer endet aber, als sie sich am Tag darauf dem konkreten Ort Schule und dem Schulgebäude nähern: „Das graue klotzige Gebäude, das selbst im orangeweichen Abendlicht aussieht wie ein dystopischer Gefängnisbau, macht mir mit einem Schlag klar, dass jetzt wirklich unser gemeinsamer Weg endet“ (ibid.: 102), stellt Niko im Stillen fest.

In diesem traurigen Gebäude führt Frau Mast ein Gespräch mit Sera und Niko. Auch wenn Niko sich in diesem Gespräch „Frau Mast auf wunderbare Weise überlegen“ (ibid.: 111) fühlt, hat Frau Mast die Kontrolle einigermaßen zurückgewonnen. „Sie deutet auf zwei Stühle ihr gegenüber“ (ibid.: 109) und teilt mit, dass sie „es kurz“ (ibid.: 110) mache. Nach dem Gespräch stellt sie fest, dass sie die Konsequenzen mit dem Schulleiter besprechen werde, bevor sie die Tür „schwungvoll“ öffnet und die beiden Jugendlichen „mit einer raschen Kopfbewegung“ (ibid.: 111) rausschickt. „Ihre Absätze klackern rhythmisch auf dem Steinboden“ (ibid.). Das Wort „Mobbing“ fällt im Gespräch, aber darauf geht sie nicht ein. Sie kann mit der Tatsache, dass zwei Schüler*innen von der Klassenfahrt abgewichen sind, umgehen und weiß, was getan werden muss (mit dem Schulleiter sprechen); schwerer fällt es ihr mit Quälereien, Mobbing und Konflikten. Auch wenn ihr aus Schülerperspektive nach Nikos und Seras „Abhauen“ auf der Klassenfahrt „die Kontrolle restlos entglitten“ (ibid.: 116) ist, kann man also behaupten, dass ihr eine gewisse Kontrolle doch bleibt, nämlich die, wenn ein konkretes Ereignis (das Verschwinden der beiden Jugendlichen) eintritt – darüber hat sie, gestärkt von der Schulleitung und der Tatsache, dass sie sich im bekannten Handlungsraum Schule wieder befindet, die Macht.

Ende der Klassenfahrt: Aufbruch ins Anderswo

Wie eingangs erwähnt, bleibt das konkrete Ziel der Klassenfahrt sowohl in *Sankt Irgendwas* als auch in *Tanz der Tiefseequalle* unbekannt. Schon der Titel von Bachs Jugendroman enthüllt den Nicht-Ort, und zu Beginn wird die Unbestimmtheit des Ortes von den Schüler*innen auf dem Schulhof thematisiert: „wo waren die denn überhaupt? Kroatien. Nee, Italien! Nee, in…irgendwas mit Ruinen […] Irgendwas Heiliges. Sankt Irgendwas, oder Santa Weißnichwer“ (Bach 2020: 6). Eine Identifikation mit dem Ort bzw. mit den Orten findet nicht statt. Erst mit den Ausbrüchen von den Klassenfahrten werden die Schauplätze weniger abstrakt: In *Sankt Irgendwas* geht die Busfahrt ohne Utz und die Kaiserin auf Wunsch der Schüler*innen ans Meer, und in *Tanz der Tiefseequalle* bedeutet Seras und Nikos Ausbruch eine Nacht im Freien unter totaler Freiheit und wird wie ein Paradies dargestellt.

In der Kinder- und Jugendliteratur wird oft ein Aufbruch in die Fremde thematisiert, wobei dieser in Jugendromanen nicht selten als Protest gegen eine etablierte Erwachsenenwelt und mit der Hinwendung zu einer Peergemeinschaft geschieht. In den hier untersuchten Romanen wird eine jugendliche Welt geschildert, in der keine Unterstützung von den Erwachsenen in der Schule erwartet wird, zumindest nicht aus der fokalisierten Perspektive der jungen Protagonist*innen. Dies betrifft sowohl den kontrollierenden „Klassenfahrtsgrinch“ Utz als auch die unbeholfene Frau Mast. Während Utz auf der Klassenfahrt nach totaler Kontrolle strebt, glaubt alles im Griff zu haben und als eine Hauptfigur dargestellt wird, um die sich die Handlung dreht, so agiert Frau Mast eher im Hintergrund bzw. löscht Feuer im Nachhinein. Von einer Bezugsperson, die die Jugendlichen unterstützen könnte, ist trotz guter Absichten keine Rede. Stattdessen wird der von Theele dargelegte Bedeutungs- und Autoritätsverlust der Lehrer*innen, die in zeitgenössischen Jugendromanen oft nur als Randfiguren auftreten, sichtbar: Utz verliert nach dem Ausbruch der Schüler*innen die Kontrolle (Autoritätsverlust), Frau Mast hatte nie richtig die Kontrolle. „Sie guckt auch nur und macht nichts“ (Höfler 2018: 178) ist eine mehrmals wiederholte Aussage von Seiten der Jugendlichen, nicht nur während der Klassenfahrt. Es bleibt unklar, ob sie nichts sieht, oder nichts sehen will, weil sie Konflikte nicht ausstehen kann oder nicht weiß, wie sie agieren soll. Bei Frau Mast kann auch von einem Identitätsverlust gesprochen werden, da sie über die gewisse Autorität, die mit der Identität des Lehrerberufs verbunden ist, nicht verfügt. Um mit Theele zu sprechen, so stellen die Lehrkräfte hier „Personen, die den Heranwachsenden im Adoleszenzprozess weder zur Abgrenzung noch zur Orientierung dienen“ (Theele 2016: 130) dar. Andererseits spielen die Lehrkräfte eine gewisse Rolle im Identitätsprozess der jungen Figuren, indem die Identifikation mit der Peergroup auch die Abgrenzung zu den Lehrkräften bedeutet:

> Durch die stärker ausgeprägten Bindungen innerhalb der Peer-Group, aus der sich nicht selten Fronten gegen andere Gruppen und gegen Lehrer entwickeln, strebt mehr und mehr das Konflikthafte an die Oberfläche der Geschichten. Mobbing, Gewalt, Abgrenzung sind häufig wiederkehrende Themen, die alles andere als einen harmonischen Ort des gemeinsamen Lernens implizieren. (Schweikart 2008: 28)

Durch die Aufbrüche in andere Räume durchleben die adoleszenten Figuren hier deutliche Entwicklungs- bzw. Reifeprozesse; im erzählten Raum öffnen sich für sie neue Zugehörigkeiten und Identitäten. In *Sankt Irgendwas* entsteht ein Zusammenhalt der Klasse dem Lehrer gegenüber und in *Tanz der Tiefseequalle* entwickelt sich eine Freundschaft zwischen den sehr unterschiedlichen Protagonisten, die dazu führt, dass sie es wagen, eine eigene Gemeinschaft bzw. einen anderen (Gegen-)Raum innerhalb der Klasse zu bilden. Die Adoleszenzphase bedeutet per se, sich „topologisch in andere Räume jenseits des Vertrauten [zu] begeben und […] von dort aus zur Reintegration in eine andere Lebensphase in den gesellschaftlichen Rahmen" (Stemmann 2019: 3) zurückzukehren. Im Idealfall gibt es ein Ankommen in einer neuen Welt, die sich in Form einer inneren Entwicklung der Jugendlichen konkretisiert (siehe Rauch 2012: 18ff.). Sera und Niko durchlaufen durch ihr Ausbrechen von der Klassenfahrt einen Reifeprozess, weil sie sich trauen, sich nicht nur gegen Frau Mast zu wenden, sondern vor allem, indem sie dem Rest der Klasse den Rücken kehren.

Die Klassenfahrt – und besonders der jeweilige Ausbruch – als Handlungsort entwickelt sich demzufolge unterschiedlich für Schüler*innen und Lehrkräfte. Sera und Nikos Abhauen von der Schulreise bedeutet für sie sowohl eine Neuorientierung in der Klassenhierarchie als auch ein Aufbruch in einen unbekannten Raum. In *Sankt Irgendwas* bedeutet der Ausbruch eine Distanzierung von dem kontrollierenden Klassenlehrer, und dies führt wiederum zu einer starken Zugehörigkeit in der Klasse; die Schüler*innen bilden eine solidarische Einheit, indem sie einsehen, dass sie gegen autoritäre Lehrkräfte rebellieren können. Für die Schüler*innen entstehen mit anderen Worten neue dynamische Handlungsräume bzw. Möglichkeitsräume (vgl. Hummrich 2011: 79), die als weitere Orte des Erlernens von Solidarität und Selbständigkeit empfunden werden können.

Demgegenüber stehen die Lehrkräfte, die die Klassenfahrt nur als Studienreise und als Erweiterung des schulischen Daseins betrachten (Utz) oder den Klassenausflug einfach nur zu überleben versuchen (Frau Mast). Der Zwischenraum, den die Schüler*innen durch die Klassenfahrt empfinden, wird von den Lehrerfiguren nicht gleich wahrgenommen und sie bleiben durch die ganzen Geschichten mehr oder weniger statisch. Eine Ausnahme stellt die Kaiserin dar; indem sie sich eindeutig für die Schüler*innen einsetzt, kann sie als Gegenfigur unter den Lehrkräften betrachtet werden. Die Räume, in denen Bewegung stattfindet (vgl. de Certeau 2014), wie hier die Klassenfahrt, lösen zwar räumliche Grenzen auf; die Räume entwickeln sich aber unterschiedlich für die Reisenden. Bei den Lehrkräften sind keine neuen Rollen zu erkennen, während die Schüler*innen sich

sowohl von Mitschüler*innen und autoritären und verständnislosen Lehrer*innen als auch vom „dystopischen Gefängnisbau“ (Höfler 2018: 102), wie das Schulgebäude bei Höfler beschrieben wird, distanzieren: Für sie öffnen sich während und nach der Klassenfahrt sowohl neue Handlungsmöglichkeiten als auch neue Handlungsräume.

Bibliographie

Assmann, Aleida, *Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen*, Berlin 2011 (3.Aufl.).

Augé, Marc, *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, [aus dem Französischen von Michael Bischoff, *Non-Lieux. Introduction à une anthropologie de la surmodernité* 1992], Frankfurt am Main 1994.

Bach, Tamara, *Sankt Irgendwas*, Hamburg 2020.

Certeau, Michel de, *Kunst des Handelns*, [aus dem Französischen von Ronald Voullié, *L'Invention du quotidien. 1. Ans de faire,* 1980], Berlin 2014.

Christensen, Anke/Olaf Koch (Hg.), *Neue Lesarten ausgesuchter Texte der Kinder- und Jugendliteratur. Literaturwissenschaftliche Erkundigungen von der Biene Maja bis hin zu Tschick*, Frankfurt am Main 2021.

Dünne, Jörg/Andreas Mahler (Hg.), *Handbuch Literatur & Raum*, Berlin/Boston 2015.

Fagerström, Gudrun, *Förebild eller nidbild? Läraren i svensk barn- och ungdomslitteratur*, Stockholm 2005.

Foucault, Michel, *Die Heterotopien/Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge*, [aus dem Französischen von Michael Bischoff], Frankfurt am Main 2013 (zweisprachige Ausgabe).

Gorelik, Lena, *Mehr schwarz als lila*, Berlin 2017.

Günzel, Stephan, *Raum. Eine kulturwissenschaftliche Einführung*, Bielefeld 2020 (3.aktualisierte Aufl.).

Helmes, Günter/Rinke, Günter, *Gescheit, gescheiter, gescheitert? Das zeitgenössische Bild von Schule und Lehrern in Literatur und Medien*, Hamburg 2016.

Herden, Antje, *Keine halben Sachen*, Weinheim/Basel 2019.

Höfler, Stefanie, *Tanz der Tiefseequalle*, Weinheim/Basel 2018.

Hummrich, Merle, „Jugend und Raum. Das Konzept des Möglichkeitsraumes in den intergenerationalen Ordnungen von Familie und Schule“, in: Kathrin Böker/Janina Zölch (Hg*.), Intergenerationale Qualitative Forschung. Theoretische und methodische Perspektiven*, Wiesbaden 2016, 75–93.

Mayer, Ruth, „Vielbevölkerte Zone“, in: Jan Engelmann (Hg.), *Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies Reader*. Frankfurt/New York 1999, 231–243.

Lefebvre, Henri, *La Production de l'Espace*, Paris 1974.

Rauch, Marja, *Jugendliteratur der Gegenwart: Grundlagen, Methoden, Unterrichtsvorschläge*, Hannover 2012.

Schweikart, Ralf, „Von Menschen, die große Pausen brauchen. Über Lehrer in der Kinder- und Jugendliteratur“, in: Thomas Zabka (Hg.), *Schule in der neueren Kinder- und Jugendliteratur*, Baltmannsweiler 2008.

Stemmann, Anna, *Räume der Adoleszenz. Deutschsprachige Jugendliteratur der Gegenwart in topographischer Perspektive*, Berlin 2019.

Theele, Ivo, „Fressfeind war gestern. Vom Wandel der Lehrerfigur im aktuellen Adoleszenzroman“, in: Günter Helmes/Günter Rinke (Hg.), *Gescheit, gescheiter, gescheitert? Das zeitgenössische Bild von Schule und Lehrern in Literatur und Medien*, Hamburg 2016, 113–136.

Wagner, Anette, „Schule – (k)ein Thema! Gibt es noch Autoritätskonflikte in aktueller Adoleszenzliteratur?“, in: Thomas Zabka (Hg.), *Schule in der neueren Kinder- und Jugendliteratur*, Baltmannsweiler 2008.

Internetquellen

[1] Cambridge Dictionary, <https://dictionary.cambridge.org/dictionary/english/grinch> (13.1.2023).

Strategien zur Übersetzung des nominalisierten Infinitivs aus dem Deutschen ins Schwedische

Henrik Henriksson
Mikael Nystrand

1. Einleitung

Im Deutschen sind Nominalisierungen eine oft vorkommende Alternative zu einer verbalen Ausdrucksweise (1a).[1] Auch im Schwedischen kommen Nominalisierungen vor, wie z. B. in (1b). Jedoch werden im Schwedischen oft verbale Konstruktionen bevorzugt. Man vergleiche hier die Beispiele (2a)–(2c), wo der Nebensatz in (2c) eher als die Nominalisierung in (2b) als die zu erwartende Ausdrucksweise im Schwedischen zu betrachten ist:[2]

(1a) *Dieses ständige Sitzen* ist nicht gut für den Körper.
(1b) *Det här ständiga sittandet* är inte bra för kroppen.
(2a) *Meine Rückenschmerzen beim Sitzen* haben in der letzten Zeit zugenommen.
(2b) ?*Mina ryggsmärtor vid sittande* har tilltagit under sista tiden.
(2c) Under sista tiden har jag fått mer smärtor i ryggen, *när jag sitter*.

In den deutschen Sätzen (1a) und (2a) tritt die Nominalisierung des Infinitivs (hier Nom Inf, im Singular und Plural) auf, ein Nominalisierungstyp, der im Schwedischen nicht möglich ist. Die nächstliegende Entsprechung im Schwedischen wäre die Nominalisierung des Partizips Präsens (Nom Part, im Singular und Plural) wie in (1b), die aber nicht immer als grammatisch gilt oder wie

[1] Vgl. Magnusson 1987, Stedje 1996, Andersson et al. 2002, Carlsson 2004.

[2] Für die grammatisch-stilistische Beurteilung der schwedischen Beispiele in diesem Beitrag sind die Artikelverfasser als schwedische Muttersprachler zuständig.

in (2b) zumindest stilistisch auffällig ist. Bei der Übersetzung der deutschen Nom Inf ins Schwedische stehen die Übersetzer demnach vor einem ausgangssprachlichen Ausdrucksmittel, das in der Zielsprache nicht zur Verfügung steht und bei dem die strukturell nächstliegende Nominalisierung nicht immer möglich ist. Dabei wird in der einschlägigen Literatur oft hervorgehoben, dass die Nom Inf im Deutschen im Vergleich zu anderen Nominalisierungstypen spezifische Inhalte aspektuellen Charakters wie eine Vorgangsbedeutung oder sogar Imperfektivität ausdrückt. Man vergleiche hier u. a. die Dudengrammatik (2022: 727), die in Bezug auf die Nom Inf von „Geschehen im Verlauf" spricht (z. B. *das Suchen*). Andere Typen von Nominalisierungen können dagegen, so die Dudengrammatik (2022: 725, 727), z. B. ein Geschehen als Einzelakt (*Ritt*, *Flug*) oder als Resultat (*Impfung*, *Demonstration*) ausdrücken.

Da es sich im Schwedischen nun gerade um andere Typen der Nominalisierung als die Nom Inf handelt (s. weiter 2.1), liegt die Annahme nahe, dass diese schwedischen Nominalisierungen, die anders als die Nom Part stilistisch akzeptabel sind, nicht immer die aspektuellen Inhalte der deutschen Nom Inf wiedergeben können. Dies gilt zumindest unter der Voraussetzung, dass die aspektuelle Funktion unterschiedlicher Nominalisierungstypen in den beiden Sprachen vergleichbar ist. So ist fraglich, ob z. B. *das Opponieren* immer durch *oppositionen* übersetzt werden kann und ganz ausgeschlossen scheint beim obigen Beispiel mit *Sitzen* die Wiedergabe durch die Nominalisierung *sittning* zu sein, die ähnlich wie *Sitzung* keine verbal-prozessuale Bedeutung aufweist.[3] Es ist vielmehr wahrscheinlich, dass andere sprachliche Mittel dafür eingesetzt werden müssen.

In der vorliegenden Arbeit wird der Frage nachgegangen, wie der aspektuelle Inhalt der deutschen Nom Inf in schwedischen Übersetzungen wiedergegeben werden kann. Diese Frage soll im Abschnitt 3 mit Hilfe ausgewählter illustrativer Beispiele für Nom Inf und deren schwedischer Übersetzungen erörtert und kritisch diskutiert werden.[4] Die Beispiele stammen aus einem Übersetzungskorpus bestehend aus deutschen Sachprosatexten und ihren schwedischen Übersetzungen. Da diese empirische Analyse allerdings eine Diskussion der Bildung, der formalen Eigenschaften sowie der Funktion und Bedeutung der Nom Inf voraussetzt, sollen zuerst diese Punkte berücksichtigt werden. Diese Diskussion findet im Abschnitt 2 statt, wobei der Schwerpunkt in der aspektuellen Bedeutung der Nom Inf liegt.

2. Die Nominalisierung

Von einem syntaktischen Gesichtspunkt aus handelt es sich bei der Nominalisierungstransformation (Helbig/Buscha 2005: 455) um ein aus einem

[3] Kann auch die Bedeutung „Studentenfeier" haben.

[4] Es wird hier keine quantitative Studie angestrebt. Eine solche ist aber geplant.

Basisverb gebildetes Substantiv, das Teil einer PP oder NP ist. Dabei können Argumente des Verbs als Attribute erscheinen (vgl. Andersson et al. 2002: 403–407). Durch die Tilgung von Argumenten und durch das fehlende Tempus stellt eine Nominalisierung in der Regel einen im Vergleich zum vollständigen Satz komprimierteren und weniger expliziten Ausdruck dar.[5] Dies ist dabei als eine spezifische textuelle Funktion der Nominalisierungen zu verstehen, eine Funktion, die bei der frequenten Wahl anderer, vor allem finiter Konstruktionen, wie in den obigen Beispielen (1)–(2), in einer schwedischen Übersetzung abgeschwächt werden dürfte (vgl. Petrič 1994, Stedje 1996). Dass diese Funktion der Nominalisierung sowohl Vorteile (Komprimierung des Textes) als auch Nachteile (verschlechterte Lesbarkeit) beinhaltet, wurde bereits oft in der einschlägigen Literatur erörtert (vgl. Magnusson 1987, Stedje 1996, [1]).

Wenn die oben genannte Funktion für alle Typen von Nominalisierungen zutrifft, scheint die Nom Inf – wie einleitend erwähnt – darüber hinaus eine bestimmte aspektuelle Funktion zu besitzen. Bevor in 2.2 auf diese Funktion näher eingegangen wird, ist aber eine formale sowie eine grundlegende semantisch-kategoriale Analyse der Nom Inf erforderlich (2.1).

2.1. Formale Eigenschaften und semantisch-kategoriale Bestimmung der Infinitivnominalisierung

Aus morphologischer Sicht werden in der Literatur unterschiedliche Nominalisierungstypen unterschieden (vgl. hierzu u. a. Andersson et al. 2002: 403). Dabei wird die Nom Inf (3) in der Regel als eine sog. Konversion betrachtet (die Dudengrammatik 2022: 727 und Lübbe/Trott 2017: 289). Im Unterschied zur Konversion der Nom Inf wollen wir im Einklang mit Lübbe/Trott die Nominalisierungen, die vom Verbstamm (4) oder von Ableitungsmorphemen (5) ausgehen, als unterschiedliche Typen der Derivation betrachten. In der folgenden Diskussion wird hierfür die Bezeichnung Nom Der (im Singular und Plural) verwendet:[6]

(3) rasten – das Rasten
(4) reiten – der Ritt
(5) wandern – die Wanderung

[5] Es sind weitere Funktionen der Nominalisierung denkbar, z. B. im Hinblick auf die Informationsstruktur. Auf dieses Thema wird jedoch nicht eingegangen.

[6] Die Analyse der Nominalisierung vom Verbstamm als Konversion kommt auch vor, vgl. z. B. die Dudengrammatik 2022: 727.

Anders als die Nom Der lässt sich die Nom Inf aus fast allen Verben bilden (Lübbe/Trott 2017).[7] Im Vergleich zu den Derivationen weisen die Nom Inf dabei spezifische formale Eigenschaften auf: Sie besitzen nämlich zwar Kasus- und Genus- aber in der Regel keine Numerusmorphologie und sind somit kein Teil des kompletten nominalen Flexionssystems (vgl. Ehrich 1991, Lübbe/Trott 2017). Lübbe/Trott (2017: 298) stellen fest, dass die Nom Inf morphologisch zwar einer Singularform entspricht, semantisch gesehen aber weder als Singular noch als Plural kategorisierbar ist, was sie von den eher nominaltypischen Nom Der unterscheidet. So verfügt die Nom Der *Sprung* anders als die Nom Inf *Springen* über eine Pluralform: *Sprünge*. Bei den wenigen Nom Inf, die eine Pluralform aufweisen, handelt es sich nicht um die Abbildung eines propositionalen Inhalts, sondern um eine konkrete Bedeutung, eine sog. Objektlesart, wie *das Schreiben – die Schreiben,* d. h. diese haben sich zu konkreten Substantiven entwickelt (Lübbe/Trott 2017: 300).

Diese eher ungewöhnlichen Beispiele für Objektlesart außer Acht lassend, wollen wir annehmen, dass die fehlende Zählbarkeit der Nom Inf vielmehr oft zu einer Darstellung der jeweiligen Situation als unbestimmt-indefinit oder „grenzenlos" führt, was Ähnlichkeiten mit dem imperfektiven Aspekt aufweist (s. 2.2). Diese Eigenschaft lässt sich darauf zurückführen, dass die Nom Inf einen kategorialen Status aufweist, der zwischen Verben und Nomina liegt. Die Nom Inf weist sowohl nominale als auch verbale Semantik auf. Dabei wird u. a. von Ehrich (1991) und Leiss (1992) darauf hingewiesen, dass Nomina prototypisch als grenzbezogen und außenperspektivierend gelten. Sie bilden Objekte ab, die mit ihren Grenzen und in ihrer Ganzheit wahrgenommen werden. Sie sind dadurch zählbar und können daher in der Regel im Plural stehen. Im Hinblick auf Nominalisierungen treffen diese Eigenschaften für die Mehrheit der Nom Der, allerdings nicht für die Nom Inf, zu. Anders als bei einer Nom Der handelt es sich bei einer Nom Inf um ein unprototypisches Nomen, das sich eher wie ein prototypisches, nicht grenzbezogenes und innenperspektivierendes Verb verhält und eine unspezifische „grenzenlose" Menge abbildet. Ehrich (1991: 451–453) vergleicht die Nom Inf mit ebenfalls unprototypischen Massennomina wie *Wasser*. Im Hinblick auf diese Nomina spricht sie von kumulativer Referenz, bei der im Unterschied zur holistischen Referenz jede Teilmenge identisch mit der ganzen Menge ist. Lübbe/Trott (2017) sehen die Semantik der Nom Inf ähnlich, bezeichnen sie aber als kontinuative Nomina und aus diesem Grund sind sie ihrer Bedeutung nach unbegrenzt.

Fassen wir zusammen: Die aspektuelle Relevanz der Nom Inf ist darauf zurückzuführen, dass sie ebenso wie das entsprechende Basisverb die innere temporale Struktur einer Situation (s. 2.2) abbilden kann. Dabei ist der kategoriale Zwischenstatus und die Unbestimmtheit der Nom Inf mit der Funktion des

[7] Ausnahmen bilden vor allem einige relationale Verben: **das Heißen des Oskars*, s. Lübbe/Trott 2017: 291.

imperfektiven Aspekts vergleichbar. Man könnte in diesem Zusammenhang von nominalem Aspekt sprechen oder einfach von Aspektualität, die durch nominale Mittel ausgedrückt wird. In 2.2 wenden wir uns nun dem aspektuellen Bereich zu.

2.2. Aspektuelle Funktion der Infinitivnominalisierung

Wie im Falle einer Verbalsituation, handelt es sich bei der aspektuellen Analyse einer Nominalisierung um die hierdurch sprachlich abgebildete Situation.[8] Wir befürworten ein Modell, das zwei Ebenen der Aspektualität umfasst:

- die inhärente temporale Struktur der Situation, d. h. das, was bei der Analyse der entsprechenden Basisverben oder Verbphrasen oft als „Aktionsart" oder „Situationstyp" benannt wird (vgl. Vendler 1957, Smith 1991, Henriksson 2006). Die Nominalisierung beeinflusst dabei nicht den Situationstyp des Basisverbs (s. 2.2.1).
- den Blickwinkel. Hier geht es um die Perspektivierungsmöglichkeiten beim Betrachten der Situation. Die Situation kann von außen, als etwas Ganzes mit Anfang und Endpunkt (Perfektivität), oder von innen, ohne Anfang und Endpunkt betrachtet werden (Imperfektivität). Durch die Wahl des Blickwinkels wird die Situation unterschiedlich präsentiert. Solche systematischen Perspektivierungsmöglichkeiten sind in den Aspektsprachen, wie dem Russischen oder Französischen, Teil des grammatischen Systems. Für die aspektuelle Analyse der Nom Inf ist unserer Meinung nach vor allem eben die Kategorie Blickwinkel relevant (s. 2.2.2).

2.2.1. Situationstypen

Bei der Analyse der aspektuellen Funktion der Nom Inf wollen wir als Ausgangspunkt auf das in der vendlerschen Tradition verankerte Aktionsartsmodell in Henriksson (2006: 45–47) Bezug nehmen, der hierfür den Begriff Situationstyp verwendet und die ganze Verbalsituation (d. h. das Verb mit Ergänzungen) berücksichtigt.[9] Grundlegend ist erstens die Trennung zwischen dynamischen Situationstypen (*activities*, *accomplishments* und *achievements*) einerseits und nicht-dynamischen, temporal mehr oder weniger undifferenzierten *states* andererseits. Die zweite grundlegende Differenzierung ist die in Bezug auf Grenzbezogenheit: Grenzbezogen (oder telisch) sind die dynamischen

[8] Wir verwenden den Begriff „Situation" sowohl für eine Verbalsituation als auch für eine durch die Nom Inf abgebildete Situation.

[9] Hier finden sich viele ähnliche Modelle, z. B. Vendler 1957 und Smith 1991. Für eine Übersicht, vgl. Henriksson 2006.

Situationstypen *accomplishment*, z. B. *aufessen*, und *achievement* wie *sterben*, die beide einen inhärenten Resultatzustand aufweisen (d. h. *der aufgegessene Döner* bzw. *der gestorbene Linguist*). Der Unterschied zwischen ihnen liegt darin, dass die *accomplishments* anders als die punktuellen *achievements* einen dem Resultatzustand vorausgehenden Verlauf aufweisen, hier den Prozess des Aufessens. Nicht grenzbezogen sind dagegen die *states* (*auf dem Marktplatz stehen*) und die dynamischen *activities* (*spielen*). Dies zeigt sich sprachlich u. a. darin, dass beide anders als die grenzbezogenen Situationstypen mit Adverbialen vom Typ *x lang* kombinierbar sind, auch wenn eine derartige temporale Differenzierung bei vielen *states* nicht immer sinnvoll ist.

Wenden wir uns nun dem nominalen Bereich zu: Wie einleitend festgestellt wurde, stellt die Dudengrammatik (2022: 727) die Bedeutung der Nom Inf relativ pauschal als „Geschehen im Verlauf" dar. Ähnlich sieht es Inghult (2000). Dass die Nom Inf jedoch nicht immer einen Verlauf abbildet, wurde schon dadurch deutlich, dass bei einer Nom Inf eine Objektlesart vorliegen kann (vgl. oben 2.1.). Aber auch die große Mehrheit der Nom Inf, die eine Proposition[10] ausdrücken, weisen nicht immer eine Verlaufslesart auf. Dass vielmehr *verschiedene* nominale Aktionsarten möglich sind, u. a. auch statische und punktuelle, zeigen dabei Ehrich/Rapp (2000) in ihrem aspektuellen Modell der Nominalisierungen mit *-ung*, in dem sie sich ähnlich wie bei der Differenzierung der verbalen Aktionsarten verschiedener adverbialer Tests bedienen. Dafür, dass verschiedene Aktionsarten auch für die Nom Inf anzunehmen sind, wird in Lübbe/Trott (2017) argumentiert. Sie heben in diesem Zusammenhang besonders hervor, dass die Aktionsart des Basisverbs durch die Art der Nominalisierungstransformation nicht beeinflusst wird. Vielmehr können sie mit ähnlichen adverbialen Tests zeigen, dass die Nom Der und Nom Inf, die zum selben Basisverb gebildet wurden, dieselbe Aktionsart aufweisen und zwar dieselbe, wie die des Basisverbs:[11]

state:	warten	Warten	Warterei
activity:	suchen	Suchen	Suche
accomplishment:	zerstören	Zerstören	Zerstörung
achievement:	ankommen	Ankommen	Ankunft

Dass der Situationstyp des Basisverbs durch die Nominalisierung nicht beeinflusst wird, legt die Annahme nahe, dass die aspektuelle Funktion der Nom Inf auf der Ebene des Blickwinkels zu analysieren ist. Bei einem Basisverb kann die Nom Inf dabei wegen ihrer hohen Produktivität die einzig mögliche Nominalisierung darstellen, es kann aber bei anderen Basisverben auch eine Nom Der-Option vorliegen. Die letzte Alternative ist insofern interessant, als dann die Frage zu stellen ist, ob aspektuelle Unterschiede zwischen den beiden Nominalisierungstypen vorliegen und worin diese gegebenenfalls bestehen. Kann es sich dabei sogar um nominale Aspektpaare handeln (vgl. 2.2.2) oder liegen zumindest unterschiedliche

[10] Der Begriff Proposition wird hier theorieneutral als ‚Sachverhalt' verstanden.

[11] Aufstellung frei nach Lübbe/Trott 2017, aber mit den dort aufgeführten Beispielen.

Präferenzen hinsichtlich der aspektuellen Interpretation der Nom Inf im Vergleich zur Nom Der vor?

2.2.2. Die Nom Inf als Abbildung des imperfektiven Blickwinkels

Ein interessanter Ansatzpunkt ist für uns die Annahme von Lübbe/Trott (2017), dass die Nom Inf im Unterschied zur perfektiven Nom Der ein Ausdrucksmittel des imperfektiven Aspekts darstellt und dass dadurch von aspektueller Paarbildung im nominalen Bereich gesprochen werden kann. Die beiden Nominalisierungstypen seien dementsprechend nicht beliebig austauschbar und würden jeweils einem bestimmten Blickwinkel entsprechen. Die Bedingung für das Vorliegen von Paarbildung ist nach Lübbe/Trott (2017), dass es sich um ein durch sein Argument begrenzbares Verb handelt. So können Nom Inf dann zusammen mit Nom Der aspektuelle Paare bilden wie *die Reise - das Reisen*, *der Lauf - das Laufen* oder *die Fahrt - das Fahren*. In diesen Paaren ist das erste Mitglied primär mit einer begrenzten (dem perfektiven Aspekt ähnelnden) Bedeutung verträglich, während das zweite Mitglied unbegrenzt und unspezifisch ist und deswegen als imperfektiv gilt. So kann die Nom Inf *das Reisen* eine einzelne Reise, einen Teil einer Reise oder mehrere Reisen bezeichnen (Lübbe/Trott 2017: 309). Durch die unterschiedlichen Nominalisierungstransformationen kann somit zwischen Unabgeschlossenheit und Abgeschlossenheit unterschieden werden, eine Funktion, die eher im verbalen Bereich zu erwarten ist und die das häufige Vorkommen von Nominalisierungen im Deutschen, das keinen morphologisch signalisierten Aspekt besitzt, erklären kann: „Wir nehmen an, dass […] die hohe Frequenz der NIs darauf beruht, dass er […] als Ersatz für bzw. zur Realisierung von verbalem Aspekt nutzbar gemacht wird“ (Lübbe/Trott 2017: 314).

Einleuchtend und interessant – und auch von Lübbe/Trott (2017) erwähnt – ist dabei, dass viele deutsche Ausdrücke für Progressivität, die eine Subkategorie der Imperfektivität darstellt (vgl. Comrie 1976, Henriksson 2006), gerade einen nominalisierten Infinitiv beinhalten (*am/beim* + Infinitiv), während es sich im Schwedischen um verbale Konstruktionen handelt (*hålla på*/*sitta och*). Folglich ist die Annahme nicht abwegig, dass Nominalisierungen im Deutschen generell eine größere Rolle als im Schwedischen für den Ausdruck von Imperfektivität und womöglich für jede Art von Aspektualität spielen. Dies geht mit der Annahme einher, dass das Deutsche als eine im Vergleich zum Schwedischen „nominalere“ Sprache gelten kann (vgl. Carlsson 2004, Andersson et al. 2002, Magnusson 1987).

Allerdings spricht vieles dafür, dass die Annahme aspektueller Paare durch Lübbe/Trott (2017) zu relativieren ist. Bei einer summarischen empirischen Überprüfung konnten wir ([2]) zwar aspektuelle Präferenzen hinsichtlich der Nom Inf feststellen, allerdings keine als Kontrast zur Nom Der konsequente imperfektive Bedeutung. Darüber hinaus war feststellbar, dass eine aspektuelle Funktion der Nom Inf auch bei anderen Verbtypen als den von Lübbe/Trott (2017) angenommenen vorliegen kann, nämlich bei ausgewählten (nicht grenzbezogenen

und somit nicht begrenzbaren) *activities*. In diesen Fällen, vgl. (6), konnte gezeigt werden, dass durch die Nom Inf (hier: *Opponieren*) eine verbale/dynamische/prozessuale/aktionale Bedeutung sichergestellt wurde, die bei der entsprechenden Nom Der (hier: *Opposition*) nicht eindeutig vorgelegen hätte:

> (6) Allerdings war Paulus nicht der Mann, der *durch offenes Opponieren* gegen die Entscheidungen Hitlers seine Karriere riskierte. ([2]: 22)

So deutet vieles darauf hin, dass die Nom Inf in den von Henriksson/Nystrand [2] untersuchten Beispielen aus aspektuellen Gründen eingesetzt wurde. Nun besteht – wie bereits oben erwähnt – das Ziel dieses Beitrags nicht primär in einer Analyse der aspektuellen Unterschiede zwischen Nom Inf und Nom Der, sondern vielmehr in der Analyse schwedischer Übersetzungsstrategien im Hinblick auf Nom Inf. Allerdings: Wenn im Deutschen eine Nom Der aus aspektuellen Gründen vermieden wird, ist die Annahme nicht abwegig, dass die Wahl einer Nom Der im Schwedischen ähnliche Folgen für die Abbildung der Aspektualität haben könnte. Dies sollte dann bei der Übersetzung berücksichtigt werden (vgl. Diskussion im Abschnitt 1). Im folgenden Abschnitt erfolgt nun die Analyse schwedischer Übersetzungen der Nom Inf.

3. Beispieldiskussion

Unten werden nun ausgewählte Beispiele für verschiedene Übersetzungsstrategien für Nom Inf präsentiert, die in sämtlichen Fällen eine eindeutig imperfektive Interpretation aufweisen. Im Vordergrund der Diskussion stehen die Effekte der Strategien im Hinblick auf die Wiedergabe der Imperfektivität der Nom Inf. Die Beispiele wurden einem Korpus entnommen, das aus vier deutschen Sachprosaprosatexten und deren schwedischen Übersetzungen besteht:

- *Hitlers Krieger* bzw. *Hitlers krigare* von Guido Knopp (Übersetzer: Ulf Irheden)
- *Wer bin ich?* bzw. *Vem är jag?* von Richard David Precht (Übersetzer: Peter Kitzing).
- *Angela Merkel. Die Kanzlerin und ihre Welt* bzw. *Angela Merkel* von Stefan Kornelius (Übersetzer: Linus Kollberg).
- *Die Globalisierungsfalle. Der Angriff auf Demokratie und Wohlstand* bzw. *Globaliseringsfällan. Angreppet på demokrati och välfärd* von Hans-Peter Martin und Harald Schumann (Übersetzer: Joachim Retzlaff)

Da es sich um keine literarischen Texte, sondern um primär inhaltsbezogene Sachprosatexte handelt, kann angenommen werden, dass die globalen Übersetzungsstrategien nicht imitativ sind (vgl. Lundquist 2005). So sind die

Nominalisierungen der Ausgangstexte nicht in erster Linie als Teil eines persönlichen Autorenstils zu betrachten, den der Übersetzer wiedergeben sollte, sondern eher als Beispiele für deutschen Sachprosastil zu sehen. Die Texte können als populärwissenschaftlich oder journalistisch klassifiziert werden und weisen einen nominal geprägten Stil mit relativ hoher Informationsdichte auf. Da es sich z.T. um biografische Schilderungen handelt, beinhalten die Texte außerdem viele narrative Textpassagen mit einem in der Regel eindeutigen aspektuellen Kontext, in dem entsprechend illustrative Beispiele für Nom Inf leicht auffindbar sind.

Wie im Abschnitt 1 festgestellt wurde, verfügt das Schwedische über keine direkte Entsprechung der Nom Inf. Da das Schwedische außerdem generell als „verbaler" als das Deutsche gelten muss (vgl. Carlsson 2004, Magnusson 1987), liegt die Vermutung nahe, dass die Übersetzer bei der Wiedergabe der Nom Inf auf verbale Strukturen zurückgreifen würden. Für die Beibehaltung nominaler Strukturen – sei es durch Nom Part, Nom Der oder sonstige NPs – könnte jedoch der Wunsch nach Strukturerhalt sprechen. Auf diese Weise kann der Komprimierungseffekt der Nominalisierung und somit der Informationsgrad des Ausgangstextes beibehalten werden: So geht weder Information verloren, noch wird neuer Inhalt hinzugefügt – z. B. durch die beim vollständigen Satz notwendige Tempuswahl oder das Hinzufügen von Argumenten. Auch wenn der Erhalt der Form für den Übersetzer an sich kein Ziel ist, bietet er so gesehen ein effizientes Mittel für eine „semantische" Übersetzungsstrategie, bei der es primär um die Wiedergabe der Inhalte geht (vgl. Ingo 2007: 20–22). Dabei lässt sich annehmen, dass diese Strategie gerade bei Texten mit einer hohen Informationsdichte häufig vorkommt (vgl. hierzu [3]). Für eine derartige Strategie spricht auch, dass eine gewisse „Loyalität" der Übersetzer gegenüber dem Ausgangstext in unserem Korpus festgestellt werden kann, indem im jeweiligen Zieltext sehr wenige Streichungen von ausgangssprachlichen Textabschnitten vorliegen.

Die Tatsache beachtend, dass in diesem Beitrag keine quantitative Analyse angestrebt wird, präsentieren wir in den folgenden Abschnitten (3.1–3.4) nun illustrative Beispiele für unterschiedliche Übersetzungsstrategien. Es stellt sich durchgehend vor allem die Frage, ob in diesen Fällen die aspektuelle Funktion der Nom Inf in der schwedischen Übersetzung wiedergegeben wird. In unserem Korpus kommen sowohl nominale Strategien wie Nominalisierungen (Nom Part oder Nom Der) oder andere NPs, als auch verbale, finite sowie infinite Konstruktionen bei der Übersetzung von Nom Inf vor. Es versteht sich, dass uns in diesem Zusammenhang die Belege für eine Objektlesart der Nom Inf nicht interessieren. Entsprechende Beispiele wie *das Unternehmen* lassen sich problemlos durch das vergleichbare Nomen *företag* übersetzen. Eine weitere Abgrenzung besteht darin, dass wir nur Beispiele für Nom Inf mit partikularer Referenz beachten, d. h. Fälle, in denen sich die Nom Inf auf ein spezifisches Ereignis bezieht. Dagegen sollen Fälle, in denen die Nom Inf eine generische Referenz aufweist, keine weitere Beachtung finden. In der Regel ist in diesen Fällen eine verbale Infinitivkonstruktion als Übersetzungsstrategie zu finden, was als eine gelungene Übersetzung gelten muss:

(7a) Und andererseits macht Bentham *beim Töten vom Menschen* eine Ausnahme. (W: 182)
(7b) Och å andra sidan gör Bentham ett undantag *när det gäller att döda*. (155)

Dass die Übersetzung generischer Fälle allerdings auch problematisch sein kann, wird durch das folgende Beispiel veranschaulicht:

(8a) Es ist *das Erinnern*. (W: 96)
(8b) Det är *minnet* [...] (81)

Der durch die Nom Inf *Erinnern* bezeichnete kognitive Prozess kommt nach unserer Auffassung durch das Substantiv *minnet* im Schwedischen nicht deutlich zum Vorschein, da sich *minnet* auf eine Funktion des Gehirns bezieht und eher dem deutschen Substantiv *das Gedächtnis* entspricht.

Wir wenden uns nun den ausgewählten Beispielen zu und beginnen in 3.1–3.3 mit den strukturell ähnlichsten, nominalen Strategien und gehen dann in 3.4 zu den verbalen Strategien über. Es handelt sich generell um Beispiele, in denen neben der textuell relevanten Komprimierungsfunktion auch ein aspektueller Effekt der Nom Inf deutlich nachweisbar ist. Unser Ziel ist es dabei, die jeweilige Übersetzungsstrategie zu veranschaulichen und im Hinblick auf die Wiedergabe der aspektuellen Funktion der Nom Inf zu analysieren.

3.1. Nom Part-Strategien

Bei sämtlichen nominalen Strategien kann davon ausgegangen werden, dass die mit allen Nominalisierungstypen verbundene Komprimierungsfunktion im Zieltext erhalten wird (vgl. Abschnitt 2). Unter den nominalen Strategien ist dabei die Nom Part durch die Infinitheit und die meistens fehlende Pluralbildung der deutschen Nom Inf strukturell am nächsten. So finden sich im Korpus auch Belege, in denen die Nom Part als Wiedergabe der Aspektualität der Nom Inf gut zu funktionieren scheint:

(9a) […] Ignorieren von Befehlen […] (HK: 22)
(9b) […] ignorerandet av högre befäls order […] (25)
(10a) Doch der Aufregung folgte berechnendes Handeln […] (HK: 122)
(10b) Men på denna upprördhet följde ett beräknat handlande. (108)

In beiden obigen Übersetzungen kommt deutlich zum Ausdruck, dass es um einen Verlauf und in beiden Fällen auch um eine Handlung geht. Wie im Abschnitt 1 festgestellt wurde, unterliegt die Nom Part im Schwedischen jedoch relativ

umfassenden stilistischen Restriktionen und die Beispiele für diese Übersetzungsstrategie sind in unserem Material spärlich.[12]

Frequenter als die Nom Part sind die Nom Der-Strategien. Hier stellt sich aber im nächsten Abschnitt die bereits oben angesprochene Frage, inwiefern die Aspektualität der Nom Inf hierdurch wiedergegeben wird.

3.2. Nom Der-Strategien

Wie oben festgestellt werden konnte, hat das Schwedische in vielen Fällen nur eine Nominalisierungsoption, wenn im Deutschen Paare wie *das Erleben – das Erlebnis* oder *das Reinigen – die Reinigung* vorliegen. Von der oft stilistisch fragwürdigen Nom Part abgesehen, steht im Schwedischen in solchen Fällen nur eine Nom Der zur Verfügung. Es kann angenommen werden, dass es sich mit der Aspektualität einer Nom Der im Schwedischen ähnlich wie im Deutschen verhält, d. h. dass es sich in erster Linie um die Betrachtung einer Situation in ihrer Ganzheit, d. h. um eine perfektive Interpretation, handelt. Dass dies jedoch nicht zwingend der Fall sein muss, zeigt das folgende Beispiel, in dem der schwedische Übersetzer eine Nom Der gewählt hat, die die Aspektualität der Nom Inf wiedergibt, auch wenn die Nom Part *handlande* möglicherweise die diesbezüglich bessere Übersetzung darstellen würde:

> (11a) In dem Papier war […] von *„blitzschnellem Handeln“* […] die Rede. (HK: 125)
> (11b) I dokumentet talades det om […] *”blixtsnabb handling”* mot Tjeckoslovakien […] (109)

Dass die Nom Der hier gut funktioniert, dürfte z. T. auf die artikellose unbestimmte Form zurückzuführen sein. Die entsprechende deutsche Nom Der *Handlung* wäre hier eher auffällig.

Es finden sich allerdings leicht Beispiele für Nom Der-Strategien, bei denen ähnliche aspektuelle Vorbehalte wie für die Wahl der entsprechenden Nom Der im Deutschen vorliegen, vgl. (12b) und (13b):

> (12a) […] seine Kräfte ebenso in Anspruch nahm wie *das operative Führen* seiner Verbände. (HK: 206)
> (12b) […] som tog hans krafter i anspråk i nästan lika hög grad som *den operativa ledningen* av trupperna. (178)
> (13a) […], weil ihr die im Kalten Krieg „eingeübte Verfahrensweise der Gegenwucht *im bipolaren Verhandeln*“ (Töpfer) plötzlich nichts mehr nutzte. (G: 256)

[12] Wir sehen aber tendenziell Fälle, in denen eine Nom Part sowohl möglich als auch aspektuell angemessen gewesen wäre. Es fragt sich, ob es unter den Übersetzern eine Strategie der Vermeidung gibt. Für eine entsprechende Analyse ist allerdings eine größere, quantitativ ausgelegte Studie erforderlich, die mehr Daten hergibt.

(13b) […], eftersom dess under det kalla kriget ”inövade metod att hålla emot *i bilaterala förhandlingar*” (Töpfer) plötsligt inte tjänade något till. (223)

Die schwedischen Substantive *ledning* und *förhandling* unterscheiden sich bezüglich der aspektuellen Bedeutung von den entsprechenden deutschen Nom Inf des Ausgangstextes. Mit den Nom Inf stehen die Agentivität sowie der Prozess des Führens und des Verhandelns im Vordergrund, während die schwedische Nom Der *förhandlingar* eine Proposition mit Bezug auf die Ganzheit der Situation abbildet, mit Anfang und Endpunkt, ohne den Blickwinkel vordergründig auf den Prozess und das Handeln zu richten. Im Falle von *ledningen* kann sogar eine Objektlesart vorliegen, ähnlich wie bei der deutschen Nom Der *Führung*. Auf jeden Fall werden der Prozess und die Art des Führens nicht hervorgehoben.

In unserem Korpus finden sich weitere Belege für Nom Inf aus *activity*-Verben, die eine ähnliche aspektuelle Funktion aufweisen wie in den obigen zwei Fällen. Dabei scheint die Annahme nicht abwegig, dass hinter der Wahl der Nom Inf aspektuelle Präferenzen vorliegen. Interessanterweise handelt es sich hierbei um nicht-grenzbezogene Basisverben, bei denen laut Lübbe/Trott (2017) keine aspektuelle Paarbildung vorliegen soll. Wir wollen dabei nicht so weit gehen, dass wir hier von einer konsequenten Paarbildung sprechen, es wird aber deutlich, dass durch eine Nom Inf andere aspektuelle Inhalte als bei einer Nom Der vorliegen können, die bei der Übersetzung berücksichtigt werden sollten. Dass dies nicht immer geschieht, wird im nächsten Abschnitt noch deutlicher. Hier werden nämlich Beispiele für schwedische NPs diskutiert, die keine Proposition ausdrücken.

3.3. NP-Strategien

Während in den folgenden schwedischen Übersetzungen (14b) und (15b) zwar die nominale Struktur durch die Wahl von Nomina beibehalten wird, fällt aber die Aspektualität der Nom Inf mehr oder weniger weg. Dabei weisen die deutschen Beispiele zwei unterschiedliche, aber in beiden Fällen typische aspektuelle Funktionen der Nom Inf auf: In (14a) geht es ähnlich wie bei einem *progressive marker* (vgl. 2.2.2) darum, die inhärente Grenze (hier die Ankunft zu Hause) in den Hintergrund, dafür den Prozessteil der Situation in den Vordergrund zu rücken; in (15a) geht es dagegen um die Hervorhebung des Prozesses bzw. der Handlung bei einer Situation, die durch das lexikalische Potenzial des *activity*-Basisverbs bereits als nicht-grenzbezogen gilt. Auch diese Verstärkung der prozessualen Lesart ähnelt der Funktion eines *progressive marker*:

(14a) […], obwohl ich mich an keinen Moment *dieses Nachhausegehens* mehr erinnern kann. (W: 94)
(14b) […], utan att ha minsta minne av *denna hemväg*. (79)
(15a) Jetzt wollte Canaris seinen Teil dazu beitragen, jenen Winkel Europas *vor dem Wüten des Krieges* zu verschonen […] (HK: 380)

(15b) Nu ville Canaris dra sitt strå till stacken för att försöka skona det hörn av Europa som han älskade allra mest från *krigets fasor*. (322)

In beiden Fällen geht sowohl der Handlungsbezug als auch die prozessuale Bedeutung der Nom Inf verloren. Durch die Wahl von *hemväg* in (14b) wird nicht auf den Verlauf des Nachhausegehens Bezug genommen, sondern primär auf den Ort, wo dies geschieht. In (15b) kann das Substantiv *fasor* nicht den Prozess des *Wütens* und die damit verbundene Personifizierung des – handelnden – Krieges des Originaltexts fangen.

Um die mit dem imperfektiven Blickwinkel verbundene Aufhebung der Grenzbezogenheit (vgl. 14a) geht es auch im nächsten Abschnitt, der verbale Strategien behandelt.

3.4. Verbale Strategien

Wie oben festgestellt werden konnte, kommen nicht zuletzt bei einer generischen Interpretation der Nom Inf oft Infinitivkonstruktionen vor, vgl. (7a). In diesem Abschnitt wollen wir stattdessen auf finite Konstruktionen fokussieren. In den ersten drei Beispielen handelt es sich um grenzbezogene Basisverben bzw. Situationen, die aber durch die Nom Inf eine imperfektive Interpretation erhalten. Dabei wird die imperfektivierende Funktion in (16b) vom schwedischen Übersetzer durch den verbalen *progressive marker* „hålla på att“ wiedergegeben:

(16a) Es scheint ein Signal für *ein Umdenken* der Mächtigen. (G: 54)
(16b) Detta tycktes vara ett tecken på att de mäktiga *höll på att tänka om*. (54)

Durch den Einsatz des *progressive marker* wird deutlich, dass es sich hier um einen Prozess des Umdenkens handelt, der als nicht abgeschlossen dargestellt wird. Diese Interpretation würde nicht vorliegen, wenn die gleiche VP ohne *progressive marker* stehen würde. Somit ist es dem Übersetzer gelungen, die von der Nom Inf ausgedrückte progressive Aspektualität zu fangen. Dasselbe ist auch im nächsten Beispiel der Fall, in dem die Imperfektivität des Originaltexts nicht nur durch die Nom Inf, sondern auch durch das Partizip des *activity*-Verbs *bedrohen* zum Ausdruck kommt. Hier fehlt in der schwedischen Übersetzung zwar ein *progressive marker*, aber dafür wird der entsprechende lexikalische Ausdruck „vara på väg att“ verwendet:

(17a) Europa – eine *vom Verschwinden bedrohte* Zivilisation? (M: 88)
(17b) *Är* den europeiska civilisationen *på väg att försvinna*? (99)

Wie in (16b) kommt in der schwedischen Übersetzung deutlich zum Ausdruck, dass es sich nicht primär um das Resultat, sondern vielmehr um einen Prozess dreht, der noch im Gange ist und dessen Verlauf betont wird.

Im nächsten Beispiel, (18b), in dem sich der Übersetzer nur eines einfachen Verbs bedient hat, geht dagegen die prozessuale Lesart des Originals aus der schwedischen Übersetzung nicht hervor:

(18a) Merkel freute sich *beim Hinausgehen* noch über […] (M: 159)
(18b) *När sällskapet gått ut* påpekade Merkel glatt att […] (176)

Die Verwendung eines Nebensatzes mit dem Plusquamperfekt „gått ut", legt keine progressive, sondern vielmehr eine perfektische Interpretation als Resultatzustand nahe. Hierdurch befindet sich Merkel nicht mehr im Gebäude, während sie im Originaltext noch „beim Hinausgehen" ist. Dort bleibt durch die Unbestimmtheit des imperfektiven Blickwinkels unklar, wo genau sich Merkel in diesem Prozess befindet. Durch die hier verwendete Übersetzungsstrategie wird also die aspektuelle Bedeutung der deutschen Nom Inf nicht wiedergegeben. Auch hier wäre ein *progressive marker* o. ä. erforderlich gewesen.

Abschließend ist zu betonen, dass verbale Strategien auch bei solchen Nom Inf vorkommen, die auf nicht-grenzbezogene Basisverben (primär *activities*) zurückgehen. Sie können in diesen Fällen – deutlicher als die Strategie der Nom Der (vgl. 3.2) – die aspektuell relevante Bedeutung von Verlauf und Handlung wiedergeben:[13]

(19a) [...] durch *das Festhalten an* (HK: 98)
(19b) [...] i och med *att han höll fast vid* (86)
(20a) […] er erfüllte für *dessen reibungsloses Funktionieren* […] eine wichtige Voraussetzung […] (HK: 126)
(20b) […] förutsättning för *att det skulle fungera friktionsfritt*. (111)

Die Übersetzung der Nom Inf durch finite verbale Konstruktionen muss in den obigen Fällen als in aspektueller Hinsicht gelungen betrachtet werden. Allerdings wird die mit dem Nominalstil verbundene Komprimierungsfunktion der Nom Inf in der Übersetzung nicht wiedergegeben.

3.5. Zusammenfassende Diskussion der Ergebnisse: Wiedergabe der Aspektualität oder der Komprimierungsfunktion?

Im Beitrag ging es um die Möglichkeiten zur Wiedergabe der aspektuellen Bedeutung deutscher Nom Inf in schwedischen Übersetzungen. Die für die Diskussion ausgewählten deutschen Beispiele weisen alle eine relativ eindeutige

[13] Warum der Autor in solchen Fällen eine Nom Inf und keine verbale Konstruktion verwendet, ist eine Frage, der wir hier nicht näher nachgehen werden. Wir können jedoch auf die bereits in Abschnitt 1 erwähnte Vorliebe des Deutschen für nominale Konstruktionen hinweisen.

aspektuelle Funktion der Nom Inf auf, die mit der des imperfektiven und progressiven Blickwinkels verbunden ist:

> 1) Bei inhärent grenzbezogenen Situationen: die mit dem imperfektiven Blickwinkel verbundene Aufhebung der Grenzbezogenheit. So steht der Prozess im Vordergrund.
> 2) Bei nicht-grenzbezogenen Situationen: die Sicherstellung einer prozessualen und/oder handlungsorientierten Lesart, einer Lesart, die nicht immer durch eine Nom Der zustande kommt.

Bei den untersuchten Übersetzungsstrategien konnte auf ein Spannungsfeld hingewiesen werden zwischen: 1) der Möglichkeit, die aspektuelle Funktion der Nom Inf, und 2) der Möglichkeit, die Komprimierungsfunktion von Nominalisierungen wiederzugeben:

Durch den Einsatz von *progressive markers* oder durch andere verbale Mittel im Schwedischen kann die aspektuell-progressive Bedeutung der deutschen Nom Inf beibehalten werden. Dabei geht aber die Komprimierungsfunktion der Nominalisierung verloren. Diese Funktion ist durch nominale Strategien möglich, wobei aber die spezifische aspektuelle Bedeutung der Nom Inf verlorengehen kann. Dies gilt vor allem für NPs, die keine Proposition abbilden, trifft aber auch für diejenigen Nom Der zu, die eine andere aspektuelle Bedeutung aufweisen. Die mit der Nom Inf verbundene, aspektuelle Lesart könnte im Schwedischen am ehesten auch durch eine Nom Part ermöglicht werden. Hierbei liegen aber bestimmte stilistische Restriktionen vor.

Die Wiedergabe der deutschen Nom Inf im Schwedischen scheint demnach eine für das Studium von Übersetzungen typische Frage der Gewinne und Verluste unterschiedlicher Strategien darzustellen. Nicht zuletzt vor dem Hintergrund schwedischer Stilnormen und der Distribution von Nominalisierungen in schwedischen Texten könnte jedoch vermutlich die Wahl verbaler Strategien eine oft akzeptable Strategie darstellen (vgl. Magnusson 1987, Andersson et al. 2002, Carlsson 2004), wenn die Wiedergabe der Aspektualität von besonderer Bedeutung ist. Die lokalen verbalen Strategien könnten dabei mit nominalen Kompensationen kombiniert werden, d. h. mit hinzugefügten Nominalisierungsoperationen andererorts im Text, auch dort, wo im Ausgangstext keine Nominalisierung vorhanden ist, wo sie im Zieltext aber stilistisch möglich wäre.

Bibliographie

Primärliteratur

Knopp, Guido, *Hitlers Krieger*, München 1998. (=HK).

Knopp, Guido (Übersetzer Ulf Irheden), *Hitlers krigare*, Lund 2003.

Precht, Richard David, *Wer bin ich und wenn ja, wie viele?*, München 2012. (=W).

Precht, Richard David (Übersetzer Peter Kitzing), *Vem är jag och i så fall hur många?*, Stockholm 2009.

Kornelius, Stefan, *Angela Merkel. Die Kanzlerin und ihre Welt*, Hamburg 2013. (= M).

Kornelius, Stefan (Übersetzer Linus Kollberg), *Angela Merkel,* Lund 2013.

Martin, Hans-Peter/Schumann, Harald, *Die Globalisierungsfalle. Der Angriff auf Demokratie und Wohlstand*, Hamburg 1996. (= G).

Martin, Hans-Peter/Schumann Harald, (Übersetzer Joachim Retzlaff), *Globaliseringsfällan. Angreppet på demokrati och välfärd*, Stockholm/Stehag 1997.

Sekundärliteratur

Andersson, Sven-Gunnar/Brandt, Margareta/Persson, Ingmar/Rosengren, Inger, *Tysk syntax för universitetsnivå,* Lund 2002.

Carlsson, Maria, *Deutsch und Schwedisch im Kontrast*: *zur Distribution nominaler und verbaler Ausdrucksweise in Zeitungstexten* (= Göteborger germanistische Forschungen 43), Göteborg 2004.

Comrie, Bernard, *Aspect. An Introduction to the Study of Verbal Aspect and Related Problems*, Cambridge 1976.

Duden, *Die Grammatik*, 10. Auflage, Berlin 2022.

Ehrich, Veronica, „Nominalisierungen“, in: Arnim von Stechow/Dieter Wunderlich (Hg.), *Semantik: Ein internationales Handbuch zur zeitgenössischen Forschung*, Berlin/New York 1991, 441–458.

Ehrich, Veronica/Rapp, Irene, „Sortale Bedeutung und Argumentstruktur: *ung*-Nominalisierungen im Deutschen“, *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 19.2 (2000), 245–303.

Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim, *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*, Berlin und München 2005.

Henriksson, Henrik, *Aspektualität ohne Aspekt? Progressivität und Imperfektivität im Deutschen und Schwedischen* (=Lunder germanistische Forschungen 68), Lund 2006.

Inghult, Göran, *Tysk ordbildning*, Stockholm 2000.

Ingo, Rune, *Konsten att översätta*, Lund 2007.

Leiss, Elisabeth, *Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung* (= *Studia Linguistica Germanica* 31), Berlin/New York 1992.

Lübbe, Anja/Trott, Isabel, „Zur Bedeutungskonstitution Nominalisierter Infinitive“, *Deutsche Sprache* 45. *Zeitschrift für Theorie, Praxis*, *Dokumentation* (2017), 289–316.

Lundquist, Lita, *Oversættelse: problemer og strategier, set i tekstlingvistisk og pragmatisk perspektiv,* Frederiksberg 2005.

Magnusson, Gunnar, *Från tyska till svenska. Översättningsproblem i sakprosa*, Malmö 1987.

Petrič, Teodor, „Zu einigen strukturellen Eigenschaften von Nominalisierungen im Deutschen“, *Linguistica* 34 Issue 1 (1994), 181–197.

Smith, Carlota S., *The Parameter of Aspect*, (= *Studies in Linguistics and Philosophy* 43), Dordrecht/Boston/London 1991.

Stedje, Astrid, *Deutsche Sprache gestern und heute*, München 1996.

Vendler, Zeno, „Verbs and Times“, *The Philosophical Review* 66 (1957), 143–160.

Internetquellen

[1] Henriksson, Henrik/Nystrand, Mikael, „Übersetzungsstrategien im Schwedischen für Nominalisierungen im Deutschen“, *Lunder Arbeitspapiere zur Germanistik* 12 (2019), 1-27, <https://journals.lub.lu.se/lag/issue/view/2890> (19.8.2024).

[2] Henriksson, Henrik/Nystrand, Mikael, „Der nominalisierte Infinitiv im Deutschen als Ausdrucksmittel der Aspektualität – aus einer schwedischen Perspektive“, *Lunder Arbeitspapiere zur Germanistik* 21 (2022), 1-26, <https://journals.lub.lu.se/lag/issue/view/3371> (19.8.2024).

[3] Ström Herold, Jenny/Henriksson, Henrik, „Angekommen im Schwedischen?: deutsche Partizipialkonstruktionen in schwedischer Übersetzung“, *Moderna språk* 116 (2022), 67-97, <https://publicera.kb.se/mosp/article/view/6931> (19.8.2024).

Forschender Fußgänger, wandernder Wallraff: Raum und Bewegung in der Wiener Sozialreportage um 1900

Hanna Henryson

Mit der Entwicklung der europäischen Großstädte am Ende des 19. Jahrhunderts entstanden nicht nur neue soziale Gruppen und Beziehungen, neue Architektur und Infrastruktur sowie neue Berufe und Konsumpraktiken. Die neuen Großstädte brachten ebenfalls neue Bewegungsmuster und -modi hervor, die von der unübertroffenen Dichte, Größe und Geschwindigkeit des schnell heranwachsenden Stadtgebildes bedingt waren – eine Konkretisierung der Einsicht, dass Raum nicht als ein starrer „Behälter" betrachtet werden soll, sondern eher als „eine relationale (An)Ordnung von Körpern, welche unaufhörlich in Bewegung sind, wodurch sich die (An)Ordnung selbst ständig verändert" (Löw 2001: 131). Die Tatsache, dass Raum und Bewegung sich gegenseitig bedingen und ohne einander nicht gedacht werden können, durchzieht auch die Versuche, Räume in Textform festzuhalten (vgl. Hallet, Neumann 2009: 20). Um die Jahrhundertwende 1900 waren zahlreiche Schriftsteller[1] und Journalisten mit der Frage beschäftigt, wie die Besonderheiten der sich ausdifferenzierenden Großstädte durch Form und Inhalt am ausdrucksvollsten gefasst und dargestellt werden konnten. Die Urbanisierung hat dadurch bedeutende literarische Neuerungen bewirkt, wie zum Beispiel die Entstehung neuer Gattungen durch kombinatorische Formen von zuvor deutlich voneinander getrennten Textsorten.

Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht eine neue Art des Journalismus, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden ist und um die Jahrhundertwende 1900 eine große Verbreitung in den Großstädten der industrialisierten Welt fand: die Sozialreportage. Solche Reportagen wurden in Tageszeitungen und Zeitschriften veröffentlicht und berichteten vor allem eindringlich über die von Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot geprägten Lebensverhältnisse der unteren sozialen Schichten der neuen Großstädte. Anhand von ausgewählten Texten des Wiener Journalisten Max Winter, der als Begründer und „Genie" der Sozialreportage im deutschsprachigen

[1] Mit dem generischen Maskulinum werden stets Angehörige aller Geschlechter mitgemeint.

Raum gilt (Haas 1987: 289, zit. nach Thies 2001: 8), wird im Folgenden der Zusammenhang zwischen der Gattung der Sozialreportage und dem komplexen Raumgefüge der Großstadt untersucht. Wegweisend ist dabei die Frage nach den Bewegungspraktiken, die die Schilderung sozialer Problemlagen der wachsenden Großstadt Wien in der Sozialreportage um 1900 ermöglichten: Welche Bewegungsmodi werden durch Winters Recherchen unter Arbeits- und Obdachlosen aufgedeckt und praktiziert, und in welchem Verhältnis stehen diese Bewegungsmodi zu den großstädtischen Raumstrukturen?

Recherche- und Schreibpraxis der Sozialreportage

Als Journalist – und später auch als Politiker – hatte Max Winter sowohl aufgrund des aufsehenerregenden Inhalts seiner Reportagen als auch seiner neuartigen Arbeitsmethoden einen beträchtlichen Erfolg und Einfluss im Wien seiner Zeit. An seinem Beispiel wird deutlich, dass ein gelungenes Zusammenspiel zwischen Form, Inhalt und Recherche für die Wirksamkeit einer Reportage entscheidend ist. Da diese Textgattung sich aber einer genaueren Definition weitgehend entzieht, wird stattdessen häufig eine Reihe zentraler Merkmale genannt, die die Form, den Inhalt, den Entstehungskontext und die Funktion der Reportage betrifft.

Die Form der Reportage folgt oft einem dramaturgischen Erzählmodell, das dem filmischen Erzählen strukturell verwandt ist, und die Inhalte werden aus einer eher subjektiven Perspektive in einer lebendigen und sinnlichen Sprache wiedergegeben (Heijnk 2014: 142). Die Reportage kann demnach als ein „hybrides Genre" bezeichnet werden, das „gleichzeitig auf den Feldern von Journalismus und Literatur [steht]: Wenn es (auch) ein Ziel des Reportage-Schreibens ist, die einzigartige Erzählung, das erzählerische Unikat zu schaffen, dann sind das Schreiben einer Reportage und das Schreiben fiktiver Formen dramaturgisch verwandt" (ibid.: 139–140). Gleichzeitig soll die Reportage tatsachenorientiert und wahrheitsgemäß über besondere oder ungewöhnliche Menschen, Orte und Handlungen berichten; das Reportageschreiben bedarf der „*Einübung des Tatsachenblicks*" (Braun, Wetzel 2010: 19, Hervorhebung im Original). Für den Entstehungskontext einer Reportage ist es daher grundlegend, dass der Reporter selbst Recherchen und Interviews vor Ort durchführt (Heijnk 2014: 142). Die kommunikative Funktion der Reportage kann nach Stefan Heijnk folgendermaßen zusammengefasst werden: „Sie [die Reportage] führt an unzugängliche Orte, lässt lesend am Erleben des Reporters teilhaben und kann tiefgreifende Wirkungen entfalten" (ibid.: 136).

Wie wenige andere zeitgenössische Journalisten hat Max Winter diese journalistische Methode ausgeübt und weiterentwickelt. Unentwegt hat er Arbeiterbezirke, Armenviertel, Fabrikanlagen und ländliche Regionen erkundet, um über die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Arbeiter und der Unterschichten

Bericht erstatten zu können. Ein Kollege hat deswegen den spöttischen Reim „Max Winter […] hinter jedem Wind her“ gedichtet, den Winter aber selbst gern zitiert haben soll (Thies 2001: 10). Er hat sich auch gelegentlich verkleidet, um seine Recherchen unauffälliger durchführen zu können und ließ sich als scheinbarer Obdachloser sogar verhaften, damit er authentisch über Gerichtsprozesse schreiben konnte. Die Ergebnisse seiner Recherchen gelten heute als frühe Beispiele von Rollenreportagen und verdeckter teilnehmender Beobachtung. Aus dem Grund ist Max Winter auch als „Wallraff der Monarchie“ bezeichnet worden (Jazbinsek/Thies 1996: 26). Seine Arbeitsweise hat Winter in einer Artikelserie mit dem Titel „Die Lokalredaktion“ begründet. Darin schrieb er unter anderem, dass der Berichterstatter „mitten im Strom dieses Lebens […] schwimmen [soll], er soll vor allem die Stadt kennen, in der er wirkt und er soll all ihren tausend Geheimnissen, Ungereimtheiten, all dem Unrecht und der Bedrückung, das in ihr Herberg hat, nachforschen“ (zit. nach Thies 2001: 11–12).

Aufgrund des frühen Interesses an den sozialen Strukturen der Großstädte und der dynamischen Recherchemethoden der Reporter hat die urbane Sozialreportage erheblich zur Entwicklung der Stadtsoziologie beitragen (vgl. Lindner 1990: 12). Die Methoden und die Stilistik des Reportageschreibens überschneiden sich ebenfalls mit denen der urbanen Ethnographie und Soziografie.

Wien um 1900 und die Anfänge der Sozialreportage

Wie Rolf Lindner bemerkt hat, sind die Anfänge der Sozialreportage mit den Anfängen der Großstädte eng verbunden, da „das Vorhandensein von Ballungsräumen“ eine Voraussetzung für die Entstehung der Massenpresse im 19. Jahrhundert war; eine Großstadt bietet nicht nur unaufhörlich neuen Nachrichtenstoff, sondern stellt auch einen einträglichen Absatzmarkt für große Zeitungsauflagen dar (Lindner 1990: 18). Da bestimmte Einwohnergruppen durch die Größe der neuen Großstädte einander fremd bleiben mussten, konnte die Massenpresse die Faszination und die Fremdheit, die von den Lebensweisen der „Anderen“ ausgingen, in verschiedenen Artikelformaten kapitalisieren. Eine Besonderheit der urbanen Sozialreportage um 1900 ist das Interesse an den ärmsten Gruppen und den Außenseitern, die in Wien und in anderen Großstädten in großer Zahl lebten.

Binnen weniger Jahrzehnte am Ende des 19. Jahrhunderts war Wien, die Hauptstadt des weiträumigen habsburgischen Kaiserreichs, zu einer der größten Städte Europas und damit auch zu einer Weltstadt geworden. Zwischen 1880 und 1910 hat sich die Bevölkerung Wiens durch die Industrialisierung und eine beträchtliche Zuwanderung aus den östlichen Teilen des großen und ethnisch-kulturell vielfältigen Reiches verdoppelt, und um 1910 wurde die Einwohnerzahl 2 Millionen überschritten (Braun, Wetzel 2010: 181). Dieser Prozess manifestierte

sich auch in der Raumstruktur Wiens, die in „sichtbare und unsichtbare Zonen“ aufgeteilt wurde (Thies 2001: 5):

> Die großbürgerliche und adelige Herrschaftselite wohnte im inneren Bezirk. Er wurde umschlossen von den inneren Vorstädten, den Wohngebieten der Kleinbürger und Beamten. Außen lag der Gürtel der äußeren Vorstädte, mit den Elendsbezirken der Einwanderer, Industriearbeiter und sozialen Randgruppen. Kaum ein Besucher oder Korrespondent überschritt diese Linie und machte sich ein Bild von ihrem Alltag. (Thies 2001: 5)

Das rasante Wachstum Wiens führte ab dem Ende des 19. Jahrhunderts zu einer schweren Wohnungsnot und Armut, die die Lebensverhältnisse der Arbeiter und der vielen Zugewanderten folgenschwer prägten. Die vielen neuen Wohnungen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schnell gebaut wurden, reichten bei Weitem nicht aus. Um 1910 standen fünf Personen durchschnittlich 30 Quadratmeter Wohnfläche zur Verfügung und mehr als hunderttausend Menschen waren Untermieter oder sogenannte Bettgeher, die sich für einige Stunden einen Bettplatz in den Wohnungen armer Familien mieteten (Braun, Wetzel 2010: 190). Obwohl Wien sich nach 1850 zu einer bedeutenden Industriestadt entwickelte, herrschten dort um die Jahrhundertwende eine gravierende Arbeitslosigkeit und Obdachlosigkeit. Als Veranschaulichung dieser Missverhältnisse kann die Anzahl der Personen angeführt werden, die sich innerhalb einer Woche im Januar 1908 in den Wärmestuben Wiens aufgehalten haben: 88.503 Personen am Tag und 4.832 Personen in der Nacht (Riesenfellner 1987: 247, zit. nach Thies 2001: 9).

In diesem Milieu hat der junge Journalist Max Winter es sich zum Ziel gesetzt, über die sozialen Miss- und Zustände in den unteren Schichten der wachsenden Großstadt zu berichten, um öffentliche Aufmerksamkeit dafür zu wecken. Diese Zielsetzung korrespondierte mit der sozialistischen Gesinnung Winters, der durch seine journalistische Tätigkeit sozialpolitische Veränderungen bewirken wollte (Jazbinsek/Thies 1996: 27). 1895 wurde er Redakteur der sozialdemokratischen *Arbeiter-Zeitung* und war außerdem nach dem ersten Weltkrieg als Abgeordneter im Reichsrat am Übergang vom Kaiserreich zur ersten österreichischen Republik beteiligt. Im Laufe seiner Karriere schrieb Winter insgesamt über 1000 Beiträge – darunter zahlreiche Sozialreportagen – für die *Arbeiter-Zeitung* und andere österreichische sowie deutsche Zeitungen (Thies 2001: 11).

Im nächsten Abschnitt soll eine kleine Auswahl von Max Winters Sozialreportagen näher untersucht werden. Zuerst werden zwei Reportagebände analysiert, die im Jahr 1905 als Band 11 („Das goldene Wiener Herz“) und 13 („Im unterirdischen Wien“) der Schriftenreihe *Großstadt-Dokumente* erschienen sind. Diese gattungsüberschreitende Reihe wurde zwischen 1904 und 1908 von Hans Ostwald herausgegeben, um das Leben in den neuen Großstädten wie Berlin und Wien in allen seinen Facetten zu porträtieren. Ostwald hat den damals 34-jährigen Max Winter als Autor rekrutiert, da seine Reportagen über Randgruppen in Wien ihm eine Stellung als Experte für soziale Themen eingebracht hatten. Die beiden

Bände von Winter enthalten Reportagen, die bereits zuvor in der *Arbeiter-Zeitung* veröffentlicht worden waren. Ostwald lebte als freier Schriftsteller in Berlin und hat sich, wie Winter, stets für Unterschichten- und Außenseitermilieus interessiert. Im Vorwort zum ersten Band der *Großstadt-Dokumente*, „Dunkle Winkel in Berlin", der von Ostwald selbst verfasst wurde, fasst er den Inhalt der geplanten Reihe auf folgender Weise zusammen: „Nicht über Bücher oder Kunstwerke soll gesprochen werden – das Leben selbst soll sich mitteilen, soll als Stoff dienen. Und zwar das modernste Leben: das Leben der Großstadt" (Ostwald 1904: 3).

In 37 von insgesamt 51 Bänden steht Ostwalds Wohnort Berlin im Fokus, aber Wien war von Anfang an als eine Art Pendant vorgesehen. Ursprünglich waren zwanzig Bände geplant, von denen sich zehn Berlin und zehn Wien widmen sollten. Dementsprechend weisen einige der ersten Berlin- und Wien-Bände formale und thematische Ähnlichkeiten auf, die womöglich auf die Interessen des gedachten Lesepublikums zugeschnitten waren.[2] Diese Parallelität hatte aber mit großer Wahrscheinlichkeit auch andere Gründe:

> Wien bot sich […] durch seine Vergleichbarkeit mit Berlin an. Beide Städte waren Haupt- und Kaiserstädte. Beide hatten eine Bevölkerung von ungefähr zwei Millionen Menschen, befanden sich in einer Phase rasanten Wachstums, zugleich aber auch infolge der Industrialisierung und Technisierung in einem tiefgreifenden Umbruch. Kaiserlicher Pomp neben proletarischem Elend – die Verwerfungen der Moderne zeigten sich in Wien wie Berlin auf ähnliche Weise. Zudem bestand zwischen beiden Städten eine historische Konkurrenz, sie gab dem Unternehmen sicherlich einen zusätzlichen Reiz. (Jazbinsek/Thies 1996: 24)

Es kam letzten Endes nur zu sechs Wien-Bänden, die jedoch eine beträchtliche Themenvielfalt abdecken, was durchaus typisch für die ganze Reihe ist.[3] Formal

[2] Die Zielgruppe der *Großstadt-Dokumente* war, mehr oder weniger ausgesprochen, ein bürgerliches Lesepublikum, aus dessen hegemonischer moralischer Sicht die beschriebenen Phänomene mit großer Wahrscheinlichkeit als fremd, faszinierend oder abweichend aufgefasst wurden, vgl. Jazbinsek/Thies 1996: 36–37, 45. Mit der Themenauswahl der Bände wollte Ostwald dieses Lesepublikum aufklären und ihr Verständnis für die Lebenslagen von zum Beispiel Prostituierten, Homosexuellen und Verbrechern wecken. Es kann angenommen werden, dass Winter seine Sozialreportagen für eine ähnliche Zielgruppe und mit einem ähnlichen Ziel geschrieben hat, vgl. Thies 2001: 11.

[3] In den 51 *Großstadt-Dokumenten* werden mitunter kontroverse Themen wie Armut, Kriminalität, Homosexualität und andere sozial stigmatisierte Praktiken sowie Phänomene der neuen Großstadtkultur wie Theater, Tanzlokale und Kaffeehäuser eingehend und sachlich behandelt. Unter den Autoren der verschiedenen Bände sind mehrere Journalisten, Schriftsteller und Kritiker, aber auch zum Beispiel Ärzte, Politiker und Kriminologen, die alle auf einem bestimmten Gebiet Expertenwissen hatten. Wie Max Winter berichtet auch Emil Bader im Band 16, „Wiener Verbrecher", über marginalisierte Existenzen in der Großstadt. Als Kontrast dazu beschreiben und typologisieren Felix Salten den „Wiener Adel" im Band 14 (1905) und Alfred Deutsch-German die „Wiener Mädel" im Band 17 (1906). Otto Herschmann schreibt schließlich im Band 12 über den „Wiener Sport" (1905) – ein Pendant zum Band 10, „Berliner Sport", von Arno Arndt (1905) – wobei er die hohe Erfolgsrate jüdischer Sportler in der Leichtathletik u. a.

können die *Großstadt-Dokumente* keiner spezifischen Gattung zugeordnet werden. Einige Bände haben den Charakter eines wissenschaftlichen Berichts mit umfassenden Statistiken, während andere eher als lange journalistische Reportagen oder stadtethnographische Essays zu bezeichnen sind. Viele der Texte haben außerdem literarische Qualitäten, wie auch Ostwald im Vorwort des ersten Bandes betont; der Informationsgehalt der *Großstadt-Dokumente* stehe zwar im Fokus, aber die Texte sollten „deshalb die künstlerischen Reize durchaus nicht ganz entbehren", sondern sollten „spannend und unterhaltsam geschrieben" sein (Ostwald 1904: 3). Aus der Gattungsperspektive sind die *Großstadt-Dokumente* am ehesten als eine Art Fremdenführer zu betrachten, eine „Orientierungshilfe" oder „Gegen-Baedeker" für sowohl Neuankömmlinge als auch Einheimische, die sich im veränderlichen Großstadtleben zurechtfinden wollten, wie Ostwald selbst schreibt: „Und so soll diese ganze Sammlung ein Wegweiser durch dies Labyrinth der Großstadt werden. Der Sachkenner soll den Wißbegierigen an die Hand nehmen und ihn hindurchführen durch diese zahllosen Wirrnisse" (ibid.: 4).

Max Winters Beiträge zu den *Großstadt-Dokumenten* entsprechen durchaus Ostwalds Absichten. Er dokumentiert darin auf zugängliche Weise soziale Zustände, die von der bürgerlichen Leserschaft als Irritation aufgefasst oder bisher ignoriert worden waren. Die Orte und Menschen, die er aufsucht, kommen sonst vor allem in Polizeiberichten vor. Die Kritik hat sehr polarisiert auf die *Großstadt-Dokumente* reagiert. Während einige Kritiker die gründlichen Erforschungen des Großstadtlebens fasziniert lobten, waren andere über den offenen Umgang mit sozial abweichenden Themen offensichtlich empört (Jazbinsek/Thies 1996: 45–46). Gemäß Winters eigener Zielsetzung wurden seine zwei Bände immerhin unbestreitbar zu „sozialen Sensationen" und wurden vielmals neu aufgelegt, was auch für fast alle Bände der *Großstadt-Dokumente* gilt; einzelne Bände erlebten bis zu zwanzig Neuauflagen (ibid.: 44). Winters Reportagen haben somit in Buchform eine breitere Rezeption erhalten als durch die ursprüngliche Veröffentlichung in der *Arbeiter-Zeitung* (Thies 2001: 6).

Um den Zusammenhang zwischen Raum und Bewegung in Wien um 1900 und Max Winters Schreib- und Rechercheprаxis untersuchen zu können, wird zunächst näher auf die zwei Bände eingegangen, die Max Winter zu den *Großstadt-Dokumenten* beigesteuert hat, sowie auf ein Reportagebuch von 1904 mit dem Titel *Im dunkelsten Wien*. Die Untersuchung dieser Texte konzentriert sich auf die Rolle, die Raum und Bewegung für die Darstellung der sozialen Verhältnisse der Großstädte um 1900 gespielt haben. Eine letzte Quelle, *Soziales Wandern* aus 1911, wird zeigen, dass Max Winter sich in seinen Reportagen auch für Räume und Bewegungen außerhalb der Großstädte interessiert hat.

---

darauf zurückführt, dass diese Sportler von anderen Disziplinen ausgeschlossen worden waren, Jazbinsek/Thies 1996: 65.

Forschungsdrang und Wanderlust: Raum und Bewegung in Max Winters Sozialreportagen

Im Vorwort von Band 13 der *Großstadt-Dokumente*, „Im unterirdischen Wien", hält Winter das Ziel seiner Erforschungen der Lebensbedingungen der Obdachlosen folgendermaßen fest:

> Diese Menschen [die Obdachlosen] in ihren Schlupfwinkeln und Höhlen, in den Kloaken und Misthaufen, in den Ziegelöfen und auf freiem Felde zur Winterszeit aufzuspüren und die Unkultur aufzuzeigen, die neben glänzenden Palästen solches Elend duldet, machte ich mir zur Aufgabe, das öffentliche Gewissen der Millionenstadt dadurch aufzurütteln, setzte ich mir zum Ziel.
>
> Möge diese Veröffentlichung dazu beitragen, daß diese schlimmsten Großstadt-Dokumente aus dem von Glanz und Elend gefügten Mosaik des Großstadtbildes verschwinden. (Winter 1905b: 3–4)

Dem obigen Ziel geht Winter in vielen seiner Reportagen methodisch nach, indem er eine Reihe von verschiedenen Raumerkundungen und Bewegungsmodi einführt. Als wachsende Großstadt hatte Wien am Anfang des 20. Jahrhunderts schon ein weit ausgebautes öffentliches Straßen- und Verkehrsnetz. Den Wienern standen kurz nach der Jahrhundertwende 1900 sowohl Autobusse, Dampftramways und elektrische Straßenbahnen als auch eine Stadtbahn zur Verfügung. Ab und zu fährt Winter mit der Straßenbahn und beobachtet dann sehr genau, unter welchen Bedingungen der Fahrer und der Schaffner arbeiten und wie sich die Passagiere verhalten. Im Band 11, „Das goldene Wiener Herz", schildert er auch, wie er einen Tag lang „[i]m Zeichen der roten Laterne" in einem Wagen der Wiener Rettungsgesellschaft mitfährt und die Verrichtungen der Sanitäter miterlebt. Vor allem aber erkundet er die Stadt zu Fuß – eine natürliche Folge dessen, dass die Notleidenden, deren Aufenthaltsorte er aufspüren möchte, sich wohl selten eine Tramwayfahrt leisten konnten.

Bei Winters Stadterkundungen handelt es sich nicht um das unbefangene Spazieren, Schlendern oder Flanieren, das für den Metropolenmythos der Moderne durch zum Beispiel Walter Benjamins Pariser *Passagen-Werk* (zwischen 1927 und 1940 geschrieben und posthum veröffentlicht) und Franz Hessels autobiografischen Aufzeichnungen *Spazieren in Berlin* (1927) konstitutiv geworden ist. Solche Bewegungspraktiken stellen den oft stilvollen Flaneur auf der bühnenhaften Großstadtstraße zur Schau und lassen ihn gleichzeitig zum Beobachter des Stadtlebens werden (siehe dazu zum Beispiel Neumeyer 1999). Max Winters Rechercheprаxis steht in vielerlei Hinsicht in Kontrast zur großstädtischen Flanerie der Moderne. Als Person steht Winter in seinen Reportagen im Hintergrund, während die dargestellten „sozialen Sensationen" stets den Vorrang haben. Methodisch geht es Winter nicht um ein eher zielloses Herumgehen, das zu zufälligen Begegnungen und Entdeckungen führt, sondern um zielgerichtete

„Stadttouren“ oder „Stadtrundgänge“, die mit einer geschärften Wahrnehmung und einem kritisch nachforschenden Blick verbunden sind. Aus dem folgenden Zitat aus der Reportage „Bei den Bewohnern des Wienflusstunnels“, die „Im unterirdischen Wien“ abgedruckt ist, geht Winters Methode deutlich hervor:

> Am Nachmittag […] machte ich mich auf, um das Terrain zu studieren. Etwa eine Stunde lang umkreiste ich den Ausgang der Einwölbung im Stadtpark, stapfte im Schnee aus dem rechtsseitigen Wandelgang der Wienterrasse und spähte über die Steinbrüstung ob der stadtseitigen, abgesperrten Terrasse nach dem Gewölbe und seinen Zugängen, den Stiegenschächten. (Winter 1905b: 7)

Die Verben in diesem kurzen Auszug machen Winters Rechercheprаxis deutlich sichtbar: *sich aufmachen*, *studieren*, *umkreisen*, *stapfen*, *spähen*. In seinen Reportagen protokolliert er seine Schritte und Gespräche stets sehr genau und beschreibt eingehend die verschiedenen Orte, die er aufsucht. In der obigen Reportage handelt es sich um das Tunnelsystem des Wienflusses.[4] Um die Jahrhundertwende trieb die soziale Not in Wien viele Obdachlose regelmäßig dazu, in den verschiedenen Kammern, Rohren und Gängen der unterirdischen Kanalisation zu übernachten. Wie Winter am Anfang der Reportage über den Wienflusstunnel beschreibt, mussten diese Menschen sich auch vor Polizeistreifen fürchten, weil die Behörden zu dieser Zeit Obdachlosigkeit als ein Ordnungsproblem und nicht als ein soziales Problem einstuften (Winter 1905b: 5–6; vgl. auch Thies 2001: 13).

Im November 1902 waren in den Wiener Zeitungen Meldungen über „förmliche Menschenjagden“ in der Kanalisation zu lesen (Winter 1905b: 5), was Winter dazu veranlasst hat, eine „‚Forschungsreise‘ im unterirdischen Wien“ durchzuführen (ibid.: 12). Er wollte also offenbar nicht nur über die Obdachlosen berichten, wie die Zeitungen, sondern ihre Lebenslage aus ihrer eigenen Perspektive schildern. Dafür begibt er sich zweimal in die unterirdischen Räume der Großstadt; zuerst zusammen mit einem hilfsbereiten Aufseher und seinen Arbeitern, die den Flusstunnel besichtigen und reinigen, und dann mit einer Gruppe von Obdachlosen, deren Vertrauen er zuerst gewinnen muss, bevor sie ihm ihre Verstecke und Fluchtwege durch die Kanalisation zeigen wollen. Um diese Obdachlose anzutreffen, hält Winter anderthalb Stunden in der Novemberkälte auf der Tegetthoffbrücke (der heutigen Johannesgasse) in der Nähe des Stadtparks Ausschau und beobachtet unterdessen die vorbeigehenden Menschen:

> Hunderte von Menschen eilen an mir vorüber. Von der Arbeit nach Hause die einen, vom Hause zum Vergnügen die anderen. Ladenschluß ist eben und zugleich Abendkorso auf dem kleinen Platz des Eislaufvereines. Jeder Stadtbahnzug bringt

[4] Bis Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Fluss als Mülldeponie genutzt und danach überbaut, um die sanitären Verhältnisse zu verbessern. Dadurch entstand das Tunnelsystem, das aus Reinigungszwecken weitgehend begehbar war.

> eine neue Welle sportlustiger Dämchen und Herren, und jeder Zug entführt einige Dutzend arbeitsmüder Fräulein und junger Kaufleute nach ihren entfernten Wohnorten. […] Equipagen und Fiaker bringen auch Gäste zum Eislaufverein. Fast wären unter einen dieser Wagen einige Jungen gekommen, die auf der Fahrbahn der Brücke mit einer Eisscholle — Fußball spielen. […] Und im Stadtpark raunt und flüstert es wie in lauen Frühlingsnächten, und behördlich nicht legitimierte Weiber erwerben in steter Gefahr die Mittel zu ihrem traurigen Dasein. (Ibid.: 13–14)

Zahlreiche solche Details aus dem großstädtischen Leben fließen vor allem in die Einleitungen zu Winters Reportagen ein. Diese eher literarische Schreibweise macht das Setting lebendig, was womöglich vertraut und erwartungssteigernd zugleich auf das bürgerliche Lesepublikum gewirkt hat. Die Beschreibung des hektischen und alltäglichen Treibens in der „Oberwelt" (ibid.: 12) funktioniert auch als Kontrast zum unterirdischen Alltag der Obdachlosen, worüber viele Lesenden vielleicht zum ersten Mal in Winters Reportage etwas erfahren haben. Nach seinen einleitenden Beobachtungen auf der Tegetthoffbrücke folgt Winter den Obdachlosen in einen Schacht und weiter in den Flusstunnel hinein. Sofort entsteht eine Diskrepanz zwischen den Bewegungsmustern von Winter und den Obdachlosen, die auf die Raumbedingungen der Kanalisation spezialisiert sind. „Auf leisen Sohlen schleichen wir dahin. Wortlos und ohne Licht", erklärt Winter anfänglich (ibid.: 23). Die Bewohner des Tunnels „eilen zu rasch weiter" und „huschen wesenlos rasch dahin", während Winter nur knapp mithalten kann, weil seine Röhrenstiefel, im Unterschied zu den abgenutzten Schuhen der Obdachlosen, „auf den Zehengang nicht eingerichtet sind"; Winter bezeichnet diesen Bewegungsmodus als „Schleichtrab" (ibid.: 24).

Etwas später muss die Gruppe durch ein schmales Rohr kriechen, wo Winter außer Atem gerät und fast liegenbleibt (ibid.: 28–29). In der Kanalisation kann eine erwachsene Person selten ganz aufrecht gehen, was für Winter äußerst mühsam ist. Wenn die Gruppe wegen der plötzlichen Enge eines Kanals „[i]m Strotterschritt" weitergehen muss, wird Winter an „die Qualen meines Strottganges durch Wiener Kanäle" erinnert (ibid.: 32–33). Schon im Januar desselben Jahres hatte er einen solchen Strottgang – „den ersten und wahrscheinlich letzten in meinem Leben" – durch die Kanalisation gemacht, der ihm „eine harte körperliche Plage" war, „doppelt hart für den Schreibtischmenschen, dem wenig Zeit für körperliche Übung bleibt" (Winter 1904: 4–5). Diesen Strottgang, den er in der Gesellschaft eines Mannes namens Specklmoritz durchführt, schildert er ausführlich in der Reportage „Kanalstrotter", die im Reportageband *Im dunkelsten Wien* (1904) enthalten ist. Über seine ersten Erfahrungen in den Wiener Kanälen schreibt Winter:

> [...] noch war damals das Geheimnis des unterirdischen Wiens auch für mich ein Geheimnis. Ich wußte noch nichts von dem ‚Freig'schäft' der ‚Kanalstrotter', wie in Wien jene Gruppe von armselig lebenden Menschen heißt, die die Schätze der Kanäle heben und damit ihren schweren Erwerb finden, den schwersten wohl, den man sich vorstellen kann. Heute bin ich um einen tiefen Blick in das harte Dasein dieser Gilde

> reicher. Ich kenne das Leben im Kanal und die mühselige Suche nach dem Strandgut der Großstadt, nach den verlorenen Hellern und Kreuzern, nach den Metallgegenständen und Stücken, die in den Kanälen ihr Grab finden, die Jagd nach den Knochen, die mit dem Spülicht der Großstadt da hinuntergeraten, und ich kenne einen Menschen wenigstens, der diesem Erwerb seit Jahren obliegt, der mehr als zwölf Jahre hindurch Tag für Tag in die Kanäle stieg, und der auch heute noch strotten geht, wenn daheim das Brot zu knapp wird, wenn sein Handel mit altem Eisen, den er in der Umgebung Wiens unternimmt, nicht ertragreich genug ist. (Ibid.: 4)

Das begehbare Tunnelsystem ließ die Ärmsten der Stadt sich ihr Leben durch das Strotten, die Suche nach verwertbaren Dingen, notdürftig erhalten – für Metallstücke fanden sich gelegentlich Abnehmer, Fettreste und Knochen konnten zu sehr niedrigen Preisen an die Seifenindustrie verkauft werden – und unter den Kanalstrottern existierten Solidarität und Gemeinschaft (ibid.: 19–20). Trotzdem blieb die Kanalisation vor allem ein Ort des Leidens und der Gefahr für die mindestens fünfzig Kanalstrotter in Wien, wovon Specklmoritz Winter im Januar 1902 berichten konnte (ibid.: 21). Am Anfang seines ersten Recherchestrottgangs folgt Winter dem Specklmoritz „nachkeuche[nd]“ (ibid.: 7) und hält die gezwungene Körperhaltung und die Fortbewegung eines Kanalstrotters nur mit großer Mühe aus:

> Schon nach den ersten zwanzig Schritten glaube ich, daß ich zurück muß. Mehr als zwei Fünftel meines Körpers muß ich unterdrücken, um durch den niederen gemauerten Kanalgang durchzukommen. Der Oberkörper ist in der Wagrechten [sic], die Beine sind etwas gebeugt. In der Rechten trage ich das Lämpchen, dessen offene Flamme bei jedem Schritt nach vorwärts einen schwarzen Rauchschwall meinen Lungen sendet. […] So war ich zwanzig Schritte vorwärts gekommen, aber schon verwünschte ich heimlich meinen Forschungsdrang. Schweiß tritt aus allen Poren. Der Atem, den es mir zuerst ganz verschlagen hatte, geht kurz. Meine Beine zittern. Auch sie sind an ein Vorwärtsschreiten in leichter Kniebeuge nicht gewöhnt. Mein Schritt stockt. (Ibid.: 8)

Die kurzen Sätze und Winters Innenperspektive auf seine Mühen erzeugen ein Dringlichkeitsgefühl und lassen dem Lesepublikum Winters körperliches Unbehagen nachempfinden. Nach einiger Zeit fällt es Winter jedoch etwas leichter, im „Schlieftrott“ des Kanalstrotters voranzukommen (ibid.: 13). Dieser Neologismus scheint eine Art mechanischen Schleichens zu bezeichnen. Wie Winter erstaunt notiert, können sich auch überdurchschnittlich große Männer gebückt oder kriechend sehr schnell durch die schmalen Gänge bewegen. Der Specklmoritz vergleicht die Bewegungen der Kanalstrotter mit denen der Regenwürme, was Max Winter für einen besonders guten Vergleich hält: „Der Mensch als Regenwurm – kann es ein besseres Beispiel für die Macht der Gewöhnung und für die Anpassungsfähigkeit der Menschen geben?“ (ibid.: 14).

So wie in diesem Zitat tritt Winters Stimme ab und zu kommentierend aus dem sonst protokollarischen Bericht hervor. Diese subjektiven Betrachtungen werden oft mit Formeln wie „Ich hätte nicht geahnt, dass…“ oder „Mir kommt vor…“ eingeleitet, die den Texten einen persönlichen Stil verleihen. Winters Reportagen sind immer in der ersten Person geschrieben und die Gespräche, die er mit Kanalstrottern und Obdachlosen führt, werden im Detail und in der dialektalen Sprechweise der Redenden wiedergegeben. Wenn Winter den Specklmoritz nach einer Stunde im Kanal fragt, ob er auf seinen Strottgängen immer so langsam vorwärtskommt, antwortet dieser: „I nöt! Wo kummet i hin, wann i so langsam war'. A Strotter muaß dazuaschau'n, wann er bei die heutigen Zeiten was verdeana will. Sunst rennen ihm glei a paar vur“ (ibid.: 15). Gelegentlich wird den Lesenden auch einen Einblick in Winters Schreibprozess gewährt. Wenn der Specklmoritz stehenbleibt, um im Flussbett nach Münzen und anderen Dingen zu suchen, zeigt er Winter, wie er sich auf dem Griff einer aufrechten Harke halbwegs hinsetzen kann, um sich zu erholen. „Darauf sitzend, folge ich seiner Arbeit und notiere mir hie und da Schlagworte“ (ibid.: 11), ist dann in der gedruckten Reportage zu lesen.

Auch die Reportagen in Band 11 der *Großstadt-Dokumente*, „Das goldene Wiener Herz“, enthalten ausdrückliche Hinweise auf Winters Recherchepraxis. Für die Reportage „Vor und in der Wärmestube“ hat sich Winter dazu entschlossen, seinen „Elendsfrack“ anzuziehen und „in den X. Bezirk hinaus[zupilgern]“, um darüber schreiben zu können, wie es ist, „einen Tag obdachlos, arbeitslos und hungrig“ zu sein (Winter 1905a: 8). Zum einen ermöglicht diese Verkleidung ihm, mit den Obdachlosen und Hilfsbedürftigen vor und in der Wärmestube im Arbeiterbezirk Favoriten in Kontakt zu kommen und unmittelbare Milieustudien zu betreiben. Zum anderen, wie er in der Einleitung der Reportage beschreibt, stellt er an sich selbst eine tiefgehende Veränderung seiner Wahrnehmung fest, die aufgrund seines verwahrlosten Äußeren einstellt:

> Ein Tramwaykondukteur in neuem Uniformmantel kommt mir entgegen: Ein großer, stattlicher Mann mit kurzgestutztem, schwarzem Vollbart. Auch ein Proletarier! Bis dahin habe ich in einem Tramwaybediensteten nie etwas anderes gesehen. Und jetzt lerne ich plötzlich… nicht etwa nur begreifen, nein, fühlen lerne ich es, wie begehrenswert Tausenden die Elendsexistenz eines Tramwaykondukteurs erscheinen muß. So habe ich einen Tramwaymann noch nie vorher gesehen ... so, als Menschen, der in halbwegs geordneten Verhältnissen lebt […]. Kann das Kleid, in dem ein Mensch steckt, so starke Vorstellungen erwecken, daß man nicht mehr nur denkt, sondern fühlt, empfindet, so wie einer, der auch in Lumpen gehüllt ist? […] Ich verlasse das Trottoir, auf den der andere breit geht, und stapfe auf dem Lehmboden des Straßengrundes weiter.
>
> Da ist mein Platz. (Ibid.: 9)

Der „Elendsfrack“ erweist sich als entscheidend für sowohl das Selbstbild und das soziale Bewusstsein des Trägers als auch für die hier geschilderten Bewegungen im Stadtraum. Das „breite Gehen“ des Tramwaykondukteurs auf dem Trottoir und das

„Stapfen“ Winters auf dem Lehmboden der Straße sind räumliche Ausdrücke einer sozialen Stratifizierung von unten. Die Trennlinie verläuft zwischen denen, die eine Arbeit haben – wenn auch eine schwere Schichtarbeit – und denen, die arbeitslos sind, was um 1900 in Wien einen gravierenden sozialen Unterschied bedeutete. In einer weiteren Passage aus der Einleitung schildert Winter auch den Schritt eines Obdachlosen als einen konkreten Ausdruck seiner sozialen Lage:

> In dem müden, trägen Schritt eines Menschen, der nach vergeblicher Arbeitssuche heimkehrt, oder dem Heimatsgefühl des Obdachlosen folgend, wenigstens in den Bereich des Bezirkes zurückstrebt, wo er — der nun Obdachlose — seine letzte ständige Wohnung hatte, in diesem Schritt schleiche ich die Himbergerstraße hinauf bis zum Bürgerplatz. Dort beginnt die Puchsbaumgasse, an deren Ende mir das Ziel winkt: eine Schale Suppe und ein Brot. Mir und den anderen, die das Elend zwingt, die gleiche Straße zu wandern. (Ibid.: 8–9)

Der Fokus auf der Darstellung des Schritts dient hier der Charakterisierung eines beliebigen Obdachlosen, den Max Winter durch seine Verkleidung verkörpern möchte. In Winters Vorstellung geht dieser Mensch nicht, sondern „strebt“ und „schleicht“. Seine Individualität wird ihm abgesprochen, indem er anonym die gleiche Straße wandert, wie die anderen, die vom Elend betroffen sind. Der einleitende Vergleich mit einer Pilgerwanderung wird hier vom Verb „wandern“ unterstrichen, das an lange, mühsame Strapazen denken lässt. In der Einleitung der Reportage verwendet Winter somit, wie in vielen anderen seiner Texte, Stilelemente und bildliche Schreibweisen, die für die erzählende Literatur typisch sind.

Das Wandern spielt in einer anderen einflussreichen Reportage von Winter eine zentrale Rolle. In diesem Fall geht es um eine Art des Umherstreifens außerhalb der Großstädte, das Winter „soziales Wandern“ nennt. Auf der Titelseite der als Buch gedruckten Reportage *Soziales Wandern* aus 1911 geht das Motto dieses Bewegungsmodus hervor: „Nicht die Zahl der zurückgelegten Kilometer bringe heim, sondern erweiterte Einsicht in das vielgestaltige Leben der Menschen. Das ist soziales Wandern!“ (Winter 1911: Titelseite). Das Ziel des sozialen Wanderns ist die Verbindung des Erholungsbedürfnisses der Arbeiter mit dem politischen Kampf für eine gerechtere Gesellschaft, „den der denkende Arbeiter führen muss“ (ibid.: 31). In der Reportage wendet sich Winter an eine junge und politisch aktive Leserschaft mit teilweise fast malenden Beschreibungen seiner Wanderungen in ländlichen Gegenden, wobei die geschärfte Wahrnehmung und der forschende Blick jedoch genauso zentral sind wie bei den Stadtrundgängen. Winter geht im Text beispielsweise darauf ein, wie er einige Jahre zuvor die schweren Lebensverhältnisse der Salzarbeiter in der Saline Hall im Tirol erforscht hat (ibid.: 26–27). Städte, und besonders die neuen Großstädte, waren durch ihre sozialen Konstellationen Orte der politischen Entwicklung, was Winter als einen Grund dafür betrachtet, aus der Stadt hinauszugehen und mit Arbeitern und dem Landproletariat über politische Themen zu sprechen:

> Gehe hin und schaue und rede auch, wenn du meinst, daß dein Wort Trost bringt, Hoffnung auf ein Besserwerden, wenn du meinst, den Weg zeigen zu können, den die Mühseligen hier und anderswo gehen müssen. Der Weg heißt Einigkeit, Zusammenschluß, das Ziel Befreiung von dem Joch. […]
> Verstehst du, junger Freund? (Ibid.: 31–32)

Die Metapher des Weges veranschaulicht hier die von Winter erwünschte politische Entwicklung, die im Kontext der Arbeiterbewegung in den industrialisierten Ländern der Welt betrachtet werden muss. Winter hatte offensichtlich erkannt, wie unabdingbar Bildung und Informationsaustausch für diese Entwicklung waren, und identifiziert hier für sich selbst und andere politisch engagierte oder gebildete Personen eine potenzielle Rolle als „Wegweiser". Dies erinnert an die beabsichtigte Funktion der *Großstadt-Dokumente*, die nach Hans Ostwald als aufklärender „Wegweiser durch dies Labyrinth der Großstadt" dienen sollten (Ostwald 1904: 4). Das Konzept des sozialen Wanderns hat die Bewusstheit für das politische Potenzial des Zufußgehens nachhaltig geprägt, da es immer noch ein fester Bestandteil vom Programm der NaturFreunde ist (vgl. NaturFreunde Deutschlands [1]). Nach Winter sollte aber das soziale Wandern am liebsten einsam und „[i]m Schlendergang" ausgeübt werden: „Nicht vorwärts drängend und nicht gedrängt! Lieber ein kleines Stück Welt gesehen, dieses aber gründlich. Augen im Kopf für alles, was Mensch heißt und Menschenwerk! Das ist soziales Wandern!" (Winter 1911: 32).

Schlussbemerkungen

Wie die Analyse der Textauswahl oben gezeigt hat, kann Max Winters Recherche- und Schreibpraxis sowohl als eine Reaktion auf die sozialen Folgen des schnellen Wachstums der Großstadt Wien als auch ein genreprägendes und politisch einflussreiches Handlungsprogramm betrachtet werden. Die Bezeichnung der Sozialreportage als „eine Handlungs- und Forschungsmethode" (Braun, Wetzel 2010: 11) entspricht (und entspringt auch möglicherweise) Winters innovativen Arbeitsmethoden. An Winters Beispiel wird deutlich, dass Genre eine soziale Praxis an sich ist. Zwischen der Sozialreportage und dem komplexen Raum- und Bewegungsgefüge der Großstadt existierte um 1900 eine enge Verbindung – nicht zuletzt, weil verschiedene Arten der Bewegung und der Raumerkundung für sowohl die Form als auch den Inhalt der Sozialreportagen entscheidend sind.

Der Stadtraum erscheint in Winters Sozialreportagen als eine besondere „relationale (An)Ordnung von Körpern" (Löw 2001: 131), worin sich die Stadteinwohner je nach sozialer Position verschiedener Bewegungsmodi in verschiedenen Bereichen der Stadt bedienen (müssen). Diese Bereiche können dichotom in einem Oben (der „Oberwelt") und einem Unten (dem „unterirdischen Wien") beziehungsweise einem Drinnen (der Wiener Innenstadt) und einem Draußen (den Vororten außerhalb des Wiener Gürtels) aufgeteilt werden. Die

Bewegungen der verschiedenen sozialen Gruppen und die städtischen Orte, an denen sie sich aufhalten (müssen), überlappen sich zwar teilweise, aber Winter zufolge existierte in Wien um 1900 das soziale Elend „*neben* [den] glänzenden Palästen" fast wie in einer separaten Parallelwelt (Winter 1905b: 3–4, Hervorhebung H. H.).

Die Recherche- und Schreibpraxis der Reportage setzt stets voraus, dass der Berichterstatter sich selbst in Bewegung setzt und besondere Orte aufsucht, um soziale Tatsachen und die Lebenslagen Anderer eingehend erforschen zu können (vgl. Heijnk 2014: 142). Dank der selbsterlebten und teilweise strapazenreichen „Stadttouren", „Stadtrundgänge", „Forschungsreisen" und „Strottgänge" konnte Winter soziale Problemlagen in Wien aufdecken und den Lesenden als Tatsachen nahebringen, wodurch seine Reportagen gelegentlich zu den aufsehenerregenden „sozialen Sensationen" geworden sind, die von ihm erwünscht und beabsichtigt waren. Sein „soziales Wandern" in ländlichen Gegenden außerhalb von Wien zeigt außerdem deutlich, wie einflussreich seine bewusst ausgeführte Bewegungspraktiken sein konnten. Max Winters bewusster Umgang mit verschiedenen Bewegungsmodi und Raumerkundungen zieht sich durch große Teile seines Werkes hindurch, ob er die Lebenslagen der Ärmsten in der Großstadt oder auf dem Land recherchiert und schildert.

Die Reportagen von Max Winter bauen somit auf einer Praxis des empirischen Registrierens und gründlichen Recherchierens auf, die der exakten Wiedergabe von sowohl Tatsachen als auch subjektiven Erlebnissen dient. Etliche Jahrzehnte vor den Journalisten des *New Journalism*, die in den 1960er Jahren ähnliche Methoden zum Teil ihres Programms gemacht haben, dokumentiert Winter mit diesem „Tatsachenblick" (vgl. Braun, Wetzel 2010: 19) und zugleich mit Empathie und Empörung den Alltag der Obdachlosen und Kanalstrotter. Dabei wird den Bewegungen der im Fokus stehenden Menschen eine zentrale Rolle beigemessen. Den Schritten eines Obdachlosen werden aussagekräftige Qualitäten wie Müdigkeit und Trägheit zugeschrieben, die Kanalstrotter eilen und huschen auf ihren Zehenspitzen dahin, um der Polizei zu entkommen, und Winter muss keuchend auf seinen Rechercherundgängen den „Schleichtrab", „Schlieftrott" und das schmerzliche „Vorwärtsschreiten in leichter Kniebeuge" (1904: 8) lernen. Alle diese verschiedenen Bewegungsmodi sind den räumlichen und sozialen Bedingungen der Großstadt aus Not angepasst worden und sind folglich konkrete Ausdrücke der großstädtischen Armut und der sozialen Stratifizierung in Wien um 1900.

In den neuen Großstädten überschnitten sich die Interessen und Methoden der noch nicht voneinander getrennten Felder der Ethnografie, der Soziologie, der journalistischen Berichterstattung und der künstlerischen Gestaltung. Winters Sozialreportagen sowie die Reihe der *Großstadt-Dokumente* entstanden im Kontext der Suche nach Textformen, die die sozialen, kulturellen, politischen und räumlichen Besonderheiten der komplexen Großstadt durch formale und inhaltliche Mittel möglichst ausdrucksvoll und anschaulich fassen konnten. Hans Ostwald zufolge waren

weder „Kunstwerke“ wie Romane noch wissenschaftliche Arbeiten allein dazu in der Lage (Ostwald 1904: 3). Durch die Kombination von literarischen und ethnografischen Schreibweisen im journalistischen Genre wird es möglich, der neuartigen und vielfältigen urbanen Erfahrung in besonderer Weise gerecht zu werden.

Dafür sind Winters Sozialreportagen und seine zwei Bände der *Großstadt-Dokumente* exemplarisch. Auf neuschöpfende Weise bedient er sich literarischer Techniken, um die von ihm beobachteten Tatsachen lebendig zu schildern, was das „hybride Genre“ der Reportage, das sich „gleichzeitig auf den Feldern von Journalismus und Literatur“ befindet (Heijnk 2014: 139–140), maßgeblich mitgeprägt hat. Viele seiner Texte sind deutlich länger als man es von einer Zeitungsreportage erwarten würde – einige der hier analysierten Texte sind auch für die Buchausgaben bearbeitet worden – und schildern die Ereignisse hauptsächlich anhand von lebendigen Dialogen zwischen Winter und den Personen, die er beobachtet. Stilistisch tragen auch Metaphern und andere sprachliche Bilder, stimmungs- und spannungsschaffende Raumbeschreibungen sowie erzählende Kommentare zur guten Lesbarkeit der Reportagen bei. Diese Stilmittel inszenieren die Subjektivität des Autors, die es dem bürgerlichen Lesepublikum ermöglicht, sich mit Winter zu identifizieren und sich in die geschilderten sozialen und räumlichen Konstellationen hineinzuversetzen.

Aufgrund der präzisen Sprache und dem strengen Fokus auf die geschilderten sozialen Missverhältnisse entziehen sich Winters Reportagen aber weitgehend der Mythisierung der modernen Großstadt, die von Figuren wie dem Flaneur ausging; dem ästhetisierten Schlendergang des Flaneurs steht Winter als forschender Fußgänger dementsprechend fern. Untersuchungen der Textgattung Sozialreportage um 1900, die die soziale Spaltung des urbanen Raum- und Bewegungsgefüge sachlich schildert und problematisiert, können somit das mythische Bild der neuen Großstädte um eine weitere Dimension ergänzen.

Bibliographie

Primärliteratur

Ostwald, Hans, „Dunkle Winkel in Berlin“, in: Hans Ostwald (Hg.), *Großstadt-Dokumente*, Band 1, Berlin und Leipzig 1904.

Winter, Max, *Im dunkelsten Wien. Strottgänge von Max Winter*, Wien und Leipzig 1904.

Winter, Max, „Das goldene Wiener Herz“, in: Hans Ostwald (Hg.), *Großstadt-Dokumente*, Band 11, Berlin und Leipzig 1905a.

Winter, Max, „Im unterirdischen Wien“, in: Hans Ostwald (Hg.), *Großstadt-Dokumente*, Band 13, Berlin und Leipzig 1905b.

Winter, Max, *Soziales Wandern*, Wien 1911.

Sekundärliteratur

Braun, Karl-Heinz/Wetzel, Konstanze, *Sozialreportage: Einführung in eine Handlungs- und Forschungsmethode der Sozialen Arbeit*, Wiesbaden 2010.

Haas, Hannes, „Die hohe Kunst der Reportage. Wechselbeziehungen zwischen Literatur, Journalismus und Sozialwissenschaften", *Publizistik* 32/3 (1987), 277–294.

Hallet, Wolfgang/Neumann, Birgit, „Raum und Bewegung in der Literatur: Zur Einführung", in: Dies. (Hg.), *Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn*, Bielefeld 2009, 11–32.

Heijnk, Stefan, „Die Print-Reportage: Genrekonventionen aus Reportersicht", *Publizistik* 59 (2014), 135–157.

Jazbinsek, Dietmar/Thies, Ralf, „‚Großstadt-Dokumente'. Metropolenforschung im Berlin der Jahrhundertwende", *Schriftenreihe der Forschungsgruppe „Metropolenforschung" des Forschungsschwerpunkts Technik – Arbeit – Umwelt am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, FS II 96-501*, Berlin 1996.

Lindner, Rolf, *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*, Frankfurt am Main 1990.

Löw, Martina, *Raumsoziologie*, Frankfurt am Main 2001.

Neumeyer, Harald, *Der Flaneur: Konzeptionen der Moderne*, Würzburg 1999.

Riesenfellner, Stefan, *Max Winter im alten Österreich*, Wien 1987.

Thies, Ralf, „Wiener Großstadt-Dokumente: Erkundungen in der Metropole der k.u.k. Monarchie", *Schriftenreihe der Forschungsgruppe „Metropolenforschung" des Forschungsschwerpunkts Technik – Arbeit – Umwelt am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, FS II 01-503*, Berlin 2001.

Internetquellen

[1] NaturFreunde Deutschlands, „Das Soziale Wandern verbindet Natursport, soziale Erholung und Gesellschaftskritik", 26.06.2020 <https://naturfreunde.de/soziales-wandern> (20.06.2024).

Der Einfluss von Aufgabentypen auf die Bewertung schriftlicher Kompetenz im DaF-Unterricht

Maria Håkansson Ramberg

1. Einleitung

Der kommunikative und handlungsorientierte Sprachunterricht, der die kommunikative Sprachkompetenz – basierend auf u. a. Arbeiten von Hymes (1972), Canale und Swain (1980) sowie Bachman und Palmer (1996) – fördern soll, hat sich in den letzten Jahrzehnten grundlegend weiterentwickelt. In den vergangenen Jahren haben kommunikations- und aufgabenbasierte Ansätze (*Task-Based Language Teaching*), eine Subkategorie des kommunikativen Sprachunterrichts, zunehmend an Bedeutung gewonnen, sowohl für den Fremdsprachenunterricht als auch für die Bewertung von Fremdsprachen (z. B. Bachman 2002, Ellis 2003, Norris 2016, Skehan 2018, Ellis et al. 2019). Diese aufgabenbasierten Ansätze sind im Einklang mit dem funktionalen und handlungsorientierten Ausgangspunkt in den schwedischen Bildungsstandards für Fremdsprachen, in denen deutlich zum Ausdruck kommt, dass den Lernenden die Möglichkeit gegeben werden soll, durch Sprachverwendung in funktionalen Kontexten, eine vielseitige kommunikative Fähigkeit zu entwickeln [2]. Diese immer zunehmende kommunikative Fähigkeit soll den Lernenden erlauben, immer komplexere kommunikative Situationen zu bewältigen. Der kommunikative und handlungsorientierte Ansatz, der Sprachlernende als sozial Handelnde betrachtet, ist im *Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen*, GER (Europarat 2001) zentral. Diese einflussreiche Publikation hat auch die schwedischen Bildungsstandards beeinflusst [3]. Der Fokus liegt dabei auf der interaktionalen Gestaltung von Kommunikation anhand didaktischer Lernmaterialien wie bedeutungsfokussierter Aufgabentypen.

Auch wenn Unterrichtsgestaltung durch aufgabenbasierte Lernformen zunehmend im Fremdsprachenunterricht verwendet wird und in einem

Bildungskontext offensichtlich zahlreiche Vorteile hat (vgl. Norris 2016), ist die Bedeutung von Aufgabentypen kaum untersucht worden, insbesondere nicht in einem schwedischen Schulkontext. Vor diesem Hintergrund hat die vorliegende Studie zum Ziel, den Einfluss von unterschiedlichen Aufgabentypen auf die Bewertung schriftlicher Kompetenz im Fach Deutsch zu untersuchen. Die Untersuchung bezieht sich auf folgende Fragestellungen:

- Wie unterscheiden sich Bewertungen auf den Fremdsprachenstufen *Tyska 3*, *Tyska 4* und *Tyska 5* im Hinblick auf die Gesamtergebnisse einzelner Aufgabenstellungen?
- Wie unterscheiden sich Bewertungen unterschiedlicher Aufgaben in Bezug auf verschiedene Bewertungsdimensionen (*Erfüllung*, *Kohärenz*, *Wortschatz* und *Strukturen*)?

In der Studie wird die Bewertung dreier Aufgabenstellungen in verschiedenen kommunikativen Kontexten untersucht: Diese Aufgaben behandeln alltägliche Situationen, in die sich Jugendliche hineinversetzen können. Dabei besteht die Hoffnung, dass diese Studie einen Beitrag zur Bedeutung von unterschiedlichen Aufgabenstellungen für die Bewertung schriftlicher Kompetenz leisten kann. Daraus könnten sich wertvolle didaktische Implikationen für den fremdsprachlichen Schulkontext ergeben.

2. Hintergrund

Der Fokus im schwedischen Fremdsprachenunterricht liegt seit den 80er Jahren auf der Entwicklung einer kommunikativen Sprachkompetenz. Darüber hinaus hat der Einfluss des europäischen Referenzrahmens in den letzten Jahren zu einer noch stärkeren Betonung des funktionalen Schwerpunkts geführt (vgl. Erickson/Pakula 2017, [3]). Auch der neue Begleitband zum GER, der als eine Weiterentwicklung der Konzepte des GER zu verstehen ist, basiert auf dem handlungsorientierten und funktionalen Ansatz. Die Lernenden müssen sich hiernach an sprachlichen Aktivitäten beteiligen, und dabei ihre eigenen sprachlichen Ressourcen in der Zielsprache in unterschiedlichen Situationen und Kontexten verwenden können, um spezifische Aufgaben zu bewältigen. Diese oft kollaborativen Aufgaben beinhalten verschiedene kommunikative Aktivitäten und die Verwendung von Aufgaben im Klassenzimmer, sowohl authentische als auch pädagogische werden als zentral angesehen. Der funktionale Ansatz weist in dieser Hinsicht eine hohe Komparabilität mit einem aufgabenbasierten Vorgehen auf (Council of Europe 2020: 29). Auch wenn Aufgaben, zumindest in einem schwedischen Schulkontext, wenig Aufmerksamkeit gewidmet worden ist, wird die Verwendung von Aufgaben in einem sprachdidaktischen Kontext immer wieder hervorgehoben, wie im Beispiel von Norris (2016: 240): „Tasks per se seem particularly useful in relation to

contemporary notions of language teaching and learning“. Aufgabenbasierte Ansätze zeichnen sich laut Norris durch ihren großen Nutzen aus, da sie vielfaltige Möglichkeiten bieten, die Sprachverwendung in realistischen Kontexten zu beobachten (Norris 2016: 241). Diese Beobachtung ermöglicht es, verschiedene Aspekte der Sprachkompetenz von Lernenden umfassend zu erfassen.

Inwiefern einige Aufgaben für Sprachlernende komplexer als andere sind, lässt sich mit Sicherheit nicht im Voraus sagen. Levelts Modell für Sprachproduktion (1989) beschreibt den Prozess einer Äußerung von der Intention bis zur Artikulation und beinhaltet drei Verarbeitungskomponenten: den Konzeptualisierer, den Formulator und den Artikulator. Skehan (2018) unterscheidet basierend auf dem Sprachproduktionsmodell von Levelt (1989) im Hinblick auf den Schwierigkeitsgrad der Aufgaben zwischen Aspekten, die entweder mit dem Konzeptualisierer oder mit dem Formulator zu tun haben. Die Idee dahinter ist einerseits, dass einige Aufgaben konzeptuell komplexer sind und eher abstrakte Themen oder Sprechhandlungen beinhalten. Andererseits können Aufgaben auch hinsichtlich des Formulierens schwieriger sein und beispielsweise komplexere Strukturen und Wortschatz verlangen (Ibid.).

In den letzten Jahren hat die Bedeutung der Aufgabe für Lernerleistungen auch in der Forschung ein erhöhtes Interesse erhalten. Bisherige Forschungsarbeiten haben verdeutlicht, dass die Gestaltung von Aufgaben für die Lernerproduktion und die Bewertung dieser eine Rolle spielt (vgl. Kormos 2011, Kuiken/Vedder 2014, Eikert et al. 2018). Aktuelle Studien zeigen zudem, dass insbesondere der Aufgabentyp einen Einfluss, sowohl auf das Gesamtergebnis als auch auf einzelne Komponenten der Sprachproduktion wie Wortschatz oder Syntax, hat (vgl. Alexopoulou et al. 2017, Michel et al. 2019). Gleichzeitig weist die Studie von Kormos (2011) darauf hin, dass Unterschiede in der Lernerproduktion nicht so groß sind, wenn die Aufgabenstellungen dasselbe Genre verlangen. Der Einfluss der Aufgabe beschränkt sich nicht nur auf das Gesamtergebnis eines Testes, sondern scheint auch bei unterschiedlichen Bewertungsdimensionen eine Rolle zu spielen (vgl. Kuiken/Vedder 2014). Die Anforderungen bei einer Aufgabe, wie der Aufgabentyp oder die Anzahl der Bestandteile, auf die Lernende Rücksicht nehmen müssen, scheinen somit die Leistungen beeinflussen zu können. Hierbei wirken mehrere Variablen zusammen, sowohl bei der Aufgabenstellung und deren Bedingungen als bei Faktoren der einzelnen Lernenden (vgl. Robinson 2011). Eine Konsequenz davon ist demzufolge, dass die Aufgabenstellung auch bei der Bewertung von Lernerleistungen eine Bedeutung trägt. In einer Studie von Schoonen (2005) wird außerdem gezeigt, dass der Aufgabentyp eine größere Rolle für das Ergebnis der Bewertung spielen kann als das Leistungsniveau der Lernenden. Des Weiteren scheinen Aufgabeneffekte größer zu sein, wenn die Lernenden sich auf niedrigeren Sprachniveaus (A1-A2-Niveau nach dem GER) befinden (vgl. Michel et al. 2019). Damit man sich ein besseres Bild von der Sprachkompetenz eines Lernenden verschaffen kann und gleichzeitig die Reliabilität und Validität stärken kann, muss ein Sprachtest sowohl aus einfacheren

als auch komplexeren Aufgaben und Kontexten bestehen (vgl. Ellis et al. 2019, Weir 2005).

Bisherige Forschungsarbeiten belegen, dass verschiedene Schreibaufgaben unterschiedliche sprachliche Kompetenzen erfordern (Plakans 2008), und dass der Aufgabentyp einen gewissen Einfluss auf die sprachlichen Leistungen haben kann (vgl. Crossley 2020, Rosén 2006). Es existieren jedoch deutlich weniger Studien, die sich mit der Beziehung zwischen Aufgabenstellungen und der Leistungsbeurteilung jüngerer Lernender auf unterschiedlichen Fremdsprachenstufen im schulischen Kontext befassen.

3. Material und Methodik

Der vorliegende Abschnitt befasst sich mit dem Forschungsdesign und der Methodik der Studie. Zunächst erfolgt eine Beschreibung der Datenerhebung und der für diese Studie verwendeten Zertifikatsprüfung. Anschließend wird auf die Methoden der Analyse eingegangen.

3.1. Schriftliche Leistungen

Die Daten der vorliegenden Studie bilden 60 schriftliche Leistungen schwedischer Deutschlernender. Die Texte wurden im Rahmen einer Validierungsstudie zur Bewertung schriftlicher Leistungen im Fach Deutsch erhoben (Håkansson Ramberg 2023). Insgesamt haben 240 Deutschlernende an schwedischen Gymnasialschulen den schriftlichen Test bestehend aus drei verschiedenen Aufgaben geschrieben. Für diese Studie wurden 20 Texte von drei Fremdsprachenstufen *Tyska 3*, *Tyska 4* und *Tyska 5*, die in etwa mit den GER-Niveaus A2.2, B1.1 und B1.2 vergleichbar sind [2], systematisch ausgewählt, u. a. im Hinblick auf unterschiedliche Notenstufen. Die an der Studie teilnehmenden Probanden sind dementsprechend 60 Deutschlernende an insgesamt 18 verschiedenen Gymnasialschulen in Schweden.

Um die Leistungen zu bewerten, wurde ein zweistufiges Verfahren angewendet. Zunächst wurden die Leistungen von ihren jeweiligen eigenen Lehrkräften und danach von zwei externen schwedischen Bewertenden sowie zwei geschulten GER-Bewertenden evaluiert. In der vorliegenden Studie werden vorwiegend die Evaluierungen der beiden GER-Bewertenden berücksichtigt. Die GER-Bewertenden haben jede Leistung pro Aufgabe anhand von unterschiedlichen Kriterien evaluiert. Daher haben die GER-Bewertenden eine eher analytische Evaluierung der Texte durchgeführt. Hierfür wurde ein Bewertungsraster, das sich auf die vier Dimensionen *Aufgabenerfüllung*, *Kohärenz*, *Wortschatz* und *Struktur* bezieht, verwendet. Die Dimension *Aufgabenerfüllung* bezieht sich auf Aspekte wie den Inhalt, den Umfang, die Textsorte sowie die soziokulturelle Angemessenheit, wobei die *Kohärenz* in die Subkategorien *Textaufbau* (z. B. Einleitung und Schluss)

und *Verknüpfung von Sätzen* zu unterteilen ist. Zu den Dimensionen *Wortschatz* und *Strukturen* gehören die Aspekte *Spektrum* (Differenziertheit) und *Beherrschung*. Bei der Beherrschung wird beispielsweise geprüft, inwiefern Fehlgriffe der Morphologie, Orthographie und Syntax das Verständnis beeinträchtigen. Die einzelnen Bewertungskriterien dieses Bewertungsrasters dienen als Grundlage für die schriftlichen Kommentare zu jeder Leistung.

3.2. Prüfungsmaterial und Aufgabenstellung

Für die Studie wurde ein Test verwendet, der Aussagen sowohl über die sprachliche Kompetenz der Probanden als auch über den Bezug zum Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen, GER (Europarat 2001), leisten kann. Daher ist eine Zertifikatsprüfung des schriftlichen Ausdrucks in Deutsch auf dem B1-Niveau des GER aus dem Goethe-Institut [1] ausgewählt worden. Die drei schriftlichen Aufgaben bestehen aus verschiedenen Typen und erfordern unterschiedliche sprachliche Handlungen (vgl. Searle 1979). In der ersten Aufgabe geht es um eine informelle E-Mail, die eine Beschreibung eines Praktikums in einer Buchhandlung, eine Begründung, was am Praktikum gut war, sowie einen Vorschlag für ein Treffen, beinhaltet. Bei der zweiten Aufgabe handelt es sich um einen Beitrag im Online-Forum einer Zeitschrift, wobei die Lernenden ihre eigene Meinung zum Thema „private Fotos in sozialen Netzwerken" äußern müssen. Die dritte Aufgabe besteht aus einer formellen E-Mail an die Lehrkraft, wo die Lernenden eine höfliche Entschuldigung und dazugehörige Begründung dafür, warum eine Hausaufgabe nicht gemacht worden ist, formulieren sollen. Die drei Aufgaben des Moduls Schreiben [1] sind unten zusammengefasst:

Tab. 1. Aufgabenstellung des Moduls Schreiben im Überblick

AUFGABE	PRÜFUNGSZIEL	AUFGABENTYP
1	*Interaktion* (persönliche Mitteilung zur Kontaktpflege)	*informelle E-Mail* (beschreiben, begründen, einen Vorschlag machen)
2	*Produktion* (persönliche Meinung zu einem Thema äußern)	*Beitrag im Online-Forum* (beschreiben, begründen, erläutern, vergleichen, Meinung äußern, usw.)
3	*Interaktion* (persönliche Mitteilung zur Handlungsregulierung)	*formelle E-Mail* (sich entschuldigen, um etwas bitten, o. Ä.)

Ziel der drei Aufgaben ist es, die schriftliche Kompetenz der Lernenden in unterschiedlichen kommunikativen Kontexten zu prüfen. Diese Kontexte entsprechen alltäglichen Situationen, in denen die Lernenden ihre eigenen sprachlichen Ressourcen verwenden müssen, um die Aufgabe bewältigen zu können. Alle Probanden haben unter Aufsicht den Test per Hand geschrieben, wofür ihnen insgesamt 60 Minuten Zeit zur Verfügung stand, um die drei Aufgaben zu absolvieren. Im Rahmen der vorliegenden Studie wurden alle Teilnehmenden

schriftlich über das Forschungsvorhaben informiert und in Übereinstimmung mit forschungsethischen Prinzipien (vgl. Vetenskapsrådet 2017) über ihr Mitwirken in der Studie befragt.

3.3. Analyse der Daten

Für die vorliegende Studie wurden vorwiegend quantitative Methoden verwendet. Im Hinblick auf die Fragestellungen wurden deskriptive Statistiken für die Bewertungen von den Aufgabentypen und den Leistungsniveaus berechnet. Die GER-Bewertenden haben die jeweiligen Aufgaben anhand der vier Bewertungsdimensionen auf einer fünfgradigen Skala evaluiert. Ausgehend von den Punktzahlen, die die jeweiligen Aufgaben in den Leistungen bei der GER-Bewertung erhalten haben, wurden in einem ersten Schritt Analysen zum Gesamtergebnis der jeweiligen Aufgaben und in einem zweiten Schritt zu den verschiedenen Bewertungsdimensionen pro Aufgabe durchgeführt.

Neben den quantitativen Analysen wurden zusätzlich Kommentare der Bewertenden, die den Schwierigkeitsgrad der Aufgaben ansprachen, ausgewählt und einer qualitativen Untersuchung unterzogen.

4. Ergebnisse

In diesem Abschnitt folgen die Ergebnisse der Datenanalyse. Einleitend wird auf einige Kommentare der Bewertenden zum Schwierigkeitsgrad der Aufgaben eingegangen. Danach folgen Ermittlungen zum Gesamtergebnis pro Aufgabe verteilt auf die Fremdsprachenstufen. Zunächst werden die Befunde zu den Analysen der verschiedenen Bewertungsdimensionen pro Aufgabenstellung deskriptiv dargestellt.

In den Bewerterkommentaren finden sich kaum Aussagen zur Gestaltung einzelner Aufgaben. In diesem Zusammenhang ist es jedoch wichtig hervorzuheben, dass die Bewertenden vereinzelt Kommentare zur Aufgabenstellung und zum Schwierigkeitsgrad der jeweiligen Aufgaben gegeben haben. Diese könnten für die vorliegende Studie relevant sein. Beispielsweise erwähnen die Bewertenden, dass die Probanden mit einer Aufgabe, im Vergleich zu den anderen, Schwierigkeiten hatten, siehe Beispiele 1 und 2:

> (1) Teil 2 zieht die Bewertung etwas nach unten und wird unklarer (schwierigeres Thema zu schreiben). (ext. schwed. Bewerter, *meine Übersetzung*)
> (2) Im Teil 2 hat der Schüler etwas mehr Schwierigkeiten, die Sprache zu meistern, aber dies hängt teilweise damit zusammen, dass die Aufgabe eine

etwas fortgeschrittene Sprache fordert. (ext. schwed. Bewerter, *meine Übersetzung*)

Die obigen Urteile beziehen sich auf die zweite Aufgabe im Test (Teil 2). Aus den Beispielen wird deutlich, dass die zweite Aufgabe sowohl auf Grund von dem inhaltlichen Thema als auch von den sprachlichen Anforderungen laut den Bewertenden schwieriger zu lösen scheint.

Um Differenzen zwischen den Aufgaben auch quantitativ nachgehen zu können, werden hier die Ergebnisse der Analysen zum Gesamtergebnis pro Aufgabe (max. 40 Punkte) dargestellt. In Tab. 2 sind die Mittelwerte und die Standardabweichungen der Bewertungen für die drei Aufgabenstellungen auf der jeweiligen Fremdsprachenstufe dargestellt:

Tab. 2. Deskriptive Statistik der Bewertungen pro Aufgabenstellung

STUFE	N	AUFGABENTYP	M	Std
Tyska 3	20	*1. informelle E-Mail*	22,8	10,7
		2. Beitrag im Online-Forum	16,4	13,7
		3. formelle E-Mail	20,5	12,4
Tyska 4	20	*1. informelle E-Mail*	24,9	12,9
		2. Beitrag im Online-Forum	21,2	14,5
		3. formelle E-Mail	26,2	10,6
Tyska 5	20	*1. informelle E-Mail*	32,7	9,6
		2. Beitrag im Online-Forum	29,6	11,7
		3. formelle E-Mail	32,8	7,0

Aus Tab. 2 ergibt sich, dass die durchschnittliche Bewertung für alle Aufgabenstellungen mit den Fremdsprachenstufen gestiegen ist. Der niedrigste gegebene Mittelwert liegt bei 16,4 (der Online-Beitrag auf *Tyska 3*) und die höchste bei 32,8 (die formelle E-Mail auf *Tyska 5*). Sehr auffallend ist, dass die Lernenden bei der zweiten Aufgabe weniger gut abschneiden. Bei jeder Fremdsprachenstufe wurde den Leistungen dieser Aufgabe, verglichen mit den anderen zwei Aufgaben, eine niedrigere Bewertung gegeben. Dies ist besonders deutlich auf der Stufe *Tyska 3*, wo der Unterschied zwischen den durchschnittlichen Bewertungen bei Aufgabe 1 und Aufgabe 2 in etwa 6 Punkte beträgt (22,8 bzw. 16,4 Punkte). Des Weiteren deuten die Ergebnisse der Standardabweichungen darauf hin, dass die zweite Aufgabe mit 13,7, 14,5 und 11,7 Punkten die größte individuelle Variabilität aufweist. Über alle Fremdsprachenstufen hinweg, erreicht somit die zweite Aufgabe den niedrigsten Durchschnitt und ist mit einer größeren individuellen Spannweite verbunden.

Auffallend ist zudem, dass die Leistungen auf der Fremdsprachenstufe *Tyska 5* im Durchschnitt eine wesentlich höhere Bewertung erreicht haben im Vergleich zu den beiden niedrigeren Stufen. Zum Beispiel hat die erste Aufgabe mit der

informellen E-Mail im Durchschnitt 32,7 Punkte erhalten, während die Leistungen auf *Tyska 3* und *Tyska 4* bei dieser Aufgabe 23,2 bzw. 24,9 Punkte erreicht haben.

Um die Beziehung zwischen den verschiedenen Bewertungsdimensionen (*Erfüllung*, *Kohärenz*, *Wortschatz* und *Strukturen*) und den Aufgabenstellungen untersuchen zu können, wurden die Mittelwerte der Aspektbewertungen pro Aufgabe (max. 10 Punkte) berechnet. Die Ergebnisse sind in Tab. 3 erfasst:

Tab. 3. Mittelwerte der Aspektbewertungen pro Aufgabe (N = 60)

AUFGABE	Aufgabe 1	Aufgabe 2	Aufgabe 3	M
Erfüllung	7,2	5,7	7,0	6,6
Kohärenz	6,9	6,1	7,0	6,6
Wortschatz	6,4	5,4	6,6	6,1
Strukturen	6,3	5,2	6,1	5,9
Gesamt	**26,8**	**22,4**	**26,7**	**25,2**

Wie sich Tab. 3 entnehmen lässt, liegen die Mittelwerte der Aspektbewertungen zwischen 5,2 (*Strukturen* beim Online-Beitrag) und 7,2 (*Erfüllung* bei der informellen E-Mail). Etwas auffallend ist, dass die Aspekte *Erfüllung* und *Kohärenz* (Werte zwischen 5,7 und 7,2), im Vergleich zu den Aspekten *Wortschatz* und *Strukturen* (Werte zwischen 5,2 und 6,6), bei der Bewertung sämtlicher Aufgabenstellungen durchschnittlich eine höhere Punktzahl erhalten haben.

Die Feststellung, dass die zweite Aufgabe eine niedrigere Bewertung erhalten hat, bestätigt sich auch bei den Aspektbewertungen. Die durchschnittliche Gesamtpunktzahl betrug bei der zweiten Aufgabe ca. 22 Punkte (die Punktzahlen für Aufgabe 1 und 3 waren deutlich höher, in etwa 27 Punkte). Des Weiteren ist sehr deutlich, dass die Bewertungen bei der zweiten Aufgabe (dem Online-Beitrag) für alle Bewertungsdimensionen einen niedrigeren Durchschnitt hatten, zwischen 5,2 und 6,1. Für die anderen beiden Aufgaben liegen die Werte der Aspektbewertungen zwischen 6,1 und 7,2. Auch hier ist der Unterschied für die Aspekte *Wortschatz* und *Strukturen* (5,2 bzw. 5,4) größer im Vergleich zu den anderen beiden Aspekten (zwischen 6,1 und 6,6). Die Ergebnisse weisen somit insgesamt darauf hin, dass alle hier beachteten Aspektbewertungen für die erste und dritte Aufgabe höher bewertet wurden im Vergleich zu der zweiten Aufgabe.

5. Diskussion

Diese Studie beleuchtet die Beziehung zwischen Aufgabenstellungen und der Bewertung schriftlicher Sprachkompetenz im Fach Deutsch. Die Ergebnisse der quantitativen Analysen zeigen teilweise deutliche Unterschiede in der Bewertung der Aufgaben, was sich in den durchschnittlichen Gesamtpunktzahlen bzw. Aspektbewertungen der jeweiligen Aufgaben widerspiegelt. Auffällig sind auch die etwas höheren Standardabweichungen gerade bei der zweiten Aufgabe. Hierbei

kann festgestellt werden, dass die zweite Aufgabenstellung, bei der ein Online-Beitrag geschrieben werden soll, tendenziell zu einer niedrigeren Bewertung führt. Die Aufgabenstellung scheint somit einen Einfluss sowohl auf die Gesamtpunktzahlen als auch auf die Bewertung einzelner Bewertungsdimensionen zu haben. Dieser Eindruck verstärkt sich auch durch die schriftlichen Kommentare der Bewertenden, in denen sowohl von einem schwierigeren Thema als auch von Anforderungen einer avancierteren Sprache die Rede ist. Des Weiteren ist zu beachten, dass einige sprachliche Handlungen in der zweiten Aufgabenstellung, wie die eigene Meinung zu äußern, erst in den Lehrplänen der höheren Stufen (*Tyska 4* und *Tyska 5*) vorgesehen sind [2]. Dies deutet darauf hin, dass die zweite Aufgabe in der Prüfung im Hinblick auf den Schwierigkeitsgrad nicht nur rein sprachlich, sondern auch konzeptuell für die Lernenden eine Herausforderung sein kann (vgl. Skehan 2018). Im Gegensatz dazu zeigen die Ergebnisse, dass die erste und dritte Aufgabe, bei denen E-Mails verfasst werden sollten, tendenziell höhere Punktzahlen erhalten. Die empirischen Befunde belegen deutliche Unterschiede in der Punktevergabe zwischen einzelnen Aufgaben. Da diese Unterschiede zwischen den Aufgaben auf allen untersuchten Fremdsprachenstufen (*Tyska 3*, *Tyska 4* und *Tyska 5*) zu beobachten sind, lässt sich erneut schließen, dass die zweite Aufgabe für die Lernenden komplexer ist und die Aufgabenstellung einen Einfluss auf die Bewertung haben kann.

Diese Befunde stimmen mit den Ergebnissen bisheriger Studien überein, die ebenfalls Aufgabeneffekte in der Lernerproduktion und bei der Bewertung vermerkt haben (vgl. Schoonen 2005, Kormos 2011, Kuiken/Vedder 2014, Alexopoulou et al. 2017, Eikert et al. 2018). Eine mögliche Erklärung, wie auch Skehan (2018) vermutet, ist die unterschiedliche Komplexität der Aufgaben in Bezug auf konzeptionelle und sprachliche Anforderungen. Diese können sich beispielsweise auf den Texttyp, die geforderte Wortanzahl, die Anzahl der vorgegebenen Elemente, das inhaltliche Thema und die sprachliche Komplexität beziehen. Die geringere Differenz zwischen den beiden E-Mail-Aufgaben in dieser Studie könnte auf die Verwendung des gleichen Texttyps zurückzuführen sein. Diese Annahme stützt sich auf die Studie von Kormos (2011), in der das Genre als mögliche Erklärung für den Mangel an Unterschieden zwischen zwei Aufgaben genannt wird.

Darüber hinaus konnte in dieser Studie gezeigt werden, dass die Aufgabenstellung einen größeren Einfluss auf den niedrigeren Sprachniveaus *Tyska 3* und *Tyska 4* im Vergleich zu *Tyska 5* hat. Dies deutet darauf hin, dass die Sprachproduktionen von Lernenden auf diesen beiden niedrigeren Sprachniveaus, die etwa den GER-Niveaus A2.2 und B1.1 entsprechen, empfindlicher für die Aufgabenstellung sind. Diese Ergebnisse stimmen mit bisherigen Studien überein, die ebenfalls größere Aufgabeneffekte für niedrigere GER-Niveaus festgestellt haben (vgl. Michel et al. 2019). Dies lässt sich wahrscheinlich dadurch erklären, dass Lernende auf höheren Fremdsprachenstufen und GER-Niveaus über eine breitere sprachliche Kompetenz verfügen.

6. Schlussbemerkungen

Diese Studie befasste sich mit der Beziehung zwischen unterschiedlichen Aufgabenstellungen und der Bewertung schriftlicher Kompetenz von Lernenden. Ein zentraler Beitrag der Studie liegt darin, den Einfluss verschiedener Aufgabenstellungen auf die Bewertung von Lernersprache aufzuzeigen. Dieser Einfluss war sowohl im Hinblick auf das Gesamtergebnis als auch auf unterschiedliche Bewertungsdimensionen, insbesondere im Hinblick auf die Dimensionen Aufgabenerfüllung, aber auch hinsichtlich der Kohärenz, des Wortschatzes und der Strukturen, zu erkennen. Dies zeigt einen Bedarf an weiteren Studien, die sich damit beschäftigen, wie Lernende unterschiedliche Herausforderungen bei Aufgaben bewältigen. Auch von Bedeutung könnte sein, dass die Aufgabenstellungen inhaltlich die Interessen der Lernenden aufgreifen und mögliche Kommunikationssituationen darstellen. Zukünftige Studien sollten damit auch die Perspektive der Lernenden und ihre Kommunikationsbereitschaft hinsichtlich unterschiedlicher Aufgabentypen berücksichtigen. Eine Begrenzung dieser Studie stellt die geringe Größe der Stichprobe dar. Es geht hier vor allem um die Anzahl der Testaufgaben sowie die Menge der schriftlichen Lernerleistungen. Die Stärke der vorliegenden Studie liegt in der Nutzung eines authentischen Lernerkorpus von DaF-Lernenden an schwedischen Gymnasien.

Die vorliegende Untersuchung hat deutliche didaktische Implikationen. In schulischer Praxis ist von großer Relevanz, dass die Aufgabe der Kompetenz der Lernenden angepasst ist. Dies bedeutet, dass Aufgabeneffekte vor allem auf niedrigeren Sprachniveaus berücksichtigt werden sollten. Es besteht hierbei die Hoffnung, dass eine Konsequenz der Studie ist, dass der Aufgabenstellung zukünftig mehr Aufmerksamkeit bei der Bewertung von Sprachkompetenzen geschenkt wird. Die Ergebnisse zeigen jedoch nicht, dass eine bestimmte Aufgabe anderen überlegen ist. Im Gegenteil zeigen die Befunde, wie bedeutend es ist, mehrere unterschiedliche Aufgaben zu haben, um valide Aussagen über die kommunikative Sprachkompetenz eines Lernenden treffen zu können.

Bibliographie

Alexopoulou, Theodora/Michel, Marije/Murakami, Akira/Meurers, Detmar, „Task Effects on Linguistic Complexity and Accuracy: A Large-Scale Learner Corpus Analysis Employing Natural Language Processing Techniques", *Language Learning* 67(S1) (2017), 180–208.

Bachman, Lyle F., „Some Reflections on Task-Based Language Performance Assessment", *Language testing* 19 (4) (2002), 453–476.

Bachman, Lyle. F./Palmer, Adrian S., *Language Testing in Practice*, Oxford 1996.

Canale, Michael/Swain, Merrill, „Theoretical Bases of Communicative Approaches to Second Language Teaching and Testing", *Applied Linguistics* 1(1) (1980), 1–47.

Council of Europe, *Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen. Begleitband.* Stuttgart 2020.

Crossley, Scott A., „Linguistic Features in Writing Quality and Development: An Overview", *Journal of Writing Research* 11(3) (2020), 415–443.

Ekiert, Monika./Lampropoulou, Sofia/Révész, Andrea/Torgersen, Eivind, „The Effects of Task Types and Proficiency on Discourse Appropriacy in Oral Task Performance", in: Nauko Taguchi/You Jin Kim (Hg.), *Task-Based Approaches to Teaching and Assessing Pragmatics*, Amsterdam 2018, 247–264.

Ellis, Rod, *Task-Based Language Learning and Teaching*, Oxford 2003.

Ellis, Rod/Skehan, Peter/Li, Shaofeng/Shintani, Natsuko/Lambert, Craig, *Task-Based Language Teaching: Theory and Practice*, Cambridge 2019.

Erickson, Gudrun/Pakula, Heini-Marja, „Den gemensamma europeiska referensramen för språk: Lärande, undervisning, bedömning – ett nordiskt perspektiv", *Acta Didactica Norge* 11 (3) (2017), 1–23.

Europarat, *Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: Lernen, lehren, beurteilen*, München und Straßburg 2001.

Håkansson Ramberg, Maria, *Validität und schriftliche Sprachkompetenz: Eine Studie zur Bewertung schriftlicher Leistungen im Fach Deutsch an schwedischen Schulen,* [Diss.] Berlin 2023.

Hymes, Dell, „On Communicative Competence", in: John Bernard Pride/ Janet Holmes (Hg.), *Sociolinguistics: Selected Readings*, Harmondsworth 1972, 269–293.

Kormos, Judit, „Task Complexity and Linguistic and Discourse Features of Narrative Writing Performance", *Journal of Second Language Writing* 20 (2) (2011), 148–161.

Kuiken, Folkert/Vedder, Ineke, „Rating Written Performance: What Do Raters Do and Why?", *Language Testing* 31(3) (2014), 329–348.

Levelt, Willem, J.M., *Speaking. From Intention to Articulation*, Cambridge 1989.

Michel, Marije/Murakami, Akira/Alexopoulou, Theodora/Meurers, Detmar, „Effects of Task Type on Morphosyntactic Complexity Across Proficiency". *ISLA* 3(2) (2019), 124–152.

Norris, John M., „Current Uses for Task-Based Language Assessment", *Annual Review of Applied Linguistics* 36 (2016), 230–244.

Plakans, Lia, „Comparing Composing Processes in Writing-Only and Reading-to-Write Test Tasks", *Assessing Writing* 13(2) (2008),111-129.

Robinson, Peter. (Hg.), *Second Language Task Complexity: Researching the Cognition Hypothesis of Language Learning and Performance* (Vol. 2), Amsterdam 2011.

Rosén, Christina, *Warum klingt das nicht deutsch?: Probleme der Informationsstrukturierung in deutschen Texten schwedischer Schüler und Studenten*, [Diss.] Stockholm 2006.

Schoonen, Rob, „Generalizability of Writing Scores: An Application of Structural Equation Modeling", *Language testing* 22(1) (2005), 1–30.

Searle, John R., *Expression and Meaning: Studies in the Theory of Speech Acts*, New York 1979.

Skehan, Peter, *Second Language Task-Based Performance: Theory, Research, Assessment*, New York 2018.

Vetenskapsrådet, *Good Research Practice*. Stockholm 2017.

Weir, Cyril J., *Language Testing and Validation: An Evidence-Based Approach*, Basingstoke 2005.

Internetquellen

[1] Goethe-Institut, *Materialien zur Prüfung Goethe-Zertifikat B1. Übungssatz Jugendliche*, München 2017. <https://www.goethe.de/pro/relaunch/prf/materialien/B1/B1_Uebungssatz_Jugendliche.pdf> (1.9.2021).

[2] Skolverket, *Ämnesplanerna i moderna språk*, Stockholm 2021. <https://www.skolverket.se/undervisning/gymnasieskolan/laroplan-program-och-amnen-i-gymnasieskolan/gymnasieprogrammen/amne?url=-996270488%2Fsyllabuscw%2Fjsp%2Fsubject.htm%3FsubjectCode%3DMOD%26date%3D2022-07-07%26tos%3Dgy&sv.url=12.5dfee44715d35a5cdfa92a3> (12.1.2024).

[3] Skolverket, *Kommentarmaterial till ämnesplanerna i moderna språk och engelska. Gymnasieskolan och kommunal vuxenutbildning på gymnasial nivå*, Stockholm 2022. <https://www.skolverket.se/publikationer?id=9918> (12.1.2024).

Narrative Rundgänge als methodologischer Zugang zu verorteten und verkörperten Erfahrungen

Anna Mammitzsch

1. Einleitung

Die Prägung unseres Lebens durch Mobilität geht mit dem zunehmenden Interesse in der Soziolinguistik einher, die dynamische Verbindung zwischen dem Selbst und dem Raum zu erforschen (vgl. Evans/Jones 2011). Dabei wird betont, dass die Untersuchung des sozialen und mobilen Lebens besonderen Fokus darauf legen muss, wie sich Menschen in, durch und über Räume hinaus bewegen (vgl. De Boeck 2012: 60).[1] In diesem Beitrag soll diskutiert werden, wie ein methodologischer Zugang über *narrative Rundgänge* für die Analyse von Aspekten des Lebens geschaffen werden kann, die in Bewegung erfahren werden. Diese Methode schließt dabei ein, wie solche verorteten (*emplaced*) und verkörperten (*embodied*) Erfahrungen sprachlich gestaltet und reflektiert werden.

Narrative Rundgänge werden als Methode bisher vielfach in englischsprachigen Publikationen eingesetzt und diskutiert (beispielsweise bei Mondada 2017, Anderson 2004, Ingold/Vergunst 2008), jedoch fehlt dieselbe Auseinandersetzung in deutschsprachiger Forschungsliteratur, insbesondere im Hinblick auf Studien der Soziolinguistik. Die hier als narrative Rundgänge bezeichnete Datenerhebungsmethode trägt verschiedene Namen in anderen Publikationen, wie beispielsweise „Go-alongs“, „walking interviews“ oder „mobile narratives“ uvm. (siehe Kusenbach 2018 für eine detaillierte Übersicht). Diese unterscheiden sich teils in ihren Dokumentationsmethoden und teils in ihrem Durchführungsprozess

[1] De Boeck 2012 meint hier vor allem das Leben in urbanen Räumen, ich denke aber, dass dies für alle Formen der Mobilität in und über gewisse geografische oder sozial geschaffene Grenzen hinweg gilt.

und können je nach Forschungsinteresse der zu untersuchenden Gruppe, der Studie oder den örtlichen Gegebenheiten angepasst werden.[2] In diesem Beitrag soll fokussiert werden, wie narrative Rundgänge als Datenerhebungsmethode gestaltet werden können und welche analytischen Potenziale sich für so generierte Daten ergeben.[3]

Um die Lebenswelten mobiler Personen zu verstehen, ist die *Linguistic Ethnography* ein geeigneter und fruchtbarer theoretisch-methodologischer Ansatz. Dabei werden Daten, die in Kollaboration mit Studienteilnehmer:innen entstehen, als „unique social episodes" (Pérez-Milans 2016: 85) verstanden, „in which meaning making and context are interactionally constructed in a situated action" (ibid.). Nach Snell et al. (2015) dient *Linguistic Ethnography* als Oberbegriff für Forschung, die linguistische und ethnographische Ansätze kombiniert, um soziale und kommunikative Prozesse als verortete und verkörperte Praktiken zu untersuchen. Mithilfe empirischer Analysen wird gezeigt, wie (Be)deutungen (in) der Lebenswelt durch Personen in Interaktion miteinander konstruiert werden. Es gilt also, die Perspektiven der Forschungsteilnehmer:innen herauszustellen. Damit will die Analyse zeigen, welche Funktion Sprache in der Gesellschaft hat und inwiefern Bedeutungen von Kontexten und deren sozialen Hierarchien und Machtverhältnissen geprägt werden. Die Ethnographie wird in dieser Forschungsdisziplin also als wesentliche Komponente für das Elizitieren von Daten, ihrer Aufbereitung und Analyse aufgrund ihrer methodischen und empirischen Reflexivität verstanden (vgl. Blommaert/Jie 2010, Rampton et al. 2015).

In den folgenden Abschnitten möchte ich daher die narrativen Rundgänge als eine ethnographisch ausgerichtete Methode zur Erfassung von situierten Erzählungen vorstellen. Diese Form der Datenerhebung lässt sich in der Phänomenologie und Erinnerungswissenschaft begründen (vgl. Busch 2015, Stevenson 2014) und leistet durch ihren sprachwissenschaftlichen und gesprächsanalytischen Blick auf Narrative einen Beitrag zur Soziolinguistik. Im Folgenden wird veranschaulicht, wie Erinnerung, Bewegung und Räumlichkeit zueinander in Beziehung stehen und sprachlich im Erzählprozess gestaltet werden. Danach wird die Methode der narrativen Rundgänge diskutiert und ihre Stärken und Schwächen werden zusammengefasst.

[2] In meinem Dissertationsprojekt, Mammitzsch a in Vorbereitung, untersuche ich beispielsweise, wie deutsche Migrant:innen in Schweden ihre Identitäten aufgrund orts(un)gebundener Erfahrungen und Erinnerungen konstruieren und wie Zugehörigkeiten mit spezifischen Orten assoziiert werden.

[3] Im Hinblick auf meine eigene Dissertation, Mammitzsch a in Vorbereitung, werden narrative Rundgänge als ein methodologischer Zugang zur Untersuchung diskursiver Identitätsarbeit verwendet.

2. Erleben, Erinnern, Erzählen: wie diese Praktiken zueinander in Beziehung stehen

Der Prozess des Erinnerns ist auf zweifache Weise mit dem Erleben verbunden. Zum einen kann das Erinnern aus einer diskursanalytischen Perspektive als „gelebtes Denken“ (*living thinking*) (vgl. Stevenson 2014: 336f.) verstanden werden, denn wird etwas Erlebtes narrativ reproduziert, wird diese Erinnerung als eine situierte und damit verortete (*emplaced*) sowie verkörperte (*embodied*) Praktik katalysiert. Dabei ist das Erzählen von Ereignisversionen an Gesprächskonditionen und ihre Kontexte gebunden, ein Umstand der Implikationen für die Analyse hat. Zum anderen ist das Erinnern aus einer phänomenologischen Perspektive auch im Erleben selbst und somit in spezifischen Erlebnissen begründet, denn „the movement of the body […] allows us to relate to the world and engage with it” (Busch 2021: 194). Diese, an bestimmten Orten und zu gewissen Zeiten erlebten und somit verkörperten Erfahrungen werden als Erinnerungen verinnerlicht und sind „embodied and grounded in sensomotoric experience and in emotionally loaded intersubjective relation to others” (ibid.). Demnach sind die Erinnerung an Erlebnisse und die damit assoziierten Gefühle, Bilder und Bewegungen dem Körper innewohnend. Das Erleben und Erinnern sind somit alltägliche Praktiken des menschlichen Daseins und „part of the everyday landscapes and places of our daily routines” (Drozdzewski/Birdsall 2019: 8). Daraus kann abgeleitet werden, dass Erinnerungen gedachte und narrativierte Erlebnisse sind, die performativ für Rezipient:innen aufbereitet werden und ebenfalls materiell, physisch und emotional behaftet sind.

Die wechselseitige Verbindung des Erlebens, Erinnerns und der Bedeutung einer gelebten Erfahrung kann besonders gut durch Erzählungen (als *accounts of lived experience*, siehe Frechette et al. 2020: 3) für eine wissenschaftliche Analyse zugänglich gemacht werden, denn ein Individuum setzt sich durch das Erzählen in Beziehung zu seiner Umwelt. Individualität entsteht somit in der Fähigkeit, sich durch solche gelebten Erfahrungen in der Welt verorten zu können (vgl. Kraus 2000: 170, 244). Das Erlebte ist außerdem stets in soziale Kontexte eingebettet, und eine gelebte Erfahrung wird in der Regel nur dann für andere narrativiert, wenn sie im situativen Rahmen einer Interaktion als erzählenswert erwogen wird. Besonders Umbruchserfahrungen, wie Veränderungen im persönlichen Leben oder im sozialsprachlichen Umfeld durch Migration oder Mobilität, sind ausschlaggebend für solche Erzählungen (vgl. Busch 2015: 2). Aus einer sprachwissenschaftlichen und gesprächsanalytischen Perspektive werden Erzählungen also als Produkt einer Interaktion betrachtet. Sie sind eine performative, situative und relational ausgerichtete diskursive Praktik, deren Gestaltung von der Beziehung zwischen Erzähler:innen und Rezipient:innen und dem Kontext der Erzählwelt konditioniert ist (vgl. De Fina/Georgakopoulou 2011:141,148,161 und Pavlenko 2007: 168f.).

Erzählungen als konversationelle Praxis sind dabei nicht unbedingt monologisch ausgerichtet, sondern integrieren dynamische Gesprächsrollen, sind recht kurz in ihrer Länge und heben gewisse Umbruchserfahrungen hervor, die Momente der Selbsterfahrung und -verwirklichung in lebensweltlichen Bereichen darstellen. Damit können auch Zerrissenheitserfahrungen narrativiert werden, die sich noch entfalten oder nicht endgültig für ein kohärentes Selbstverständnis gelöst werden konnten (vgl. Kraus 2000: 164).

Das konversationelle Erzählen von Erinnerungen findet außerdem auf einer verdoppelten temporalen Achse statt, denn es werden Verbindungen zwischen neu erlebten Orten und bereits bekannten Orten hergestellt (vgl. Stevenson 2014: 343). Temporale und räumliche Konfigurationen[4] bedingen also, wie Handlungen und erlebte Erfahrungen narrativiert werden. Daher ist es erforderlich, dass bei der Analyse von Erzählungen berücksichtigt wird, wie Sprecher:innen Räumlichkeit erleben und praktizieren und wie sie die soziale Topografie der Orte gestalten, an denen sie erleben, erzählen und erinnern (vgl. Georgakopoulou 2007: 79). Gewisse Orte korrelieren mit sogenannten „memory prompts“ (vgl. Drozdzewski und Birdsall 2019: 10), die gewisse Erfahrungen hervorrufen. Dabei werden verschiedene zeitlich-räumliche Konfigurationen überkreuzt, denn Orte können symbolhaft für Erlebtes an anderen Orten und zu anderen Zeiten stehen, da Erzähler:innen aufgrund der materiellen oder sozialen Gegebenheiten an diese erinnert werden (vgl. Blommaert 2018: 135-137). Die Erinnerungen, die an diesen Orten ab- oder hervorgerufen werden, werden durch das Erzählen diskursiv und performativ (re)produziert, um besonders im Kontext von Diskontinuität und Umbrüchen[5] Eigenmacht über das Erlebte (zurück) zu gewinnen. Außerdem kann so zu diesen gelebten Erfahrungen eine analytische Distanz durch Objektivierungen und (Re-)Interpretationen aufgebaut werden (vgl. Busch 2013: 33). Demnach gilt es eine Datenerhebungsmethode zu gestalten, die die prägende Rolle des verorteten und situierten Erinnerns für das Selbstverständnis von Individuen herausstellt.

3. Narrative Rundgänge als Datenerhebungsmethode: Potenziale und Herausforderungen

Der Terminus „narrativer Rundgang“ beschreibt im Allgemeinen eine Datenerhebungsmethode, bei der Studienteilnehmer:innen und Forschende

[4] Diese Konfigurationen werden in Erzählkontexten auch als *Chronotope* konzipiert, siehe Bakhtin 1981.

[5] In meiner Dissertation, Mammitzsch a in Vorbereitung, werden diese Diskontinuitäten im Leben der Informant:innen beispielsweise durch transnationale Migration hervorgerufen. Diese Umbrüche gehen mit sich ändernden sozialen Positionierungen nach und während der Migrationsbewegung einher, vgl. Juffermans/Tavares 2017: 104.

zusammen in Bewegung sind und miteinander kommunizieren (vgl. Kusenbach 2018). Als eine linguistisch-ethnographische Datenerhebungsmethode bieten die Rundgänge Zugang zum subjektiven Erinnern und Erleben, welche diskursiv, situiert und verortbar für Rezipient:innen gestaltet wird. Das Erinnern und Narrativeren des Erlebten in Bewegung ist ein verortetes (*emplaced*) und intersubjektives Vorgehen (vgl. Drozdzewski/Birdsall 2019: 11). Im Gegensatz zu anderen mobilen Erhebungsmethoden wie dem „Shadowing" (beispielsweise bei Ferguson 2016), wobei der/die Forschende Routinen und Routen, die weiterhin in den Alltag der Teilnehmenden integriert sind, beobachtet und mitläuft, charakterisieren sich narrative Rundgänge anhand ihrer Planung und Systematik, ihrer Ortsbezogenheit, ihrer Subjektivität, des intersubjektiven Austausches zwischen Forschenden, Teilnehmenden und der materiellen Umwelt sowie ihrer symbolischen Tragweite.

Die Rundgänge erlauben den Teilnehmer:innen eines Forschungsprojekts ein hohes Maß an Kontrolle und Ausdrucksmöglichkeiten, da sie persönlich bedeutungsvolle (Erinnerungs)orte auswählen und den Forschenden zeigen können. Im Rahmen der *Linguistic Ethnography* können narrative Rundgänge also als ethnographische Erhebungsstrategie eingesetzt werden, um zu untersuchen, wie „stories, movements, and performances" miteinander in Beziehung stehen, wie Erzähler:innen „a sense of place" konstruieren und mit „public space as a site of belonging, identity, difference and/or conflict" interagieren (Moretti 2017: 93).

Diese Art der Datenerhebung ermöglicht einen einzigartigen Zugang zu den meistens unbeachteten Aspekten des sozialen Lebens, denn sie eröffnet tiefe Einblicke in die Wahrnehmung räumlicher Verortungen in der Lebensgeschichte der Teilnehmenden. Diese schließen auch die sozialen und gemeinschaftlichen Strukturen, in und zwischen denen sich Personen bewegen, ein (vgl. Kusenbach 2018: 12). Des Weiteren macht diese Form des Austausches zwischen Forschenden und Teilnehmer:innen außerhalb eines begrenzten Raumes die soziale Umgebung und das Gehen selbst zu einem produktiven Teil der Datenerhebung und lenkt Erzählungen in manchmal völlig unerwartete Richtungen. Das gemeinsame Gehen wird zu einer geteilten Erfahrung und schafft eine gemeinsame Sichtweise auf narrativ reproduzierte Erinnerungen sowie ein Gefühl der Verbundenheit und Zusammenarbeit zwischen Teilnehmenden und Forschenden. Das Abgehen bestimmter Örtlichkeiten schafft neue oder revidierte Bedeutungsaushandlungen und -zuschreibungen aus der Perspektive der Erzähler:innen, indem temporale und räumliche Konfigurationen in der materiellen Welt erfahren und verbunden werden. Wird diese Methode longitudinal oder komparativ verwendet, bietet sie außerdem die Möglichkeit zu untersuchen, wie verkörperte und verortete Erfahrungen im Laufe der Zeit verändert und neu formuliert werden, wodurch sich auch die Ortsformulierungen und das Ortsverständnis der Teilnehmenden über Zeit verändern (vgl. Kinney 2018: 3). Die Rundgänge als Teil qualitativer und ethnographischer Forschung bieten dementsprechend einen teilnehmendenorientierten und partizipativen Zugang zu narrativen Daten.

Teilnehmende werden somit unmittelbar kollaborativ in die Wissensgenerierung und den Schaffensprozess von Daten eingebunden (vgl. Kinney 2018: 4).

3.1. Überlegungen für die Planung und Durchführung eines narrativen Rundganges

Die enge Verbindung zwischen Ort und Erinnerung prädestiniert narrative Rundgänge dafür, gelebte Erfahrungen im Hinblick auf den Forschungszweck zu rekonstruieren und als Narrative zu gestalten, die auf Rezipienten der Erzählung, aber auch retroperspektiv auf die eigene Biografie hin abgestimmt sind (vgl. Drozdzewski/Birdsall 2019).

Dementsprechend können Teilnehmende eines Forschungsprojekts dazu aufgefordert werden, sich Routen und gewisse Orte im Vornherein für einen Rundgang zu überlegen. Dies erfordert eine Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte und alltäglichen Bewegungsmustern. Durch diese Überlegungen entwickeln sich narrative Potenziale in subjektiven Erfahrungen, denn es müssen die Bedeutungen von Raum, Zeit und der eigenen Biographie für Rezipient:innen aufbereitet werden.

Beispielsweise erhielten die Teilnehmenden meines Dissertationsprojektes (Mammitzsch a, in Vorbereitung) durch schriftliche und telefonische Korrespondenz die Aufgabe, sich Orte im Großraum Stockholm zu überlegen, die persönliche Relevanz in ihrem Leben in Schweden oder Stockholm haben. Diese Orte sind soziale und triadische Konstrukte, da sie a) diskursiv gestaltet werden, sie b) Orte der Produktion sind und c) auch Interaktionsräume bilden, die erfahren und konsumiert werden (vgl. Coffey 2018: 5, [1]: 37). Diesbezüglich wird bei der Durchführung solcher Rundgänge eine konzeptuelle Unterscheidung getroffen, einmal zwischen Raum (*space*) als Raster von physischen Orten und einem Ort (*place*) als einen relationalen Bezugspunkt, der durch die soziale Praktiken und der Interaktion mit anderen Bedeutung erhält (vgl. Myers 2006: 23). Das Erleben dieser Orte prägt die Deutungswelt der Sprechenden, also wie sie sich und andere verstehen.

Bei der Durchführung des Rundganges sollten Teilnehmende dann dazu ermuntert werden, Erinnerungen und persönliche Erlebnisse an den begangenen Orten abzurufen und narrativ für den/die Forschende(n) und/oder andere Teilnehmende zu reproduzieren. Deswegen werden Orte, physisch-materielle Strukturen und Objekte sowie die geschilderten Erlebnisse, die während der Rundgänge durch Aufnahmegeräte aufgezeichnet werden, werden als „an outcome of action, producing and being produced through human practice, […] [,] as sites for performance and formation of identity" ([1]: 34) verstanden. Aus diesem Grund betont Moles ([1]: 36), dass narrative Rundgänge als Methode die Generierung komplexer Daten ermöglichen, welche „mobile, place-sensitive and open to a little uncertainty" sind. Zeichnet man die Routen der Rundgänge mithilfe von GPS-

Trackern auf, kann mit den so entstehenden Bewegungsmustern sogar komparativ gearbeitet werden, also beispielsweise wiederkehrende Verortungen mit spezifischen kollektiven Erfahrungen verbunden werden. Die Zuordnung eines Ortes zu einer GPS-Aufzeichnung kann auch Aufschluss darüber geben, was Sprecher:innen dazu veranlasst, zu erzählen, auch wenn diese Impulse nicht unbedingt mit einem bestimmten Ort verbunden sind (vgl. Jones et al. 2008: 7).

Da narrative Rundgänge den Erzählenden ermöglichen, sich reflektiv ihrer Selbst und dem Erlebten zuzuwenden, können sie auch ihre Deutungswelt für andere zugänglich machen (vgl. Stroud/Jegels 2014). In meinem Dissertationsprojekt wurden so zum Beispiel Orte mit einer symbolhaften Bedeutung für andere Plätze angesteuert, die aus zeitlichen oder logistischen Gründen nicht erreicht werden konnten. Wiederum andere standen für das Erleben eines kommunikativen Austausches, durch den bestimmte Rollen- und Verhaltensmuster aufeinandertrafen, die vor der Migration nicht in einem gemeinsamen Kontext auftraten. Durch die narrative Reproduktion gelebter Erfahrungen in Bewegung oder „vor Ort“ konstruierten, revidierten und reflektierten die Teilnehmenden bestimmte Identitätsvorstellungen und soziale Kategorisierungen, die mit ihrer Migration nach Schweden einhergingen.

Wenn Erzählungen während narrativer Rundgänge als Datengrundlage erhoben werden sollen, dann muss methodisch auch überlegt werden, wie solche Erzählungen elizitiert werden können. Während ein semi-strukturiertes Vorgehen mit einer Frage-Antwort Dynamik, wie in traditionellen Interviewsituationen, Erzählungen produzieren kann, heben bisherige Studien aber vor allem das kollaborative und assoziative Potenzial mobiler Interviewmethoden hervor (vgl. Brown/Durrheim 2009, Stevenson 2014).

Aus diesem Grund schlage ich eine Erhebungsweise für Erzählungen vor, die in meiner Dissertation (Mammitzsch a, in Vorbereitung) eingesetzt wird. Ich adaptiere Wengrafs (2001) Ansatz zur Durchführung eines narrativen Interviews unter Beachtung der Affordanzen eines Gespräches in Bewegung. Bei Wengraf (2001) wird von einer einzelnen initialen narrativen Fragestellung mit einem besonderen Fokus ausgegangen, die sich zum Beispiel auf eine bestimmte Erfahrung in der Lebensgeschichte einer Person konzentriert oder auf ein Erlebnis an einem spezifischen Ort bezieht. Diese Form einer Frage nennt Wengraf (2001: 2) „SQUIN”, eine „Single QUestion aimed at Inducing Narrative”. Ist diese initiale Frage gestellt, besteht die Rolle des/der Interviewer:in darin, den Teilnehmenden bei ihren Ausführungen aktiv zuzuhören und die eigenen Interventionen, wie Nachfragen, Bestätigungspartikel oder Gestiken auf ein Minimum zu beschränken. Die Mobilität während narrativer Rundgänge kommt diesem Vorhaben zu Gute, denn sowohl das Erzählen als auch die Bewegung im öffentlichen Raum müssen als eine Aktivität dabei miteinander kombiniert werden. Das bedeutet, dass Erzählende während narrativer Rundgänge keinen intensiven Blickkontakt mit oder frequenten Reaktionen von ihren Rezipient:innen erwarten, so, wie man es eigentlich aus traditionellen Interviewsituationen gewohnt ist. Im Anschluss daran stellte ich

offene Fragen, durch die die Erzählenden ihre Aussagen vertiefen oder elaborieren konnten. Ein „narrative prompt“ (Georgakopoulou 2007: 32) / SQUIN (Wengraf 2001: 2) war beispielsweise: „Erzähl mir von einem Ereignis, das hier passiert ist, etwas, das dir in Erinnerung geblieben ist“, während offene Fragen lauteten: „Warum ist dieser Ort für dich wichtig?“ oder „Bist du oft hier und warum?“. Die Erfahrungen, die so erhoben werden, sind beispielsweise Teil der Identitätsprojekte (vgl. Kraus 2000: 164), die die Erzähler:innen kommunizieren wollen.

Narrative Rundgänge für ethnographische und qualitative Forschungsansätze als Methode einzusetzen, bedeutet aber auch, einige Herausforderungen zu bewältigen. Während diese Methode zum einen Machtasymmetrien zwischen Forschenden und Studienteilnehmer:innen durch ihren partizipativen Charakter reduziert (vgl. Mannay 2010), entsteht durch diese Form der Datenerhebung aber auch ein komplexes Geflecht aus verschiedenen Gesprächsrollen, die sich auf die Positionalität der Forschenden und ihre Beziehungen zu Projektteilnehmenden auswirkt. Coffey (2018) beschreibt treffend, dass ethnographische Feldarbeit auch immer eine reflexive Praxis ist, die von Forschenden selbst erlebt wird. Feldarbeit ist zudem äußert relational, dementsprechend prägen die Eindrücke, Ereignisse und Emotionen der Feldforschung Forschende genauso wie die Teilnehmenden selbst und informieren die nachfolgende Vorgehensweise der Forschenden. So reflektiert Kinney beispielsweise, dass sie ihre Gehgeschwindigkeit ihren Informant:innen anpassen musste und sie oft daran erinnerte, dass die Kontrolle über Richtung und Routen nicht bei ihr, sondern bei ihren Teilnehmer:innen liegt (vgl. Kinney 2018: 10f.). Wenn man mit narrativen Rundgängen als Methode arbeiten möchte, muss man demensprechend äußerst flexibel und spontan auf unterschiedliche Gegebenheiten reagieren können, da Routen zwar planbar, aber nicht immer durchführbar und Interaktionen nicht steuerbar sind. So können sich neben unbrauchbaren, nicht mit dem Forschungszweck in Verbindung stehende, aber auch unsichere Situationen für Teilnehmer:innen und Forschende ergeben. Daher sollte im Vornherein ein abgegrenzter Zeitraum für die Durchführung der Rundgänge sowie klare Regeln, Erwartungen und Wünsche beider Seiten diskutiert werden. Außerdem sollte eine weitere Person über das Vorhaben informiert und bei Abbruch oder Abschluss des Rundganges kontaktiert werden (vgl. Kinney 2018: 7f.).

Weiterhin sollte berücksichtigt werden, dass Aufnahmen während narrativer Rundgänge anfällig für unkontrollierbare und häufige Störfaktoren sind, wie beispielsweise Verkehr, Baustellenlärm oder die Intervention weiterer Personen, die man zufällig trifft. Daher ist das Signalisieren des Verständnisses einer Erzählung durch Rezipient:innen, zum Beispiel durch Blickkontakt oder Bestätigungspartikel, für den Interaktionsverlauf in öffentlichem Raum wichtig. Aus diesem Grund stellen narrative Rundgänge ein hybrides Bewegungsmuster dar, wobei immer wieder angehalten, vor- und zurückgelaufen wird und dabei Erzählungen angefangen, weitergeführt oder unterbrochen werden (vgl. Mondada 2017). Weiterhin lässt sich aus meinen Erfahrungen während der Datenerhebung schließen, dass narrative Rundgänge am besten funktionieren, wenn sie tatsächlich zu Fuß gegangen werden.

Werden andere Transportmittel genutzt oder wenn der/die Teilnehmende oder der/die Forschende Auto fahren, werden Erzählungen vermehrt nicht fortgeführt oder durch das Orientieren im Straßenverkehr unter- oder abgebrochen. Zudem stellt das Sprechen und Nachdenken über Erzählimpulse ein Sicherheitsrisiko für die Informant:innen und andere Verkehrsteilnehmende dar. Aus diesem Grund müssen bei der Durchführung narrativer Rundgänge als Erhebungsmethode diese ethischen Überlegungen, wie die Sicherheit der Teilnehmer:innen, die Anonymität und Privatsphäre fremder oder zufällig aufgenommener Personen und ihrer Stimmen sowie die physische Mobilität der Teilnehmer:innen berücksichtigt und kritisch reflektiert werden.

Weiterhin gilt es zu beachten, dass, obwohl Erzählungen infolge des Grundbedürfnisses des Menschen, Erfahrungen mit anderen zu teilen, im kommunikativen Alltag häufig auftreten (vgl. Becker/Stude 2017: 5), Narrative im Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit natürlich nicht alltäglich, sondern eingebettet in eine spezifische soziale Interaktionssituation mit gesonderten kommunikativen Möglichkeiten und Konventionen sind (vgl. Lucius-Hoene/ Deppermann 2004: 83-86). Trotz des reduzierten Beobachterparadoxes (Labov 1972), welches durch eine dynamische und gemeinsame Bewegung im Raum und die partizipative Ausrichtung dieser Methode ermöglicht wird, bleibt die Rahmung des Forschungsprojektes omnipräsent. Beispielsweise kann es Teilnehmer:innen geben, die sich der Forschungssituation so stark bewusst sind, dass ihnen das freie Erzählen aufgrund der damit assoziierten Verwundbarkeit der eigenen Authentizität und Glaubwürdigkeit schwerfällt (vgl. Talmy 2011). Auf der anderen Seite werden vielleicht Erfahrungen wiedergegeben, die bestimmte Aspekte des Lebens in den Fokus rücken, die ein größeres performatives Potenzial haben. Aus diesem Grund ist es wichtig, die erhobenen Daten während der narrativen Rundgänge mit anderen Daten und Erzählungen zu triangulieren und zu kontextualisieren, wie im folgenden Abschnitt beschrieben wird.

3.2. Die Aufbereitung und Auswertung der erhobenen Daten anhand eines Beispiels

Im Folgenden wird beispielhaft der narrative Rundgang einer Teilnehmerin meines Dissertationsprojektes für die Diskussion der Aufbereitung und Auswertung von solch generierten Daten diskutiert. Die Teilnehmerin lebt seit 2016 in Stockholm. Gebürtig aus Norddeutschland, emigrierte sie aufgrund der neuen Anstellung ihres Partners in die schwedische Hauptstadt. Ihr Rundgang dauerte etwa zweieinhalb Stunden und brachte eine Vielzahl an Erinnerungen und Erzählungen über Sprachideologien, die Entwicklung des eigenen Sprachrepertoires (vgl. Busch 2015) sowie der Verhandlung ihrer sozialen Rollen in unterschiedlichen Räumen und an verschiedenen Orten hervor.

Um Erzählungen in den mehrstündigen Aufnahmen zu finden, können sprachwissenschaftliche und erzähltheoretische Gliederungsmarkierungen (grün in Abb. 1) eingesetzt werden, um den Eintritt und Austritt in Erzählungen mit gesprächsanalytischen Konventionen festzulegen. Dies sind, um nur ein paar zu nennen, beispielsweise Präambeln, Tempuswechsel, evaluierende Schlusskommentare (sogenannte Coda), Sprecher:innenwechsel oder Sprechpausen (vgl. Couper-Kuhlen/Selting 2018, Georgakopoulou 2004, Lucius-Hoene/ Deppermann 2004), die mithilfe von Zeitstempeln in den Aufnahmen vermerkt werden können, wie Abbildung 1 zeigt. So eine erzählanalytische Aufbereitung der Rundgänge kann mithilfe von qualitativen Analyseprogrammen, wie beispielsweise *ATLAS.ti*, erleichtert werden. Hier können beispielsweise verschiedene Codes den markierten Erzählabschnitten für eine thematische Analyse zugeordnet werden. Das zeigen die orange unterlegten Codes in Abbildung 1. Diese thematische Analyse zeigt aber auch den interpretativen Charakter dieser Vorgehensweise: das Zuordnen und Benennen von Themen und Codes ist eine subjektive Arbeit und muss daher kritisch reflektiert werden. Abhilfe könnte beispielsweise das parallele qualitative Codieren in kleineren Teams schaffen („Teamethnographie“, vgl. Budach 2020: 199), um Erzählabschnitte und Codes zu diskutieren und/oder auszuschließen. Es kann aber auch das „Memberchecking“ (vgl. Neubauer et al. 2019: 94) eingesetzt werden, um die Bedeutung und Klassifizierung einzelner Erzähleinheiten noch einmal mit den Erzähler:innen selbst zu besprechen.

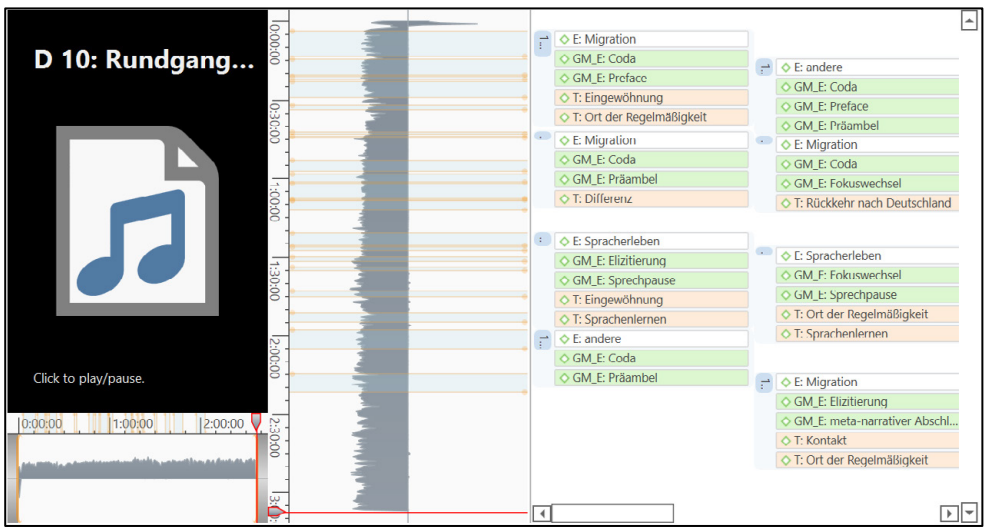

Abbildung 1 Beispielhafte Darstellung der Bestimmung von Erzähleinheiten in einer Rundgangaufnahme

Nachdem Erzählungen im Material markiert worden sind, können sie, je nach Forschungsinteresse, auch transkribiert werden. Die Ausführlichkeit dieser Transkripte ist abhängig von dem gesprächsanalytischen Interesse der Forschenden. Viele Studien, die narrative Rundgänge als Datenerhebungsmethode einsetzen, verwenden diese als Einstieg in die ethnographische und phänomenologische Feldarbeit und die Rundgänge werden oftmals nur als Feldnotizen festgehalten (vgl. [1]) oder die Sprachaufnahmen werden als direkte Zitate ohne gesprächsanalytischen Fokus in die Analyse eingegliedert, da die Methode auch häufig in Studien der Anthropologie und der Urbanistik eingesetzt wird (vgl. Anderson 2004, Evans/Jones 2011, Jones et al. 2008).

Eine Ausnahme bildet die Studie von Mondada (2017: 249), in der sie multimodale Feintranskripte (vgl. [2]), Foto- und Videoaufnahmen einer laufenden Gruppe und deren Bewegungsmuster kombiniert. Diese multimodale Transkriptionsweise zeigt, wie die räumlich-materielle Ökologie menschliches Handeln organisiert und weist empirisch nach, wie für die Einnahme bestimmter Gesprächsrollen mobile sprachliche Handlungen in stationäre umgewandelt werden, beispielsweise wenn eine Frage beim Gehen mit einer längeren Erzählsequenz stationär beantwortet wird. Obwohl Evans und Jones (2011: 856) erwähnen, dass ihre eigenen Ergebnisse darauf hindeuten, dass mobile Interviews eine weniger produktive Methode darstellen, wenn autobiografische Erzählungen das Untersuchungsobjekt einer Studie sind, kann ich dies in meiner Arbeit nicht bestätigen. Im Gegenteil, das Planen und Abgehen von Orten, die von Bedeutung im Leben der Teilnehmer:innen sind, führte zu verorteten (*emplaced*) Erzählungen spezifischer Episoden oder Lebensereignissen, die ohne die gemeinsame Mobilität durch den Raum nicht entstanden wären. In meiner Dissertation fertigte ich aus Datenschutz- und Realisierbarkeitsgründen keine Videoaufnahmen der Rundgänge an, stattdessen arbeitete ich mit GPS-Trackern, Fotoaufnahmen der begangenen Orte und den Sprachaufnahmen des Rundganges. Die so erhobenen Erzählungen transkribierte ich als Basistranskripte[6] (vgl. [2]).

Als ein Fallbeispiel sei hier die Erzählung an einem bestimmten Ort zu nennen, der von der oben erwähnten Teilnehmerin bereits zu Beginn des Rundganges als signifikant herausgestellt wurde, nämlich die deutsche Botschaft in Stockholm. Das Ereignis in der erzählten Welt schildert Probleme mit dem Betreten der Botschaft für die Erneuerung eines Passes und dem unfreundlichen Verhalten einer Sicherheitsmitarbeiterin am Eingang zur Passstelle. Die Erzählung selbst dauerte nicht länger als drei Minuten, hat aber dennoch eine große symbolische Tragweite im Leben der Teilnehmerin. Die Erzählungen ist mit frequenten, detaillierten und affektiven Beschreibungen der Gebäude und näheren Umgebung der Botschaft ausgeschmückt und es werden Akteure und Praktiken verschiedener zeitlich-

[6] Basistranskripte beinhalten den Mindeststandard an gesprächsanalytischen Konventionen für deutschsprachige linguistische Publikationen. Ich transkribierte ausschließlich Erzählungen, da ich vor allem an den sozialen Positionierungen in Erzählungen interessiert war.

räumliche Konfigurationen für die Deutung des Geschehens evoziert. Die Teilnehmerin stellt immer wieder Vergleiche mit Ereignissen bei anderen Behörden und mit Menschen, die sie mit der deutschen Botschaft assoziiert, an und diskutiert ihre eigene widersprüchliche soziale Rolle als geladener Gast des Botschafters, welche der Abweisung und Zurechtweisung durch eine Mitarbeiterin an der Passstelle gegenübersteht. Hierbei werden ebenfalls Fremdpositionierungen deutlich gemacht, die der Teilnehmerin ein gewisses symbolisches und soziales Kapital ab- oder anerkennen. Das Erzählen vor Ort, das Wiederbegehen eines konfliktreichen Platzes sowie die Rahmung der Erzählung als Schauplatz einer Identitätskrise schaffte ein phänomenologisch orientiertes und ko-konstruktives Verstehen einer narrativen Erinnerung, welches sonst vielleicht nicht im selben Ausmaß hervorgebracht worden wäre.

Die narrative Reproduktion des Erlebten, im Raum lokal erfahrbar durch die Präsenz von Rezipient:innen am gleichen Ort, aber zu einer anderen Zeit und damit auch rekontextualisiert und retroperspektiv produziert, offenbart analytische Dimensionen, die in einem traditionellen Interview nicht möglich geworden wären. Narrative Rundgänge ermöglichen aus diesen Gründen einen analytischen Zugang dazu, wie „the meaning of bodily lived experiences is transferred to other levels of thinking" (Busch 2021: 194). Die verkörperte und verortete Erfahrung, als Erzählung wiedergegeben, gibt Einblick in die Art und Weise wie dieser Ort und seine materiellen Komponenten als Agenten fungieren, die eine bestimmte Ordnung in die soziale Welt der Erzählerin bringen (Blommaert 2010: 173). Ohne dieses Vorgehen wäre nicht oder nur schwer empirisch und analytisch nachzuzeichnen, wie solche *sites of entanglement* (Nuttall 2009: 11) als Orte für die Verhandlung von Zugehörigkeiten, Positionierungen und sozialen Identitäten für die Teilnehmer:innen relevant werden und wie sie diese Erfahrungen diskursiv verarbeiten und skalieren.

An anderer Stelle (Mammitzsch b, im Erscheinen) beschäftige ich mich ausführlicher mit der Analyse dieser spezifischen Erzählung aus einer posthumanistischen Perspektive. Die Analyse dieser Erzählung verwies darauf, dass die Lebenswelt der Teilnehmerin, die eine deutsche Migrantin in Schweden ist, nicht nur von der Navigation von *home/host culture discourses* (vgl. De Fina 2016: 164) und transnationalen Praktiken zwischen Deutschland und Schweden geprägt ist, sondern auch andere, nicht national begründete, Identifikationskategorien für ihre Identitätsarbeit relevant gemacht werden.

Neben der Analyse der Sprachaufnahmen können Daten narrativer Rundgänge mit weiteren erhobenen Daten trianguliert werden, je nachdem, welches Forschungsinteresse verfolgt wird. Beispielsweise triangulierte ich die Erzählungen der narrativen Rundgänge mit Sprachportraits, die sich auf das Spracherleben (vgl. Busch 2018) und die Sprachbiografien der Teilnehmer:innen fokussierten, um zu untersuchen wie Sprache(n) an physische Orte und soziale Räume gebunden ist/sind. Des Weiteren ergab die thematische Analyse der gesammelten Erzählungen einige wiederkehrende oder überraschende Erfahrungen, die in

Gruppendiskussionen anhand von Themenkarten noch einmal diskutiert wurden und weitere Erzählungen zu diesen Orten und Ereignissen produzierten. Narrative Rundgänge können natürlich auch in größeren Maßstäben durchgeführt und als Methode für die Erhebung quantitativer Daten über Bewegungs- und Interaktionsmuster eingesetzt werden, wie Evans und Jones (2011) dies beispielsweise in ihrer Studie tun.

Man kann außerdem narrative Rundgänge mit anderen Datenerhebungsmethoden triangulieren, die sich dem Elizitieren von erfahrbaren und sensomotorischen Daten verschreiben, wie der Aufnahme von *Soundscapes* (El Ayadi 2022), *Linguistic* oder *Semiotic Landscapes* (Domke 2018, Gorter 2006) oder Aufnahmen durch die *Photovoice* Methode (Budig et al. 2018, Wang/Burris 1994). Dies kann tiefere Einblicke in die Verkörperung und Verortung von Erinnerungen und sensomotorischen Komponenten des Erlebens von Raum geben.

Neben einer qualitativen und interpretativen Analyse einzelner Erzählungen aus narrativen Rundgängen könnte auch eine diskursanalytische Analyse aller Rundgänge vollzogen werden, um Muster und wiederkehrende Themen und ihre Verbindung mit gewissen Orten herauszuarbeiten.

4. Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurden narrative Rundgänge als eine partizipative und ethnographisch ausgerichtete Methode der Datenerhebung, die für unterschiedliche Forschungsinteressen eingesetzt werden können, vorgestellt. Besonders fruchtbar ist diese Methode für die Ergründung gelebter Erfahrungen in ihren räumlichen Realisierungen sowie für die Untersuchung von situierten Identitätskonstruktionen im Rahmen einer erzähltheoretischen Analyse. Narrative Rundgänge können durch ihre Anpassungsfähigkeit je nach forschungstheoretischen, methodologischen und logistischen Bedingungen in ihrer Gestaltung an den Forschungszweck angepasst werden. Die durch die Rundgänge narrativ (re)produzierten Erfahrungen werden verortet (*emplaced*) und verkörpert (*embodied*) und in der Retroperspektive in verschiedenen temporalen und räumlichen Konfigurationen (re)kontextualisiert. Die Methode der narrativen Rundgänge ermöglicht einen Zugang dazu, wie ein Gefühl für den Ort geschaffen wird und inwiefern der öffentliche Raum als Ort der Zugehörigkeit, Identität, Differenz und/oder des Konflikts dient. Herausfordernd sind die Gestaltung und Durchführung der Rundgänge aufgrund der Bewegung durch unkontrollierbare Konditionen, die sich jedoch auch als durchaus fruchtbar für die weitere Forschungsarbeit ergeben können. Die durch narrative Rundgänge generierten Daten eignen sich sehr gut für eine Triangulation mit anderen Datensets, um einen tiefgreifenden, emischen Einblick in die soziale Lebenswelt von Personen zu erhalten. Das Einsetzen dieser Methode kontextualisiert und erweitert die

sprachwissenschaftliche Analyse um eine räumliche Dimension, die in stationären Interviews nicht in der gleichen Weise gewonnen werden kann.

Bibliographie

Anderson, Jon, „Talking Whilst Walking: a Geographical Archaeology of Knowledge“, *Area* 36 (2004), 254–261.

Bakhtin, Mikhail M, *The Dialogic Imagination: Four Essays*, Michael Holquist (Hg.), Austin 1981.

Becker, Tabea/Stude, Juliane, *Erzählen*, Heidelberg 2017.

Blommaert, Jan, „Chronotopes, Scales and Complexity in the Study of Language in Society“, in: Jan Blommaert (Hg.), *Dialogues with Ethnography: Notes on Classics, and How I Read Them*, Bristol 2018, 130–142.

Blommaert, Jan, *The Sociolinguistics of Globalization*, Cambridge/New York 2010.

Blommaert, Jan/Jie, Dong, *Ethnographic Fieldwork, A Beginner's Guide*, Bristol 2010.

Brown, Lyndsay/Durrheim, Kevin, „Different Kinds of Knowing: Generating Qualitative Data Through Mobile Interviewing“, *Qualitative Inquiry* 15 (2009), 911–930.

Budach, Gabriele, „Collaborative Ethnography“, in: Karin Tusting (Hg.), *The Routledge Handbook of Linguistic Ethnography*, Milton Park/Abingdon/Oxon/New York 2020, 198–212.

Budig, Kirsten/Diez, Julia/Conde, Paloma/Sastre, Marta/Hernán, Mariano/Franco, Manuel, „Photovoice and Empowerment: Evaluating the Transformative Potential of a Participatory Action Research Project“, *BMC Public Health* 18:432 (2018), 1–9.

Busch, Brigitta, „Linguistic Repertoire and Spracherleben, the Lived Experience of Language“, *Working Papers in Urban Language & Literacies* Paper 148 (2015), 1–16.

Busch, Brigitta, *Mehrsprachigkeit*, Wien 2013.

Busch, Brigitta, „The Language Portrait in Multilingualism Research: Theoretical and Methodological Considerations“, *Working Papers in Urban Language & Literacies* Paper 236 (2018), 1–13.

Busch, Brigitta, „The Body Image: Taking an Evaluative Stance Towards Semiotic Resources“, *International Journal of Multilingualism* 18 (2021), 190–205.

Coffey, Amanda, „Field Roles and Relationships”, in: Amanda Coffey (Hg.), *Doing Ethnography*, London 2018, 1–15.

Couper-Kuhlen, Elizabeth/Selting, Margret, „A “Big Package”: Storytelling (Online-Chapter D)“, in: Elizabeth Couper-Kuhlen/ Margret Selting (Hg.), *Interactional Linguistics: Studying Language in Social Interaction*, Cambridge/New York/Melbourne/New Delhi/Singapore 2018.

De Boeck, Fillip, „City on the Move: How Urban Dwellers in Central Africa Manage the Siren's Call of Migration", in: Knut Graw/Samuli Schielke (Hg.), *The Global Horizon: Expectations of Migration in African and the Middle East*, Leuven 2012, 59–85.

De Fina, Anna, „Linguistic Practices and Transnational Identities", in: Siân Preece (Hg.), *The Routledge Handbook of Language and Identity*, Abgindon/New York 2016, 163–178.

De Fina, Anna/Georgakopoulou, Alexandra, *Analyzing Narrative: Discourse and Sociolinguistic Perspectives*, Cambridge 2011.

Domke, Christine, „Multimodality in the City: On the Media, Perception and Locatedness of Public Textscapes", in: Martin Pütz/Neele Mundt (Hg.), *Expanding the Linguistic Landscape: Linguistic Diversity, Multimodality and the Use of Space as a Semiotic Resource*, Bristol/Blue Ridge Summit 2018, 115–131.

Drozdzewski, Danielle/Birdsall, Carolyn, *Doing Memory Research: New Methods and Approaches*, Singapore 2019.

El Ayadi, Nesrin, „Linguistic Sound Walks: Setting Out Ways to Explore the Relationship Between Linguistic Soundscapes and Experiences of Social Diversity", *Social & Cultural Geography* 23 (2022), 227–249.

Evans, James/ Jones, Phil, „The Walking Interview: Methodology, Mobility and Place", *Applied Geography* 31 (2011), 849–858.

Ferguson, Kristen, „Lessons Learned From Using Shadowing as a Qualitative Research Technique in Education", *Reflective Practice* 17 (2016), 15–26.

Frechette, Julie/Bitzas, Vasiliki/Aubry, Monique/Kilpatrick, Kelley/Lavoie-Tremblay, Mélanie, „Capturing Lived Experience: Methodological Considerations for Interpretive Phenomenological Inquiry", *International Journal of Qualitative Methods* 19 (2020), 1–12.

Georgakopoulou, Alexandra, „Same Old Story? On the Interactional Dynamics of Shared Narratives", in: Uta M Quasthoff/Tabea Becker/Michael Bamberg (Hg.), *Narrative Interaction*, Amsterdam 2004, 223–242.

Georgakopoulou, Alexandra, *Small Stories, Interaction and Identities*, Amsterdam 2007.

Gorter, Durk, „Introduction: The Study of the Linguistic Landscape as a New Approach to Multilingualism", *International Journal of Multilingualism* 3 (2006), 1–6.

Ingold, Tim/Vergunst, Jo Lee, *Ways of Walking: Ethnography and Practice on Foot*, Aldershot/Burlington 2008.

Jones, Phil/Bunce, Griff/Evans, James/Gibbs, Hannah/ Ricketts Hein, Jane, „Exploring Space and Place With Walking Interviews", *Journal of Research Practice* 4 (2008), 1–9.

Juffermans, Kasper/Tavares, Bernardino, „South-North Trajectories and Language Repertoires", in: Caroline Kerfoot/Kenneth Hyltenstam/Christopher Stroud (Hg.), *Entangled Discourses: South-North Orders of Visibility*, New York 2017, 99–115.

Kinney, Penelope, „Walking Interview Ethics", in: Ron Iphofen/Martin Tolich (Hg.), *The SAGE Handbook of Qualitative Research Ethics*, London 2018, 174–187.

Kraus, Wolfgang, *Das erzählte Selbst: die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*, 2. Auflage, Herbolzheim 2000.

Kusenbach, Margarethe, „Go-Alongs", in: Uwe Flick (Hg.), *The SAGE Handbook of Qualitative Data Collection*, London 2018, 344–361.

Labov, William, *Sociolinguistic Patterns*, Philadelphia 1972.

Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf, *Rekonstruktion narrativer Identität : ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*, 2. Auflage, Wiesbaden 2004.

Mammitzsch, Anna, *Migration erleben und erzählen: Eine linguistische Ethnographische zur Identitätsarbeit deutschsprachiger Migrant:innen in Stockholm* [Arbeitstitel der Doktorarbeit]", Stockholm, im Erscheinen a.

Mammitzsch, Anna, „As if by Magic, the Gate Will Open Once You Have Said What You Want – Gateways as Agents in Assemblages", in: Maria Kuteeva/Caroline Kerfoot (Hg.), *Dynamics of Multilingualism*, Cham, im Erscheinen b.

Mannay, Dawn, „Making the Familiar Strange: Can Visual Research Methods Render the Familiar Setting More Perceptible?", *Qualitative Research* 10 (2010), 91–111.

Mondada, Lorenza, „Walking and Talking Together: Questions/Answers and Mobile Participation in Guided Visits", *Social Science Information* 56 (2017), 220–253.

Moretti, Cristina, „Walking", in: Dara Culhane/Denielle Elliott (Hg.), *A Different Kind of Ethnography: Imaginative Practices and Creative Methodologies*, North York 2017, 91–112.

Myers, Greg, „Where Are You From?: Identifying Place", *Journal of Sociolinguistics* 10 (2006), 320–343.

Neubauer, Brian E./Witkop, Catherine T./Varpio, Lara, „How Phenomenology Can Help Us Learn From the Experiences of Others", *Perspectives on Medical Education* 8 (2019), 90–97.

Nuttall, Sarah, *Entanglement*, Johannesburg 2009.

Pavlenko, Aneta, „Autobiographic Narratives as Data in Applied Linguistics", *Applied Linguistics* 28 (2007), 163–188.

Rampton, Ben/Maybin, Janet/Roberts, Celia, „Theory and Method in Linguistic Ethnography", in: Julia Snell/Sara Shaw/ Fiona Copland (Hg.), *Linguistic Ethnography: Interdisciplinary Explorations*, Basingstoke/Hampshire 2015, 14–50.

Snell, Julia/Shaw, Sara/Copland, Fiona, *Linguistic Ethnography: Interdisciplinary Explorations*, Basingstoke/Hampshire 2015.

Stevenson, Andrew, „We Came Here to Remember: Using Participatory Sensory Ethnography to Explore Memory as Emplaced, Embodied Practice", *Qualitative Research in Psychology* 11 (2014), 335–349.

Stroud, Christopher/Jegels, Dmitri, „Semiotic Landscapes and Mobile Narrations of Place: Performing the Local", *International Journal of the Sociology of Language* 2014:228 (2014), 179–199.

Talmy, Steven, „The Interview as Collaborative Achievement: Interaction, Identity, and Ideology in a Speech Event", *Applied Linguistics* 32 (2011), 25–42.

Wang, Caroline/Burris, Mary Ann, „Empowerment Through Photo Novella: Portraits of Participation", *Health Education Quarterly* 21 (1994), 171–186.

Wengraf, Tom, „Preparing Lightly-Structured Depth Interviews: A Design for a BNIM-Type Biographic-Narrative Interview“, in: Tom Wengraf (Hg.), *Qualitative Research Interviewing*, London 2001, 1–49.

Internetquellen

[1] Moles, Kate, „A Walk in Thirdspace: Place, Methods and Walking“, *Sociological Research Online* 13 (2008), 31–39, <https://journals.sagepub.com/doi/full/10.5153/sro.1745 > (19.8.2024).

[2] Selting, Margret/Auer, Peter/Barth-Weingarten, Dagmar/Bergmann, Jörg/Bergmann, Pia/Birkner, Karin/Couper-Kuhlen, Elizabeth/Deppermann, Arnulf/Gilles, Peter/ Günthner, Susanne/Hartung, Martin/Kern, Friederike/Mertzlufft, Christine/Meyer, Christian/Morek, Miriam/Oberzaucher, Frank/Peters, Jörg/Quasthoff, Uta/Schütte, Wilfried/Stukenbrock, Anja/Uhmann, Susanne, „Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2)“, *Gesprächsforschung - Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10 (2009), 353–402, < http://www.gespraechsforschung-online.de/fileadmin/dateien/heft2009/px-gat2.pdf > (19.8.2024).

Weltliteratur in Bewegung. Walter A. Berendsohns *Die humanistische Front*

Caroline Merkel

Einführung

Welche Rolle spielt Literatur in einer Welt, die von totalitären politischen Kräften bedroht wird? Wie verändert sich der Blick auf das eigene Schaffen, auf die Aufgaben von Literatur und Literaturwissenschaft unter prekären Umständen wie Verfolgung, Krieg und Exil?

Der deutsch-jüdische Literaturwissenschaftler Walter A. Berendsohn (1884-1984) gilt heute als „Nestor der Exil-Forschung" (vgl. Loewy 1979: 4; Zabel 2000). Zugleich war er Freund und Förderer von Nelly Sachs und eine prägende Gestalt der schwedischen Germanistik der Nachkriegszeit. Trotzdem blieb Berendsohn während seiner aktiven Jahre als Germanist sowohl in Schweden als auch in Nachkriegsdeutschland ein akademischer Außenseiter. Über weite Strecken seines Lebens erhielt er wenig bis gar keine Anerkennung auf seinem Fachgebiet, das er doch entscheidend erneuert und geprägt hat – als Kulturvermittler und Übersetzer zwischen akademischen Kulturen, wissenschaftlichen Disziplinen und Identitäten und in der Auseinandersetzung mit den existentiellen Bedrohungen und Herausforderungen seiner Zeit.

Über die *Person* Walter A. Berendsohn wurde bereits einiges geschrieben, vor allem über seine Emigrationserfahrung, das Exil in Dänemark und Schweden aber auch die erlittene Diskrimination und Zurücksetzung seitens der Universität Hamburg in der Nachkriegszeit (vgl. u. a. Zabel 2000, Trapp 2007, Bischoff 2014). In den letzten Jahren wurde auch Berendsohns *Werk* wieder neu entdeckt und vor allem sein Beitrag zur Exil- und Weltliteraturforschung gewürdigt (vgl. Benteler 2019, Bischoff 2014 und 2021).

Im Folgenden möchte ich daher anhand seines bekanntesten Werks *Die humanistische Front* der Frage nachgehen, wie Berendsohn als jüdischer Germanist im Exil den Aufgaben und Herausforderungen seines Fachs während und nach der Zeit des Nationalsozialismus' und der Schoa begegnete. Berendsohns Werk wie auch seine Biographie, so möchte ich zeigen, stellen ein Plädoyer dar für die

Produktivität und politische Relevanz von Kulturtransfer, transkultureller Vernetzung und transdisziplinärer Zusammenarbeit, kurz für eine Literatur und eine Literaturwissenschaft in Bewegung.

„Zweifache Vertreibung“[1] – Zu Berendsohns Biographie

Walter A. Berendsohn wurde am 10. September 1884 in Hamburg geboren. Er starb am 30. Januar 1984 in Stockholm – nahezu 100 Jahre alt. Aufgewachsen in einem assimilierten jüdischen Milieu, machte Berendsohn zunächst eine kaufmännische Lehre, bei der er bereits in Kontakt mit der schwedischen Sprache kam. Später studierte er dann Germanistik, Nordistik und Philosophie, promovierte 1912 in Kiel zu den Aphorismen Lichtenbergs und wurde schließlich wissenschaftlicher Mitarbeiter und ab 1925 außerordentlicher Professor für Literatur und Skandinavistik an der Universität Hamburg.[2]

Seit 1924 hatte Berendsohn sich innerhalb der Sozialdemokratie engagiert und vertrat pazifistische Positionen. Gleichwohl dekorierter Kombattant im Ersten Weltkrieg, wurde ihm bereits im Mai 1933 die Venia legendi entzogen und zum 31. August 1933 seine Stellung an der Uni Hamburg gekündigt. Dass ausgerechnet ein „Jude“ nordische Philologie unterrichtete, war den nationalsozialistischen Kräften an der als liberal geltenden Hamburger Universität ohnehin ein Dorn im Auge gewesen (vgl. Trapp 2007: 8 und Bischoff 2014: 57). Berendsohn konnte mit seiner Familie fliehen und ging im Juli 1933 zunächst nach Kopenhagen, 1936 wurde ihm dann auch die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt und sein Eigentum sowie – dies später besonders folgenreich – sein Doktortitel entzogen.

In Dänemark verdiente Berendsohn den Unterhalt für seine Familie unter schwierigen Bedingungen mit Vorträgen und kleinen Forschungsaufträgen. Er baute sich in dieser Zeit ein Netzwerk von zahlreichen, in der ganzen Welt verstreuten Exilliteratinnen und -literaten auf und korrespondierte mit u. a. Arnold Zweig, Klaus Mann aber auch Ernst Lissauer, und engagierte sich in Kopenhagen im von Otto Piehl initiierten „emigranthjem“ (Emigrantenheim). Auch den ersten Teil seines Hauptwerkes *Die humanistische Front*, das als Gründungsdokument deutscher Exilliteraturforschung gilt und das im Folgenden näher beleuchtet werden soll – verfasste er 1939 im dänischen Exil, noch vor Ausbruch des Krieges.

Nach der Besetzung Dänemarks durch das Deutsche Reich musste Berendsohn untertauchen, bis ihm 1943 die Flucht nach Schweden gelang. Dort nahm sich der

[1] So der Titel von Zabel 2000 nach einer Formulierung von Willy Brandt aus Anlass einer Gedenkausstellung für Walter A. Berendsohn 1984, Zabel 2000: 5.

[2] Einen ersten biographischen Überblick geben beispielsweise die Arbeit von Claudia Mickwitz 2011 oder auch die Beiträge von Gustav Korlén und Helmut Müssener in dem von Hermann Zabel herausgegebenen Band *Zweifache Vertreibung* 2000, in dem auch einige Texte und Dokumente Berendsohns abgedruckt sind. Vgl. auch Merkel [1] .

schwedische Literaturhistoriker Martin Lamm seiner an, mit dem er bereits seit den 1920er Jahren in Kontakt stand. Bis 1970 arbeitete Berendsohn fortan als Archivmitarbeiter im Strindberg-Archiv der Schwedischen Akademie in Stockholm, die Anstellung wurde finanziell unterstützt vom Bonnier Verlag und der Nobelstiftung (Trapp 2007: 10f.). Zu seinen Aufgaben zählte die Registrierung von Manuskripten und Briefen, eine Arbeit also, die zumindest thematisch an seine Forschung zu Strindberg vor dem Exil anknüpfte. Wirkliche akademische Anerkennung durch seine schwedischen Kollegen blieb ihm jedoch lange Zeit versagt. Berendsohn war darin kein Einzelfall, wie unter anderem Birgitta Almgren (2001) und Gustav Korlén (1984) zeigen. Die oft pro-deutsche Haltung der Germanistik an schwedischen Universitäten, die sich durchaus auch in antisemitischen Ressentiments äußerte, sowie eine fachliche Dominanz von Philologie und Sprachgeschichte, machten es auch anderen prominenten deutschen WissenschaftlerInnen wie Käte Hamburger nahezu unmöglich, an den schwedischen Universitäten eine adäquate Anstellung zu finden (Wischmann 2005: 197; vgl. auch Almgren 2001). Im Bereich der schwedischen Literaturwissenschaft sah es nicht besser aus: Berendsohns Arbeitsweise, die er selbst als „Struktur- und Stiluntersuchungen“ bezeichnete, unterschied sich dem schwedischen Germanisten Gustav Korlén zufolge auch im Bereich der Strindbergforschung stark von der in Schweden damals etablierten biographischen Methode (Korlén 2000: 18). Korlén war es, der Berendsohn 1952 zumindest eine akademische Position in Form eines Lehrauftrags für Neuere deutsche Literatur an der deutschen Abteilung der Stockholmer Hochschule verschaffte. Dies stellte eine, wie Korlén selbst im Nachhinein betont, an sich schon beachtenswerte Erneuerung der dortigen Germanistik dar, die zu dieser Zeit noch vor allem sprachgeschichtlich ausgerichtet war (Korlén 1984: 16f.). 1974 wurde Berendsohn schließlich die Ehrendoktorwürde der Universität Stockholm verliehen.

Noch länger ließ die Rehabilitation durch die Universität in seiner alten Heimat Hamburg auf sich warten. Während Berendsohn bereits 1948 wieder in die Hansestadt gereist war, um alte Kontakte aufleben zu lassen und neue Projekte anzustoßen, lehnte die dortige Philosophische Fakultät die Wiederanerkennung des Professorentitels ab – zynischerweise mit dem Verweis auf seinen fehlenden (weil durch den NS-Staat entzogenen) Doktortitel (vgl. Bischoff 2014: 68). Jahrzehntelange Versuche, eine Professur für Berendsohn zu schaffen, scheiterten, nicht zuletzt aufgrund des Widerstands der Hamburger Professorenschaft, die Zweifel an seiner wissenschaftlichen Eignung äußerten. Wenig Beachtung fanden auch die beiden Bände seines bereits 1949 fertiggestellten Hauptwerks *Humanistische Front* in Deutschland: Der erste Band wurde 1946 in einer sehr geringen Auflage gedruckt, der zweite blieb bis 1976 ganz unveröffentlicht. Als eine Ursache nannte Berendsohn im Vorwort kurz und treffend „den starken Widerstand gegen die Emigranten in der Bundesrepublik“ (Berendsohn 1976: XI).

Dies alles hinderte Berendsohn aber in keiner Weise daran, seine Bemühungen um die Beforschung der im Exil entstandenen Literatur von Stockholm aus

fortzusetzen. 1969 etwa mit einem ersten Symposium zur Erforschung der *Literatur der Flüchtlinge aus dem Dritten Reich und ihre Hintergründe* und schließlich als Initiator der von Helmut Müssener geleiteten *Stockholmer Koordinationsstelle zur Erforschung der deutschsprachigen Exilliteratur*. In den späten 1970er und -80er Jahren begannen sich langsam vermehrt auch die Literaturwissenschaften in Westdeutschland der Erforschung der Exilliteratur zu widmen. Doch erst 1983, im Alter von 99 Jahren und ein Jahr vor seinem Tod, erhielt Berendsohn die Ehrendoktorwürde der Hamburger Universität als Ausdruck einer späten, gerade noch rechtzeitigen Rehabilitation und wissenschaftlichen Würdigung. Im Jahr 2001, dreißig Jahre nach ihrer Gründung, wurde schließlich die Forschungsstelle Exilliteratur an der Universität Hamburg nach Berendsohn benannt.

Bereits dieser kurze biographische Abriss macht deutlich, unter welch schwierigen Rahmenbedingungen der Großteil von Berendsohns Werk entstanden ist. Ohne eine etablierte Position, weder im schwedischen noch im deutschen Kontext, war Berendsohn in seiner Arbeit besonders stark auf persönliche, sowohl lokale als auch weltweite Netzwerke und Kontakte angewiesen. Aber auch inhaltlich wird sein Arbeiten, insbesondere die Hinwendung zur Exilliteraturforschung, beeinflusst durch seine intellektuelle Auseinandersetzung mit dem Zeitgeschehen und der eigenen prekären – von außen zuweilen als paradox bewerteten – Position darin als deutsch-jüdischer Germanist.

Zwischen jüdischer Identität und deutscher Kultur

Wie für viele andere resultierte die erfahrene Verfolgung und Ausgrenzung im nationalsozialistischen Deutschland und in Nachkriegsdeutschland für Berendsohn auch in einer intensiveren Auseinandersetzung mit der eigenen jüdischen Identität. Dass er sich trotz des Wissens um die Schoa und der selbst erlebten zahlreichen Ungerechtigkeiten nicht abwandte von der deutschen Kultur und Gemeinschaft, die ihn geprägt hatten, sondern sie im Gegenteil trotz aller Diskriminierung aktiv mitgestaltete, traf schon zu seinen Lebzeiten auf Verwunderung.

So erntete Berendsohn Kritik von einer Bekannten, die der Überzeugung war, dass man als Jude nichts (mehr) mit der deutschen Kultur zu tun haben, sondern sich besser ganz von Deutschland abwenden sollte. In einem Brief 1944 antwortete Berendsohn darauf und wandte ein, dass er – als Germanist und verheiratet mit einer nicht-jüdischen Ehefrau – seine eigene Aufgabe nicht im Zionismus, sondern vielmehr in einem allgemeinen Kampf für Menschenrechte sehe, der auch ein befreites Deutschland ausdrücklich mit einbeziehe:

> Wir verlangen gerechte Bestrafung, wir treten für Wiedergutmachung ein, wir arbeiten und planen für den Wiederaufbau im befreiten Deutschland, weil wir glauben, dass die ganze Menschheit leidet, wenn ein Glied unheilbar krank ist. Die

> Aufgabe scheint hoffnungslos schwierig. Persönlich ist kein Vorteil dabei zu gewinnen. Das ist aber kein Grund, sie liegenzulassen.
>
> Ich hoffe, Sie sehen aus meinen kurzen Ausführungen, dass ich kein naiver ‚Idealiste' [sic] bin; ich überschätze auch nicht die Möglichkeiten unserer Wirksamkeit. Aber ich habe, was ich tue, wohl überlegt, weiß genau, was ich will und würde mich nicht davon abbringen lassen, wenn selbst der Erzengel Michael vom Himmel herabkäme, um mich zu überzeugen (abgedruckt in: Zabel 2000: 49).

Eine völlige Abwendung von Deutschland und der deutschen Kultur stand für Berendsohn außer Frage, so nachvollziehbar sie aus heutiger Sicht erscheinen mag. „Ich kann 50 Jahre meiner Vergangenheit (bis 1933) nicht wie ein gebrauchtes Hemd wegwerfen!" schrieb er in einem Brief an Arnold Zweig.[3] Selbst wenn er für sich selbst eine Rückkehr nach Deutschland seit den späten 1950er Jahren ausschloss – statt an einer Frontstellung zwischen „Deutschen" und „Juden" festzuhalten engagierte er sich vielmehr für eine Annäherung von Juden und Nicht-Juden im Zeichen der gemeinsamen Humanität, wie sie bereits in der Aufklärung formuliert wurde. So verwies Berendsohn in einer Rede, die er später mit *Abschied von Deutschland* betitelte und die er kurz vor seiner Flucht nach Dänemark hielt, eindringlich auf die Bedeutung der Freundschaft von Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn für die deutsch-jüdische Kulturgeschichte:

> Wir deutschen Juden können mit Fug und Recht stolz sein auf unseren Anteil am Aufbau deutscher Kultur seit Lessings Zeiten. Nie werden wir uns die Liebe zu ihr, die ein Stück unseres eigenen Wesens geworden ist, rauben lassen. So lange wir atmen, bleiben wir Bekenner jener Religion der Menschlichkeit, deren adelige Vorkämpfer Lessing und Mendelssohn waren (abgedruckt in Korlén 2000: 14 und Bischoff 2014: 63).

Auch nach Weltkrieg und Exil verstand er sich in einer Position, in der „mein ganzes Herz nun an Israel hängt, während ich schwedischer Staatsbürger bin und mich von der deutschen Kultur, die mich in 50 Jahren geprägt hat, nicht loslösen kann noch will."[4] Er erkannte darin einem klaren Auftrag, als Wissenschaftler zur kulturellen Vermittlung zwischen jüdischer Identität und deutscher literarischer – insbesondere humanistischer – Tradition beizutragen.

Folgerichtig sah Berendsohn die Aufgabe seiner eigenen akademischen Tätigkeit, aber auch jeder anderen Forschung in der „Arbeit für Wahrheit und Humanität", die „immer ihren Wert [behält], auf welchem Gebiet sie auch betrieben wird." So

[3] Walter A. Berendsohn an Arnold Zweig, Brief vom 5. Januar 1948, AK, AZA, 6148b, zitiert nach Müller 2021: 195. Müllers Arbeit zum Briefwechsel zwischen Berendsohn und Zweig 1909–1968 zeigt u. a. Berendsohns langsame Annäherung an die Ideen des Zionismus, während sich der anfangs überzeugte Zionist Zweig immer stärker dem Sozialismus zuwandte.

[4] Walter A. Berendsohn an Arnold Zweig, Brief vom 8. November 1962, AK, AZA, 6177a, zitiert nach ibid.: 199.

bekundete es Berendsohn in einem Brief an seinen Schüler und Kollegen Helmut Müssener vom 14. Juli 1969 (zitiert nach Zabel 2000: 26), wenige Wochen bevor die erste internationale Tagung über *Die deutsche Literatur der Flüchtlinge aus dem Dritten Reich und ihre Hintergründe* in Stockholm stattfand.

In seinen Erläuterungen zum Programm der Tagung skizzierte Berendsohn seine Vorstellung einer „Grundforschung" zu Exilliteratur: Literaturgeschichte müsse „Werkwissenschaft" sein und vor allem von den einzelnen Werken, ihren Themen und ihrer Beschaffenheit ausgehen. Relevante Literatur „umfasst nicht nur die sogenannte ‚schöne' Literatur, sondern auch die politische und die wissenschaftliche [...]" (Berendsohn [2]: 3). Aufgabe der Exilliteraturforschung sei die Sammlung von Material und die Dokumentation nicht nur einzelner Exilbiographien oder Werke, sondern auch der über die disziplinären Grenzen hinausgehende Zusammenarbeit und Vernetzung in Form von Briefen, Vereinigungen, Zeitschriften usw. Diese Leistung könne nur in enger internationaler Kooperation zwischen der Forschung der Aufnahmeländer und derjenigen in Deutschland vollbracht werden (wo sich das Interesse daran zu dieser Zeit noch in Grenzen hielt, wie Berendsohn feststellen musste). Als Ziel der Exilforschung formulierte Berendsohn „eine Geschichte der mächtigen erdumspannenden geistigen Bewegung, die durch die Massenflucht aus dem Dritten Reich entstanden ist und sich als so produktiv erwiesen hat" (ibid.: 8).

Systematische Dokumentation, also Sichtbarmachung der produktiven Leistung von Exilanten und ein Fokus auf internationale Netzwerke sind, so könnte man sagen, also Berendsohns Antwort auf die Ausgrenzung aus der deutschen Kultur- und Wissenschaftsgemeinschaft – ein Unterfangen, das er, wie ich abschließend zeigen möchte, bereits kurz nach der Flucht ins eigene Exil in Gang setzte.

Die humanistische Front (1946/1976)

Was bewegte Berendsohn dazu, sich trotz aller Widerstände bereits zu einem so frühen Zeitpunkt für Exilforschung einzusetzen? Dieser Frage widmet Berendsohn sich gleich zu Beginn des ersten Bandes von *Die humanistische Front*, noch im dänischen Exil:

> Die literarischen Ereignisse sind, so könnte man meinen, ganz unbedeutend gegenüber der Verwandlung der demokratischen Republik in eine nationalsozialistische Diktatur, des Rechtstaats in eine Terrorherrschaft [...]. Für andere Zeiten mag es zutreffen, daß die Literatur sich gewissermaßen irgendwo am Rande des Zeitgeschehens ansiedelt, doch nicht für diese… (Berendsohn 1946: 9)

Welchen Stellenwert haben Literatur und die Auseinandersetzung damit angesichts einer existenziellen Bedrohung durch Krieg, Gewaltherrschaft und Vertreibung? Aus der fast unmöglichen Arbeitssituation im Exil heraus formuliert Berendsohn

für sich eine klare Antwort: Literatur und damit Literaturwissenschaft haben eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für den Kampf gegen den menschenverachtenden Terror der Nationalsozialisten. *Die humanistische Front* ist Berendsohns Beitrag dazu. Die beiden Bände zeugen von einer „erstaunliche[n] Sammlertätigkeit unter den schwierigen Bedingungen des Exils" (Bischoff 2014: 39). Lange „Bücherlisten", die zwischen eher systematisierenden Überlegungen zur Emigrantenliteratur eingefügt sind, zeigen sein Bemühen, die aus dem Kanon in Nazi-Deutschland ausgestoßene Literatur in ihrer Vielfalt und Produktivität sichtbar zu machen und vor dem Vergessen zu retten. Zugleich wird nicht verschwiegen, mit welchen Schwierigkeiten AutorInnen, Verlage, Zeitschriften usw. im Exil zu kämpfen hatten. Die beiden Bände sind damit gleichzeitig das Zeugnis eines unmittelbar Betroffenen und ein grundlegender wissenschaftlicher Beitrag zur Aufarbeitung einer literarischen Epoche. „Tatsächlich stellt sein zweibändiges Kompendium, so vorläufig und zeitgebunden es in manchem ist, eine wichtige Grundlage für alle folgenden Beschäftigungen mit der Exilliteratur dar", so resümiert Doerte Bischoff (2014: 2).

In seiner Dokumentation und Systematisierung der aktuellen Exilliteratur macht Berendsohn dabei deutlich, dass er diese dezidiert als kulturelles Gegengewicht zur Literaturproduktion des Dritten Reichs versteht, vereint – so möchte Berendsohn es zumindest darstellen – in ihrem gemeinsamen Ringen um das humanistische Erbe deutschsprachiger Literatur und Kultur.

Die Wahl des Begriffs „humanistisch" als Charakteristikum für die Literatur des Exils ist in der späteren Forschung als zu versimpelnd kritisiert worden, galt Berendsohn selbst jedoch „als Ausdruck einer allumfassenden, geistigen Gemeinsamkeit der Schriftsteller über alle politischen Grenzen hinaus" im Kampf gegen den Nationalsozialismus (Müssener 1974: 18).[5] Das Schlagwort des Humanismus' diente zudem bei weitem nicht nur Berendsohn, sondern zahlreichen Intellektuellen im Exil und in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus „als Projektionsfläche für heterogene kulturelle und politische Zielsetzungen" (Löwe/Streim 2017: 4) und wurde vor allem in literaturwissenschaftlichen Kontexten mit dem Werk Goethes und Thomas Manns verknüpft.[6]

Dass Literatur in diesem Zusammenhang auch immer als Teil eines politisch-gesellschaftlichen Diskurses ernstzunehmen ist, betont Berendsohn besonders für den Kontext von Exil und Nationalsozialismus:

> Für die Literaturgeschichte ist jedenfalls der wirtschaftlich-politische Hintergrund umso richtungsweisender und bedeutungsvoller, je stürmischer die Zeiten sind. Dieser Weltkrieg hat zweifelslos das äußere Schicksal der deutschen Literatur fast völlig, ihren Gehalt zum größten Teil bestimmt. (Berendsohn 1976: 1)

[5] Zur Rezeption und Kritik an Berendsohn zu Beginn der Exilliteraturforschung vgl. Eckert [3]: 3f.

[6] Neben Löwe/Streim 2017 vgl. zum Humanismus-Begriff der Zwischen- und Nachkriegszeit auch Öhlschläger et. al. 2023.

Einer sich selbst als unpolitisch verstehenden intellektuellen bzw. literarischen Elite steht er dabei kritisch gegenüber und sieht – so im Essay *Die Idee der Humanität in Vergangenheit und Gegenwart* – gerade in der Verachtung des Politischen einen wichtigen Wegbereiter für das Erstarken des Faschismus in Deutschland (Berendsohn 1961: 55).

Dabei kann man Berendsohns eigene Forschungsschwerpunkte als Literaturwissenschaftler vor dem Exil kaum als sozialgeschichtlich oder gar politisch bezeichnen. Als Skandinavist war (und blieb) er Experte für Strindberg und orientierte sich methodisch an seiner selbstentwickelten, vor allem werkimmanent ausgerichteten „Struktur- und Stilanalyse". Die Neuausrichtung nach der Flucht war daher eine ganz bewusste Hinwendung zu neuen Arbeitsbereichen und Anliegen, die er im ersten Teil der *Humanistischen Front* reflektierte. Eine wichtige Begründung lag für ihn darin, dass Literatur und Literaturwissenschaft nicht erst mit Beginn des Dritten Reichs tief in einen kulturpolitischen Kampf hineingezogen worden seien. Im Vorwort führte er aus:

> [S]eit 1928 hat die deutsche Literatur in stetig gesteigertem Umfang die großen Ereignisse der eigenen Zeit dargestellt, sie wie in einem Brennspiegel gesammelt und ins hellste Bewußtsein der Menschen gehoben. Es mag noch dahingestellt bleiben, wie weit der geschichtliche Einfluß des gedruckten Worts in diesem Falle reicht, jedenfalls bietet die eindringliche Betrachtung dieses Abschnitts der deutschen Literaturgeschichte einen außergewöhnlichen Ertrag an Erkenntnis, und dazu den Trost, daß selbst in dieser wilden und wirren Zeit die geistige Leistung nicht ganz unnütz und ohnmächtig ist. (Berendsohn 1946: 9)

Dass Literatur besonders in diesen Zeiten an Bedeutung für die Zeitgeschichte gewinne, liege zum einen also in ihrer thematischen Auseinandersetzung mit der Gegenwart. Es ging ihm aber auch generell darum, dem systematischen kulturpolitischen Kampf, den das NS-Regime von Anfang an im Rahmen der Kriegsvorbereitung betreibt, etwas entgegenzusetzen, kulturelles Erbe und vor allem humanistische Leitideen zu bewahren:

> Der Glaube an die Existenz eines wenn auch politisch noch machtlosen Anderen Deutschland ist die wesentliche Voraussetzung der gesamten deutschen Emigranten-Literatur gewesen. Der literarische Kampf für die ganze Idee der Humanität (einschließlich der politischen Freiheit), die das Herzstück des Anderen Deutschland ist, war von 19933-1945 hauptsächlich den landesflüchtigen deutschen Schriftstellern anvertraut. Sie haben ihn bewußt geführt. (Berendsohn 1976: 32)

Auch mit dieser Auffassung stand Berendsohn natürlich nicht allein dar, im Gegenteil, er knüpfte sowohl im ersten und noch dann verstärkt auch im zweiten Band damit an eine Reihe prominenter deutschsprachiger Exilanten an, die sich als Vertreter des wahren, eben des „anderen Deutschlands" verstanden. Klaus Mann, der sich selbst später ganz dem Englischen zuwandte, gründete 1933 die Zeitschrift

Die Sammlung, die zum Gegenstand „die wahre, die gültige deutsche Literatur" (Mann 1985: 10) hatte, die es vor dem Einfluss Nazideutschlands zu retten galt. Für „dieses verstoßne, für dieses zum Schweigen gebrachte, für dieses wirkliche Deutschland wollen wir eine Stätte der Sammlung sein" (ibid. 12). Auch Ernst Bloch sprach in *Zerstörte Sprache, zerstörte Kultur* davon, dass die deutsche Sprache im Inland bedroht sei: „Der außerordentliche Niedergang intra muros steht vor aller Augen. Die deutsche Sprache ist des Teufels geworden, […]" (Bloch 1977: 362). Und Thomas Mann beanspruchte für sich und sein Schaffen ohnehin den Status kultureller Repräsentanz und Fortführung des nationalen Erbes.

In diesem Sinne ist auch das Konzept des „anderen Deutschlands" durchaus geprägt von romantischen Vorstellungen einer genuinen, reinen Nationalkultur, die es vor allen „nationalsozialistischen Auswüchsen" zu bewahren galt (Crohn: IX), und widmet sich zu großen Teilen der Bewahrung des Eigenen, das nicht nur in Nazideutschland, sondern auch im Exil von Veränderung und Konfrontation mit dem Fremden bedroht scheint (vgl. dazu auch Koebner 1992 und Jakobi 2006).

Exilliteratur als Weltliteratur in Bewegung

So sehr Berendsohn mit der Sache des „anderen Deutschlands" sympathisierte, so nuanciert blieb doch seine Sichtweise, die sich nicht auf einen nationalen Fokus beschränkte, sondern „die Perspektive immer wieder ausdrücklich auf das Europäische bzw. auf die globale Perspektive einer Weltliteratur" richtete (Bischoff 2014: 71).

Seine leitende Ausgangsthese für die *Humanistische Front* zeigte bereits diese über-nationale Orientierung, wenn er die deutsche Literatur seit 1933 in zwei – sehr wohl in ihren Wirkungsvoraussetzungen sehr unterschiedliche – Gruppen einteilte, die um die rechtmäßige kulturelle Repräsentation ringen. Den repräsentativen Anspruch von Exilliteratur leitete Berendsohn nun aber nicht von einer vermeintlichen kulturellen Reinheit oder Wahrhaftigkeit ab. Nein, er argumentierte im Gegenteil aus einer über-nationalen Perspektive, die auf die Rezeptionsebene verweist. Ihren Erfolg nämlich maß er nicht zuletzt daran, inwieweit Literatur auch *außerhalb* Deutschlands rezipiert wurde:

> Schon vor Ausbruch des Krieges zeigte es sich, daß die Literatur im Elend des Auslands im Wettbewerb um das Interesse der Kulturwelt einen vollständigen Sieg über die Literatur der Heimat davongetragen und überall als die repräsentative deutsche Literatur Geltung gewonnen hatte. (Berendsohn 1946: 5)

Für Berendsohn war die Frage nach der internationalen Wirkung ausschlaggebend für den Geltungsanspruch der deutschsprachigen Literatur in Deutschland und im Exil. Sein Urteil dazu fällt eindeutig aus: „Die Emigranten-Literatur repräsentiert Deutschland in der Weltliteratur" ist das letzte Kapitel des Bandes überschrieben.

In ihm zeigte er unter anderem anhand des *Index translationum* des Völkerbundes, welchen geringen Stellenwert die in NS-Deutschland entstandene Literatur im Ausland einnimmt, während zahlreiche Texte aus dem Exil eben nicht nur rezipiert, sondern auch in andere Sprachen übersetzt wurden (Berendsohn 1946: 155ff.). Auch gerade Werke deutscher SchriftstellerInnen in anderen Sprachen sowie internationale Auszeichnungen und Organisationen zeugten für ihn davon, dass es bereits vor Ausbruch des Krieges einzig diese Literatur war, die in anderen Ländern als Ausweis deutscher Kultur wahrgenommen wurde. Während von vielen emigrierten SchriftstellerInnen gerade die Arbeit mit mühsamen Übersetzungen oder die Bedrohung der eigenen deutschen Sprache angesichts eines Lebens im anderssprachigen Ausland als Belastung und Bedrohung empfunden wurde, betonte Berendsohn in seiner Sammlung, dass Literatur über die eigenen National- und Sprachgrenzen hinaus wirken solle und müsse, um wirkliche Bedeutung zu erlangen.

Das in Anlehnung an Goethe verstandene Konzept der Weltliteratur griff Berendsohn auch in anderen Arbeiten auf, so bereits 1935 in *Der lebendige Heine im Germanischen Norden* und später in *Martin Andersen Nexös Weg in die Weltliteratur* (1949), wo er festhielt: „Ein Dichter muß über seine nationale Eigentümlichkeit hinaus in erdumspannende allgemeinmenschliche Bereiche eindringen, um Weltruf zu erlangen“ (Berendsohn 1949: 5). Gerade der Begriff der „Weltliteratur“ macht Berendsohn auch für die heutige Forschung interessant, wenn man darüber nachdenkt, „inwiefern hier bereits Fragen und Begriffe entwickelt wurden, die auf heutige Diskussionen um Globalisierung und Transnationalität, in deren Horizont auch der Begriff der Weltliteratur eine neue Konjunktur erlebt, vorausweisen“ (Bischoff 2014: 60). So sehr Berendsohns Weltliteratur-Begriff ein Anknüpfen an das Erbe Goethes und damit an die kanonisierte Nationalliteratur darstellt, so deutlich wird doch auch, dass sein Literaturverständnis, ganz bewusst über Vorstellungen nationalkultureller Zugehörigkeit und Repräsentation hinausgeht. Bedeutende Weltliteratur ist Literatur in Bewegung, sie entsteht (und wirkt!) nicht in abgegrenzten Nationalliteraturen, sondern im Übersetzen und im kulturellen Transfer.

Die Anerkennung für seinen Beitrag zur germanistischen Literaturwissenschaft kam spät. Im Kondolenzschreiben des damaligen Bundespräsidenten Karl Carstens an die Tochter Berendsohns heißt es etwa:

> Der Literaturwissenschaftler Walter Berendsohn hat für das Verständnis der deutschen Literatur in Skandinavien und der skandinavischen Literatur in Deutschland Großes geleistet. Durch seine wegweisende Arbeit wurde er zum ersten Historiographen der deutschen Exilliteratur von 1933 bis 1945 und zum Initiator einer neuen Forschungsrichtung. […] Wir sind Walter Berendsohn für sein Wirken dankbar und werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren. (zitiert nach Korlén: 21)

Dieses Telegramm zeigt Berendsohns paradoxe Stellung als Koryphäe einerseits, aber auch als akademischer Außenseiter andererseits. Mit keiner Silbe wird darin

erwähnt, dass dieser wichtige Beitrag aus einer Position der Diffamierung, Ausgrenzung und Nicht-Anerkennung heraus geleistet wurde. Berendsohn, von einer Blut-und-Boden-Ideologie ins Exil getrieben und Zeit seines Lebens mit Zweifeln und Kritik an seiner Tätigkeit als Germanist konfrontiert, reagierte darauf mit einem progressiven Selbstverständnis von Literatur und Literaturwissenschaft, das auf Dynamik und Austausch beruht, nicht nur, aber eben auch, um engstirnigen Ideen von nationalen Identitäten und Literaturen etwas entgegenzusetzen. Etwas, dies nur als kleine Bemerkung zum Schluss, was die früher oft belächelte „Auslandsgermanistik" der „Inlandsgermanistik" schon seit Jahrzehnten voraushat. Auch das etwas, worauf uns der Fall Berendsohn hinweist.

Bibliographie

Almgren, Birgitta, *Illusion und Wirklichkeit: individuelle und kollektive Denkmuster in nationalsozialistischer Kulturpolitik und Germanistik in Schweden 1928-1945*, Stockholm 2001.

Andersson, Lars M./Müssener, Helmut/Pedersen, Daniel (Hg.), *Heimat Sverige? Tysk-judisk emigration till Sverige 1774-1945*, Stockholm 2021.

Benteler, Anne, *Sprache im Exil. Mehrsprachigkeit und Übersetzung bei Hilde Domin, Mascha Kaléko und Werner Lansburgh* (= Exil-Kulturen 2), Stuttgart 2019.

Berendsohn, Walter A., *Die humanistische Front: Einführung in die deutsche Emigranten-Literatur. Erster Teil. Von 1933 bis zum Kriegsausbruch 1939,* Zürich 1946.

Berendsohn, Walter A., *Martin Andersen Nexös Weg in die Weltliteratur*, Berlin 1949.

Berendsohn Walter A., *Die Idee der Humanität in Vergangenheit und Gegenwart, Essays*, Hamburg 1961.

Berendsohn, Walter A., *Die humanistische Front: Einführung in die deutsche Emigranten-Literatur. Zweiter Teil. Vom Kriegsausbruch 1939 bis Ende 1946*, Worms 1976.

Bloch, Ernst, „Zerstörte Sprache – zerstörte Kultur", in: Winkler, Michael (Hg.), *Deutsche Literatur im Exil 1933-1945. Texte und Dokumente*, Stuttgart 1977, 346–372.

Bischoff, Doerte, „Die jüdische Emigration und der Beginn einer (trans-)nationalen Exilforschung: Walter A. Berendsohn", in: Nicolaysen, Rainer (Hg.), *Auch an der Universität –Über den Beginn von Entrechtung und Vertreibung vor 80 Jahren. Hamburger Universitätsreden 19*, Hamburg 2014, 53–78.

Bischoff, Doerte, „Thomas Mann und Weltliteraturkonzepte im Exil", in: Kinder, Anna/Lörke, Tim/Zilles, Sebastian (Hg.), *Thomas Mann und die politische Neuordnung Deutschlands nach 1945*, Berlin/New York 2021, 45–62.

Bischoff, Doerte/Gabriel, Christoph (Hg.), *Sprache(n) im Exil.* Exilforschung Bd. 32, München 2014.

Crohn, Claus-Dieter, *Übersetzung als transkultureller Proz*ess, München 2007.

Dahl, Isabella/Fure, Jorunn Sem (Hg.), *Skandinavien als Zuflucht für jüdische Intellektuelle 1933-1945*, Berlin 2014.

Jakobi, Carsten, „Das ‚Andere Deutschland' – alternativer Patriotismus in der deutschen Exilliteratur und Nationaldiskurs des 18. Jahrhunderts", in: Ders. (Hg.), *Exterritorialität. Landlosigkeit in der deutschsprachigen Literatur,* München 2006, 155–178.

Koebner, Thomas, „Das ‚andere Deutschland'. Zur Nationalcharakteristik im Exil", in: Ders., *Unbehauste. Zur deutschen Literatur in der Weimarer Republik, im Exil und in der Nachkriegszeit*, München 1992, 197–219.

Korlén, Gustav, „Produktive Emigration am Beispiel Walter A. Berendsohn", in: Zabel, Hermann (Hg.), *Zweifache Vertreibung. Erinnerungen an Walter A. Berendsohn, Nestor der Exil-Forschung, Förderer von Nelly Sachs*, Essen 2000, 11–25.

Korlén, Gustav, „Politik und Wissenschaft im schwedischen Exil", *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 7 (1984), 11–21.

Loewy, Ernst, „Einleitung", in: Ders. (Hg.), *Exil. Literarische und politische Texte aus dem deutschen Exil 1933–1945*, Stuttgart 1979, 1–34.

Löwe, Matthias / Streim, Gregor (Hg.), *„Humanismus" in der Krise. Debatten und Diskurse zwischen Weimarer Republik und geteiltem Deutschland*, Berlin /New York 2017.

Mann, Klaus, „Die Sammlung (1933)", in: Ders., *Mit dem Blick nach Deutschland. Der Schriftsteller und das politische Engagement. Hg. und mit einem Nachwort von Michael Grunewald*, München 1985, 10–12.

Mickwitz, Claudia von, *Walter Arthur Berendsohn – Vom Emigranten zum Exilforscher. Germanistisches Wirken unter den spezifischen Bedingungen des schwedischen Exils*, Frankfurt am Main u. a. O. 2011.

Mickwitz, Claudia von, „Ein lebensbejahender „Landstreicher". Walter A. Berensohns Exilerfahrungen zwischen 1933-1945", in: Dahl/Sem Fure (Hg.), *Skandinavien als Zuflucht für jüdische Intellektuelle 1933-1945*, Berlin 2014, 93–118.

Müller, Hans-Harald, „Sozialismus und Zionismus. Ein deutscher Briefwechsel (1909–1968) zwischen Walter A. Berendsohn und Arnold Zweig", *Aschkenas* 31 (2021), 187–200.

Müssener, Helmut, *Exil in Schweden. Politische und kulturelle Emigration nach 1933*, München 1974.

Müssener, Helmut, „Erinnerungen an Walter A. Berendsohn", in: Zabel, Hermann (Hg.), *Zweifache Vertreibung. Erinnerungen an Walter A. Berendsohn, Nestor der Exil-Forschung, Förderer von Nelly Sachs*, Essen 2000, 26–35.

Öhlschläger, Claudia / Schiffermüller, Isolde u. a. (Hg.), *Narrative des Humanismus in der Weimarer Republik und im Exil. Zur Aktualität einer kulturpolitischen Herausforderung für Europa*, Paderborn 2023.

Trapp, Frithjof, „'Emigrantenliteratur'. Eine Provokation für die Fachwissenschaft. Der Fall Walter A. Berendsohn", *Exil* 27 (2007), 5–20.

Wischmann, Antje, „Strategien der Grenzüberschreitung. Recherchen zu Käte Hamburgers Forschung und Lehre im schwedischen Exil", in: Miriam Kauko et al. (Hg.), *Gendered Academia. Wissenschaft und Geschlechterdifferenz 1890-1945*, Göttingen 2005, 195–222.

Zabel, Hermann (Hg.): *Zweifache Vertreibung. Erinnerungen an Walter A. Berendsohn, Nestor der Exil-Forschung, Förderer von Nelly Sachs*, Essen 2000.

Internetquellen

[1] Merkel, Caroline, „Berendsohn, Walter A.“ in: NDB-online 2023, <https://www.deutsche-biographie.de/118509284.html#dbocontent> (14.8.2024).

[2] Berendsohn, Walter A., „Erläuterungen zum Programm der internationalen Tagung vom 19. – 21. September 1969 in Stockholm über ‚Die Deutsche Literatur der Flüchtlinge aus dem Dritten Reich und ihre Hintergründe‘“, Typoskript, P. Walter Jacob Archiv, Sign. BFDE/I/2, 1969, <https://www.exilforschung.uni-hamburg.de/forschungsstelle/geschichte/berendsohn-1969-erlaeuterungen.pdf > (14.8.2024).

[3] Eckert, Brita, „Die Anfänge der Exilforschung in der Bundesrepublik Deutschland bis 1975. Ein Überblick“, in: Koloch, Sabine (Hg.), *1968 in der deutschen Literaturwissenschaft*, Sonderausgabe *literaturkritik.de* [2018] 2021, <https://literaturkritik.de/public/inhalt2.php?ausgabe=51.> (14.8.2024).

Lob der Langsamkeit. Zu Ilma Rakusas (inter-)textuellem Flanieren durch die Kulturgeschichte in *Langsamer!* (2005)

Edgar Platen

Dass die Schweizer Schriftstellerin, Übersetzerin und Literaturwissenschaftlerin Ilma Rakusa etwas von Bewegungen versteht, leuchtet bereits von ihrer Biografie her ein. 1946 als Tochter einer ungarischen Mutter und eines slowenischen Vaters in der ehemaligen Tschechoslowakei geboren, verbrachte sie ihre ersten fünf Lebensjahre in Budapest, Ljubljana und Triest, ehe die Familie 1951 in die Schweiz zog (siehe hierzu besonders ihre „Erinnerungspassagen" *Mehr Meer* von 2009). Anhand ihrer Werke könnte man leicht Aspekte von Migration, Reisen oder anderen Bewegungen untersuchen, dennoch geht es an dieser Stelle allein um eine einzige und zumeist von politischen oder technologischen Fortschrittsutopisten herabgewürdigte, in der Literatur jedoch sehr geschätzte Form der Bewegung, nämlich der langsamen Bewegung, die sie in ihrem Essayband *Langsamer!* nicht nur kulturgeschichtlich aufgreift, sondern immer wieder mit dem Lesen und Schreiben, also mit den beiden Seiten von Literatur verknüpft.

Allein durch die Steigerungsform und das Ausrufezeichen im Titel *Langsamer!* ist klar, dass wir es mit einer Aufforderung zu tun haben, aber auch das Gegenteil mitzudenken ist, wie der Untertitel anzeigt: *Gegen Atemlosigkeit, Akzeleration und andere Zumutungen* (vgl. Rakusa 2017: [3]). Diese lassen sich zusammenfassen im Begriff der ‚Geschwindigkeit'. Dass es im Buch um den seit nun fast ungefähr 300 Jahren in der europäischen Kulturgeschichte bekannten Gegensatz von Langsamkeit und Geschwindigkeit gehen wird, ist also somit allein vom Titel her klar.

So beginnt auch die „EINLEITUNG" zu den dann folgenden neun Kapiteln, die nur mit jeweils zwei ‚Stichworten'[1] links- bzw. rechtsbündig überschrieben sind (s. u.), nach zwei Motti, nämlich von Georg Büchner zur Kritik an der zunehmenden

[1] In den Überschriften sowie der Einleitung sind diese Überschriften durch Kapitälchen hervorgehoben, was in den folgenden Zitaten der Überschriften kommentarlos übernommen wird.

Geschwindigkeit und von Robert Walser zur Notwendigkeit von Langsamkeit, folgendermaßen:

> Seit mindestens zweihundert Jahren ist der Drang nach Beschleunigung so dominant, daß er Umwälzungen von schockierendem Ausmaß bewirkte, die ihrerseits Anlaß zu Fragen, Klagen und Warnungen gaben. Längst wissen wir, daß Fortschritt seinen Preis verlangt, dennoch scheint der Glaube an Machbarkeit und Effizienz weitgehend ungebrochen zu sein. (Ibid.: 5)

Für den „Menschenalltag" ist – bewusst oder unreflektiert – längst klar, dass „wir uns, nolens volens, in einer Dauerbewegung" befinden, „wobei Technologie und Akzeleration in den letzten fünfzig Jahren nochmals gewaltig zugelegt haben": „Massentouristisch jetten wir um die Welt, überwinden im Internet virtuelle Distanzen, schicken Astronauten auf den Mond und Raumsonden auf den Mars, frönen der Mobilität und dem Tempo" (ibid.: 5f.). Die Liste von Rakusas Beispielen ließe sich ebenso fortsetzen wie ihre Nennungen entsprechender Kehrseiten: „Arbeitslosigkeit", „Stress-Symptome[]" (ibid.: 6) usw.

Von Anfang an ist also erstens klar, dass Geschwindigkeit an die technologische Konzeption von ‚Fortschritt' innerhalb einer vereinseitigten Aufklärungsrezeption gebunden wird, bei der beispielsweise ethische Aspekte der aufklärerischen Humanität wegfallen oder irgendwelchen gesellschaftlichen Randbereichen wie Philosophie oder Literatur zugeordnet werden. Kaum verwundert somit zweitens, dass in Rakusas Einleitung dann auch direkt das bekannte Goethe-Zitat (zur Wahrnehmungsform von Eisenbahnfahrten) folgt: „Einer eingepackten Ware gleich schießt der Mensch durch die schönsten Landschaften. Der Duft der Pflaume ist weg" (ibid.: 5). Kritisiert ist also der Verlust sinnlicher Wahrnehmung des Menschen. Drittens sieht man hier aber zugleich auch eines ihrer Verfahren. Man darf für das Folgende erwarten, dass ein großer Teil der europäischen Literatur- und Kulturgeschichte intertextuell aufgerufen werden wird, womit Rakusas Einleitung direkt die Frage provoziert: „Und die Kunst, was sagt sie dazu? Ist sie schnell oder langsam?" Dabei gibt sie gleich daran anschließend direkt ihre ‚Methode' an, nämlich „mäandernd zwischen Reflexion und Erzählung, zwischen Zitat und Erfahrungsbericht" (ibid.: 7) vorzugehen, was der Bewegung des Flanierens entspricht, zu der sie in ihrem späteren Band *Mein Alphabet* ausführt:

> Flanieren gleicht in seiner mäandrierenden, spontanen Art der Bewegung der Gedanken, wenn man ihnen freien Raum lässt. Hopp, nach links, da winkt ein Hof mit einem Baum in der Mitte, mal sehen, was es da sonst noch gibt. Ich folge dem Zufall und einer bestimmten Eingebung. Rational-funktionale Überlegungen spielen keine Rolle, denn ich muss kein bestimmtes Ziel erreichen. Ein Ziel verbietet sich geradezu beim Flanieren. Eine vage Richtung genügt vollauf, und ein „Riecher". (Rakusa 2019: 39)

Dies wiederum entspricht durchaus der Form des Essays in europäischer Tradition von Montaigne bis Enzensberger, dem der Essay als „hybride" ‚Gattung' erscheint, die vor allem von ihren „Verstößen gegen die Gattungsvorschriften" (Enzensberger 2013: 14; vgl. dazu unter anderem Platen 2017) lebt.

So beginnt auch der erste Essay, „LEKTÜRE […] (LIEBE)" auch mit „Lesen" als „ein langsamer Vorgang": Lesen verlangt „Aufmerksamkeit und Ruhe" (Rakusa 2017: 9f.) und unterscheidet sich damit vom Fernsehen. Beim Lesen ist „[a]usgetrickst der Alltag, die Zeitmaschine, der Nützlichkeitswahn", stattdessen befinden wir uns in einer „Triade" von „Sinnlichkeit, Beschaulichkeit, Entspannung" (ibid.: 11). Dies gilt, laut Rakusa, gerade auch dort, wo es nicht um die „SMS-Diktion" einer „*message*", der niedrigsten Schwundstufe der Kommunikation" (ibid.: 15; kurs. i. O.) geht. Gerade dies verbindet für Rakusa die Lektüre mit Liebe: „Ich bin allein mit dem Buch. Wir sind zu zweit" – „Lektüre als Liebesakt und […] Liebesakt als Lektüre" (ibid.: 17).

Die moderne „ARBEIT"(-swelt) „des globalen Kapitalismus und seines kurzfristigen Wirtschaftens" (ibid.: 21) ist Ausgangspunkt des zweiten Essays:

> Die Formel: schnelle Arbeit, schnelles Geld, schnelles Leben verlangt nach dem Gegenstück: der Aus- und Freizeit. Doch das Splitting ist illusorisch. Weil auch die sogenannte Freizeit unweigerlich in den Sog des Tempos und der Leistung gerät. Die Gier, sich nun möglichst viel Genuß zuzuführen, führt zu neuerlichem Druck und durchorganisierten Zeitabläufen. (Ibid.: 23)

Nicht mehr die Arbeit schafft Sinn oder macht Spaß, sondern sie dient nur noch als ökonomische Voraussetzung, um sich Spaß, „Urlaub, Unterhaltung usw." (ibid.: 23) kaufen zu können. Dagegen setzt Rakusa den Begriff der „(ANMUT)" als eine „Unverkrampftheit", die „nicht schnurgerade auf ein Ziel zusteuert, sondern sich diesem gelassen nähert" (ibid.: 25). Vorbildlich scheint am Ende sogar das bäuerliche Dorfleben.

So folgt nahezu in Konsequenz der dritte Essaytext mit der Frage danach, was wir gegenwärtig unter „NATUR" verstehen:

> Beschädigung, Ausbeutung, Verseuchung einerseits, grüne Oasen, Reservate, Erholungsgebiete, Ferienparadiese andererseits. So oder so erscheint die Natur gebändigt, verwaltet, kommerzialisiert. Respekt flößt sie fast nur noch ein, wenn sie Katastrophen produziert. Und doch sucht der Romantiker in uns in der Restnatur Trost, Ruhe und eine „heile Welt"; sie soll ihn entschädigen für den hektischen Alltag und ihm ein Gefühl von harmonischer Schönheit geben. (Ibid.: 29)

Zwar kehrt hier wieder der Begriff der Anmut zurück, aber noch interessanter scheint, dass selbst der von unserer Arbeitswelt vermeintlich nicht betroffene Teil, nämlich die Natur, die kulturhistorisch im Gegensatz zur Kultur als sich selbstschöpfend und nicht als gemacht definiert ist, inzwischen längst durchrationalisiert wird, wobei wir gleichzeitig ‚romantische' Bedürfnisse auf sie

projizieren.[2] Aber auch die Wahrnehmung der Natur erfordert Zeit bzw. Langsamkeit, „als bloßes Setting für Sportevents und Entspannungsurlaub“ eignet sie sich nicht, denn sie setzt die Fähigkeit des „Staunen[s]“ (ibid.: 30) voraus. Gerade hierbei kehrt auch die Sinnlichkeit des Wahrnehmens zurück, und zwar wie immer bei Rakusa mit einer enormen Intertextualität.[3]

Der vierte Essay kommt zum zentralen Gegenbegriff des Titels des Bandes, nämlich „GESCHWINDIGKEIT“, dem „Wahrzeichen des 20. Jahrhunderts“: „Zu ihrem Alphabet gehören technische, kulturelle und semiotische Beschleunigung, Turbokapitalismus, und High-Speed-Technology, totale Mobilmachung und rasender Stillstand […]“ (ibid.: 37). Schaut man sich Rakusas Aufzählung von Geschwindigkeits- und Beschleunigungsbegriffen an, fällt auf, dass Geschwindigkeit längst nicht mehr einen Zweck verfolgt, sondern einen „Selbstzweckcharakter erlangt“ hat und als vermeintlicher Sachzwang „nach immer mehr Beschleunigung [verlangt]“ (ibid.: 37).[4] „Grenzen“ (ibid.) scheinen diesem unbekannt, weshalb die „(GRENZE)“ auch als Gegenbegriff im Titel des Kapitels gesetzt ist. Klar ist, dass Rakusa in diesem Teil deutlich mit Paul Virilios Schriften argumentiert.

Auch „Schrift ist langsam“ (ibid.: 43), heißt es im fünften Essay, denn sie „verfügt über einen hohen Komplexitätsgrad. Am komplexesten gibt sie sich in der Dichtung“:

> Schreiben von Gedichten ist kein Sport, bei dem sich ein Gewiefter Umwege und komplizierte Hürden ausdenkt. Ebenso wenig ist die Lektüre von Gedichten ein sportliches Kopfzerbrechen, Rätselraten und ähnliches mehr. Ein Gedicht bewegt sich im Spannungsfeld zwischen Ordnung und Un-Ordnung, zwischen Freiheit und Zwang, und der Dichter zwischen Tun und Geschehenlassen, zwischen Aktiv und Passiv. Das braucht Zeit. Das ist ohne alerte Geduld nicht zu haben. (Ibid.: 44)

Auch wenn hier in diesem ‚Zwischen‘ wieder die Grenze bzw. ihre Überschreitung, die ja als Möglichkeit immer dazugehört (vgl. Foucault 2000: 32), aufgenommen ist, so geht es doch vor allem um die Möglichkeiten von „SCHRIFT“, um Schreiben und Lesen, die nicht einem Diktat der Beschleunigung unterliegen können. Damit ist das Gedicht nahezu verwandt dem „(SCHLAF)“, wie Rakusa in Anlehnung an Oskar Pastiors Gedicht „Über meinen Schlaf“ formuliert, denn „[w]er schläft ist ausgeklinkt aus dem *business as usual*; er ist bei sich, hat seinen Körper heruntergefahren auf den Ruhezustand“ (Rakusa 2017: 45-47; kursiv i. O.). Dabei

[2] Vgl. bezogen auf den ‚Wald‘ zuletzt bes. Schubenz 2020, bezogen auf die Idylle bes. Schmitt 2022.

[3] Hier werden z. B. in längeren Zitaten herangezogen Inger Christensen (*Alphabet*), Peter Handke (*Mein Jahr in der Niemandsbucht*; *Über die Dörfer*), Adalbert Stifter (*Mein Leben. Aus den Nachlaßblättern*), Hans-Georg Gadamer (*Die Aktualität des Schönen. Kunst als Spiel, Symbol und Fest*). Die Zitate verweisen immer darauf, dass nur Langsamkeit und eben nicht Geschwindigkeit, Dauer als menschliche Lebenszeit schaffen kann.

[4] Vgl. zum Prinzip des ‚Sachzwangs‘ bereits Padrutt 1990: 134.

gilt ökonomisch gesehen der „Schlaf als Zeitvergeudung […]“, „[a]ls wären nicht regelmäßige Ruhe, Entspannung, Passivität die Voraussetzung für echte Produktivität […]“ (ibid.: 47f.).

In „AUSZEIT […] (ALTER)“ geht es um die „Zeit“, „[s]ich herauszunehmen, herauszutreten, aus den verordneten Abläufen, ‚aus haben‘“, dennoch bleibt die Frage: „Was dann?“ (ibid.: 51). Wiederholt ist hier, dass es weder beim Bauern (vgl. bereits vorher ibid.: 26-28) noch beim Künstler eine solche Trennung gibt, denn hier gilt „[d]ie Gleichung Arbeit = Leben“ (ibid.: 51). Doch nicht um solche Auszeiten geht es in diesem Teil, also nicht allein um ‚den Sonderfall‘ von „Kunst“:

> Der Alltag selbst müßte Auszeiten kennen: eine genußvolle Lektürestunde, einen Spaziergang, entspanntes Kochen, meditatives Bügeln, ruhiges Gärtnern, Momente der Besinnung, in denen die Gedanken schweifen dürfen und kein Zwang (auch nicht in Gestalt des Telefons) Zugriff auf das Ich hat. Auszeit als Regularität und Regulator. Der eigene Atem als Kontrahent des Zeitdiktats. (Ibid.: 52)

Jenseits der „der sich jagenden Moden“, liegt bei Rakusa auch ein eigener „Widerspruchsgeist“ des menschlichen Individuums, der ihm einen „‚eigene[n] Weg‘“ eröffnet, „der sich in einem Klima der Überheizung zwangfreie Zonen erhalten kann und muß“, was kein „elitistisches, eskapistisches Programm sein soll, „sondern ein schlicht überlebensnotwendiges im Zeitalter der Tempokratie“ (ibid.: 53). Nicht völlige Ziellosigkeit und Herumstreunen ist hier dem Alter empfohlen, sondern eine Sinnlichkeit im Sinne des „[F]lanieren[s] ohne Konsumabsichten“ (ibid.). Eben dies ist für Rakusa nicht nur eine „ästhetische Haltung gegenüber der Welt“, sondern immer auch eine „ethische“ (ibid.: 54).

Dass sich in diesem Zusammenhang ein Essaytext der „MUSSE“ widmet, verwundert ebenso wenig wie Rakusas Hinweise auf Miguel de Unamunos *Plädoyer des Müßiggangs*, Peter Handkes *Versuch über die Müdigkeit* und andere. Dazu gehört selbstverständlich auch in Bezug auf Paul Lafargur und Kasimir Malewitsch formuliert ein Lob auf die „Faulheit“ bzw. „*Ataraxie*“: „Komm, Märchen. Mehre dich, Meer. Verschlinge die Parade der Sekunden“ (ibid.: 63f.; kurs. i. O.).

Zur Geschwindigkeit gehört der Hunger nach Erlebnissen, der sog. „Erlebnishunger“:

> Eventjagd heißt das Gegenwartssyndrom, das solchen Hunger zu stillen versucht. Wilde Feste, schrille Konzerte, schräge *parades*, kitzlige Sportunternehmungen, exzessive Parties, ausgefallenen Kunsthappenings, aufwendige Wellness-Kuren, inszenierte Kulinarik, Spektakel über Spektakel. Eventproduktion ist zum Business geworden, nur macht sie süchtig, statt satt. (ibid.: 65; kurs. i. O.)

In ihrem vorletzten Essaytext unterscheidet Rakusa zwischen einem „momentane[n], ekstatische[n] Erleben“ und einem „prozeßhafte[n], in einem Kontinuum anderer, vergangener Erfahrungen verortete[n]. Zu letzterem gehört die

Lektüre, in der sich Augenblick und Gedächtnis kurzschließen“ (ibid.: 68). Die Erfahrungen anderer und des Anderen provozieren wohl auch die enorme Intertextualität ihrer Essays, die auch eine Form der „(Entschleunigung)“ ist, wie der Gegenbegriff zu „ERLEBNIS“ im Texttitel ankündigt, denn Lektüre ist immer auch ‚Entschleunigung‘.

Das letzte Essay setzt sich mit Goethes Fortschrittskritik und dann konkret mit der Beförderung von einem Ort zum anderen auseinander, und zwar zunächst mit der „REISE“ im Allgemeinen, dann ganz konkret mit dem Sinnbild der Beschleunigung, nämlich „dem Beginn des Eisenbahnverkehrs“ (ibid.: 73). Dabei scheint zu gelten: Je höher die Geschwindigkeit, desto starrer der Stillstand, denn im Auto, Zug oder Flugzeug sitzt man und reist nicht körperlich. „Beschleunigung“ wird also „als Stillstand erfahren“ (ibid.: 74). Eben dieses merkwürdige Phänomen, das bereits Goethe ohne diese Beförderungstechniken zu kennen, sondern allein anhand der Pferdekutsche wahrnahm, rechtfertigt seine Erwähnung zu Beginn des Essays. Das Phänomen sowie seine weitere Entwicklung, d.h. seine weitere Beschleunigung erfuhr in der Literatur und ebenso in der Kulturkritik eine immer stärker werdende Kritik, die bei Rakusa auch angeführt wird (Musil, Hugo, Bradbury u a.): „Je höher die Reisegeschwindigkeit, desto mehr entzieht sich das Außen unseren Sinnen. […] Sinnlichkeitsverlust zugunsten eines Gefühls der Unwirklichkeit“ (ibid.: 76f.). Eben eine „Sinnlichkeit des Erlebens, das räumlich-gegenwärtige Anschauen, die wache Wahrnehmung, das Jetzt-Gefühl“, ist das, was Rakusa am Ende ihres Essays mithilfe von Hinweisen und Zitaten auf Büscher, Goethe, Handke und Rilke einfordert, also „eine Schule der Wahrnehmung“, in der „Reise und Ruhe“ (ibid.: 79-81) zueinanderfinden können.

Fazit

Bewegung gehört zum Menschen, dies zeigen nicht nur sein Nomadentum, seine Migrationen oder seine touristischen Reisen (vgl. Ette 2005, Kimmich/Schahadat 2012, Platen 2019). Und Rakusa mit ihrer Biografie und ihrer transitorischen sowie transkulturellen Literaturauffassung ist selbstverständlich keineswegs gegen Bewegungen, denn diese gehören seit jeher zum Menschen *und* zur Literatur – aber bitte doch *Langsamer!*, wie bereits der Essaytitel besagt. Dabei fallen mindestens fünf Punkte auf:

1. Die Wahrnehmung zunehmender Beschleunigung ist nicht neu in der deutschsprachigen und europäischen Literatur. Rakusa selbst zitiert Goethes „Der Geruch der Pflaume ist weg“ als einen Verlust bzw. eine Abwertung des Erkenntnisvermögens menschlicher Sinne, also des Ästhetischen als „Sinnenbewußtsein“ (vgl. zur Lippe 1987). Von hier her zitiert sie kreuz und quer aus der europäischen Literatur- und

Kulturgeschichte, denn in dieser ist die Kritik längst bekannt als eine systematische und keineswegs als Sonderfall einer vereinzelten Autorschaft.

2. Rakusa bietet kaum einen argumentativ stringenten historischen oder theoretischen Hintergrund für diese Entwicklungen an (was ja in einem Essay eben auch nicht notwendig ist) – sondern vor allem kulturhistorisch springende Zitationen. Damit können selbstverständlich auch verschiedene andere Auswirkungen außer Acht bleiben, z. B. solche auf unser kartographisches Verständnis (Heine[5]) oder solche auf die zunehmende Objektivierung des Menschen bzw. Menschlichen (Kleist[6]).[7]
3. Dennoch gelingt es Rakusa zugleich auch einen anderen wichtigen Aspekt freizulegen, nämlich den des Ethischen von Be- bzw. Entschleunigung. Unsere immer heftigere Beschleunigung und Geschwindigkeit erscheint bei Rakusa als unmenschlich, denn sie verhindert in ihrem heutigen Ausmaß Dauer als Lebenszeit, als „Jetzt-Gefühl" (Rakusa 2017: 78). Offenbar kann erst Langsamkeit Sinn und Bedeutung erzeugen, Geschwindigkeit scheint eher ein Wegrennen davon zu sein
4. Geschwindigkeit ist literaturfeindlich. Lesen und Schreiben verlangen Langsamkeit, „Liebe", „Muße", „Stille" (ibid.: 17, 57, 48) und Einsamkeit:

> Nimm ein Buch und lies. Was dann passiert, ist nicht genau vorhersehbar, aber packt mich die Lektüre, bin ich gebannt, ich folge der Geschichte durch Dick und Dünn, vergesse die Zeit, den Alltag, meine Umgebung, fiebere mit und leide, unterstreiche mit dem Bleistift Sätze, die mich bewegen oder verwirren, blättere zurück, um mich zu vergewissern, oder nach vorn, um meine Neugier zu stillen. Ich bin konzentriert, bei der Sache, glücklich. Alles in mir bittet: Laßt mich bloß in Ruhe, es könnte ewig so weitergehen. (Ibid.: 9)

[5] Angesichts der neuen Bewegungsformen und Geschwindigkeiten durch die damals aufkommende Eisenbahn formuliert beispielsweise Heine in seinem Pariser Exil, Heine 1997: 337f: „Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unserer Anschauungsweise und in unsern Vorstellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. […] In viereinhalb Stunden reist man jetzt nach Orleans, in ebensoviel Stunden nach Rouen. Was wird es erst geben, wenn die Linien nach Belgien und Deutschland ausgeführt und mit den dortigen Bahnen verbunden sein werden! Mir ist als kämen die Berge und Wälder aller Länder auf Paris angerückt. Ich rieche schon den Duft der deutschen Linden; vor meiner Tür brandet die Nordsee."

[6] Kleist 1984: 260: „Bei dem Friedensfest am 14. Juli stieg in der Nacht ein Ballon mit einem eisernen Reifen in die Höhe, an welchem ein Feuerwerk befestigt war, das in der Luft abbrennen, und dann den Ballon entzünden sollte. Das Schauspiel war schön, aber es war vorauszusehen, daß wenn der Ballon in Feuer aufgegangen war, der Reifen auf ein Feld fallen würde, das vollgepfropft von Menschen war. Aber ein Menschenleben ist hier ein Ding, von welchem man 800 000 Exemplare hat – der Ballon stieg, der Reifen fiel, ein paar schlug er tot, weiter war es nichts."

[7] Heine und Kleist sind hier nur stellvertretend für viele ähnliche Wahrnehmungen und Äußerungen anderer Autoren/innen angeführt.

5. Dass eine Schriftstellerin das Lesen lobt, ist sicherlich kaum verwunderlich. Dennoch, auch wenn das Lesen im obigen Zitat ‚mäandernd' und ‚flanierend' wirkt, sollte man sich nicht dazu verführen lassen zu glauben, dass ihre Essays nur beliebig und willkürlich, also unstrukturiert sind. Dies gilt vor allem nicht für die intertextuellen Bezugnahmen in ihrem Essay, die zeigen, dass Rakusa aus der Literatur- und Kulturgeschichte des Themas ‚Geschwindigkeit' (fast) alles kennt, sogar die entsprechende theoretische Literatur: von Paul Virilios *Rasender Stillstand* über Hartmut Rosas *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne* bis hin zu Billy Ehns und Orvar Löfgrens *Nichtstun. Eine Kulturgeschichte des Ereignislosen und Flüchtigen*, usw. Verknüpft sind in diesen Essays also enorm viele Verweise aus der Literatur- und Kulturgeschichte sowie der bis zum Erscheinungsjahr 2005 verfügbaren theoretischen Literatur zum Thema. Hier ist nicht einfach nur mehr Langsamkeit und Langatmigkeit proklamiert, sondern diese sind für die Rezeption von Rakusas Essay zugleich vorausgesetzt. So verlangt beispielsweise die extreme Intertextualität Zeit zum Lesen und zur Verknüpfung des Gelesenen. Wie ‚jeder Rakusa-Text' verlangt auch dieser Essay vom Leser vorab eine Entschleunigung. Dies scheint sein literaturethisches Anliegen: Lesen als Einübung von Langsamkeit, was nicht mit einer Abwehr von Bewegung und Mobilität gleichzusetzen ist. Vielmehr geht es um die Art und Weise von Bewegungen – nur eben *Langsamer!*

Bibliographie

Ette, Ottmar, *ZwischenWeltenSchreiben. Literaturen ohne festen Wohnsitz*, Berlin 2005.

Enzensberger, Hans Magnus, „Nomaden im Regal", in: Ders., *Nomaden im Regal. Essays*, Frankfurt/M. 2013, 9–[16].

Foucault, Michel, „Vorrede zur Überschreitung", in: Ders., *Von der Subversion des Wissens*, 5. Aufl., Frankfurt/M. 2000 [1963], 28–45.

Heine, Heinrich, *Lutetia. Berichte über Politik, Kunst und Volksleben*, in: Ders., *Sämtliche Werke in vier Bänden. Bd. IV.: Schriften zur Literatur und Politik II, Vermischtes*, 3. Aufl., Düsseldorf/Zürich 1997 [1854], 135–430.

Kimmich, Dorothee/Schahadat, Schamma (Hg.), *Kulturen in Bewegung. Beiträge zur Theorie und Praxis der Transkulturalität*, Bielefeld 2012.

Kleist, Heinrich von, „Brief an Luise von Zenge (16.8.1801)", in: Ders., *Werke und Briefe*, hg. von Siegfried Streller, Bd.4., 2. Aufl. Berlin/Weimar 1984, 260.

Lippe, Rudolf zur, *Sinnenbewußtsein. Grundlegung einer anthropologischen Ästhetik*, Reinbek bei Hamburg 1987.

Padrutt, Hanspeter, *Der epochale Winter Zeitgemäße Betrachtungen*, Zürich 1990 [1984].

Platen, Edgar, „‚Definitionen sind unfruchtbar.‘ Der Essay, seine Beweglichkeit und die Landkarten Europas“, in: Liisa Laukkanen, Christoph Parry (Hg.), *Schreiben zwischen den Sprachen. Ausgewählte Beiträge der 3. Internationalen Arbeitstagung ‚Germanistische Forschungen zum Text‘, Vaasa 19.-20.5.2016*, München 2017, 105–118.

Platen, Edgar, *„… über Zeiten und Grenzen hinweg …“. Transkulturelle Bewegungen in der deutschsprachigen Nachkriegs- und Gegenwartsliteratur*, München 2019.

Rakusa, Ilma, *Langsamer! Gegen Atemlosigkeit, Akzeleration und andere Zumutungen*, 7. Aufl., Graz/Wien 2017 [2005].

Rakusa, Ilma, *Mein Alphabet*, Graz/Wien 2019.

Schmitt, Christian, *Labiles Gleichgewicht. Vermittlungen der Idylle im 19. Jahrhundert*, Hannover 2022.

Schubenz, Klara, *Der Wald in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Geschichte einer romantisch-realistischen Ressource*, Konstanz 2020.

Literatur von der Stadt als Höhle und dem Dorf als Sehnsuchtsort

Anne Schumacher

1. Die Höhle

Als Paris am 17. März 2020 ins Confinement ging, drängte sich eine vierhundert Kilometer lange Autoschlange auf den Boulevards der Innenstadt in Richtung Périphérique, um von dort aus in die umliegenden Departements zu gelangen. Ein infernalisches Bild der Flucht; doch wovor? Vor der zu diesem Zeitpunkt noch nahezu unerforschten Krankheit oder doch vielmehr vor dem Eingesperrtsein in den eigenen vier Wänden? Die Pandemie, dies wurde den Europäern schneller bewusst, als es ihnen lieb war, erbrachte die Evidenz der von Hans Blumenberg hergestellten Analogie der Kulturphänomene Stadt und Grab; unvorhergesehen fanden sich die Städter jählings in ihren Wohnungen gefangen.[1] Dass sich unter diesen Vorzeichen nichts mehr erfolgversprechend ausnahm als die Flucht aufs Land, davon zeugt auch die deutschsprachige Literatur der Krisenjahre. Jene vollzieht die Bewegung von der Stadt ins Dorf nicht nur nach, sondern verhandelt dabei vermeintliche oder tatsächliche Dichotomien und sich voneinander abgrenzende Lebenswirklichkeiten zwischen Stadt- und Dorfbewohnern.

Inhaltlich kongruieren die ausgewählten Werke in der Darstellung einer tatsächlichen oder vermeintlichen Differenz der psychologischen Grundkonstitution von Stadt- und Dorfbewohnern, welche sich mit Zuhilfenahme von Hans Blumenbergs Essay *Die Stadt als Höhle* und Georg Simmels Schriften zur Großstadt explizieren lässt. Simmels Stadtsoziologie basiert primär auf die sich in den Großstädten des anbrechenden 20. Jahrhunderts rapide entwickelnde Geldwirtschaft. Somit mag sie zum gegenwärtigen Zeitpunkt, an dem der Kapitalismus Stadt und Land nicht länger strukturell voneinander trennt, mitunter als obsolet erscheinen. Tatsächlich erweist sie sich jedoch, wie anschließend gezeigt werden soll, in Bezug auf die Analyse der in den ausgewählten Erzählungen konkret werdende Dichotomie von Stadt und Land – mag

[1] Vgl. Blumenberg 1988: 76.

diese nun der sozialen Realität und den tatsächlichen Lebensformen entsprechen oder nicht – als durchaus erkenntnisleitend.

2. Von der Stadt und dem Land: Simmel'sche Charakteristika

Als sich die Reizüberflutung, die im städtischen Alltag normalerweise Verdichtung generiert, während der Pandemie temporär verlor, offenbarte sich die Stadt so unmissverständlich wie wohl kaum zuvor als das, was Blumenberg als der „Wiederholung der [platonischen] Höhle mit anderen Mitteln" versteht.[2] Blumenberg zufolge erschließt sich die Parität von Höhle und Stadt in der „Abschirmung gegen alle Realitäten, die sie nicht selbst hervorbring[en] oder als bloße Materialien in sich hineinzieh[en]".[3] Diese Materialien sind beispielsweise Naturprodukte, deren Anbau und Produktion sich außerhalb der Städte vollzieht. Die parasitäre Abhängigkeit der Städte von Zulieferungen vom Land, gar von anderen Erdteilen – in der Pandemie wurde diese Abhängigkeit vor allem durch einen von Hamsterkäufen ausgelösten Mangel an Waren erfahrbar – wird nicht nur erfolgreich verdrängt, sondern durch ein Gegenangebot pariert: Der moderne Monetarismus ermöglichte die Perfektion einer Verwaltungsfunktion von Waren und Produkten in den Städten und schuf gleichzeitig hohe Abstraktionsgrade, indem er Dinge verfügbar machte, die nicht eigentlich vorhanden sind.[4]

Jene Verfügbarkeit, bei gleichzeitigem Nicht-Vorhandensein, schafft eine Distanz, die sich, wie Simmel in *Philosophie des Geldes* nachzeichnet, unmittelbar auf die sozialen Verhältnisse überträgt:

> Die Verhältnisse des modernen Menschen zu seinen Umgebungen entwickeln sich im Ganzen so, dass er seinen nächsten Kreisen ferner rückt, um sich den ferneren mehr zu nähern. Die wachsende Lockerung des Familienzusammenhanges, das Gefühl unerträglicher Enge im Gebundensein an den nächsten Kreis, dem gegenüber Hingebung oft ebenso tragisch verläuft wie Befreiung, die steigende Betonung der Individualität, die sich gerade von der unmittelbaren Umgebung am schärfsten abhebt – diese ganze Distanzierung geht Hand in Hand mit der Knüpfung von Beziehungen zu dem Fernsten, mit dem Interessiertsein für weit Entlegenes, mit der Gedankengemeinschaft mit Kreisen, deren Verbindung alle räumliche Nähe ersetzt. Das Gesamtbild aus alledem bedeutet doch ein Distanznehmen in den eigentlich innerlichen Beziehungen, ein Distanzverringern in den mehr äußerlichen.[5]

[2] Vgl. Blumenberg 1988: 76.

[3] Ibid.

[4] Vgl. ibid.

[5] Simmel 1989: 663.

Jene Distanziertheit vom Nahegelegenen zugunsten des verringerten Abstandes zu den äußerlichen Beziehungen führt in den Großstädten, in denen aufgrund arbeitsteiliger Ausdifferenzierung durch den Kapitalismus das Messen in Geldwerten dominiert, zu einem sozialen Verhalten, das Simmel von dem der Dorfbewohner unterscheidet. Konkret benennt der Soziologe zum einen die dem großstädtischen kapitalistischen Leben zugehörige „Steigerung des Nervenlebens", welche durch Reizüberflutung hervorgerufen wird.[6] Als deren Konsequenz bestimmt er psychologische Eigenschaften, welche den Stadtbewohner, beziehungsweise den modernen Menschen des Monetarismus, von der Bewohnern der „Kleinstadt und d[em] Landleben, mit dem langsameren, gewohnteren, gleichmäßiger fließenden Rhythmus ihres sinnlich-geistigen Lebensbildes" radikal unterscheidet.[7] Zu konkretisieren versucht Simmel die Eigenschaften des modernen Großstädters mithilfe der Begriffe Intellektualität, Blasiertheit und Reserviertheit. Der „intellektualistische[n] Charakter des großstädtischen Seelenlebens" referiert nach Simmel auf die in den Städten reagierende Verstandesherrschaft, die wiederum mit der Geldwirtschaft konvergiert und sich in einer „Sachlichkeit gegenüber Menschen und Dingen, in der sich formale Gerechtigkeit oft mit rücksichtsloser Härte paart", auszeichnet.[8] Eine weitere von einer permanenten Reizüberflutung ausgelösten Überforderung des Großstädters zeigt sich in der Unmöglichkeit, auf jede neue Erfahrung angemessen reagieren zu können. Daraus leitet sich mit Simmel die exklusiv dem Großstädter vorbehaltene Existenzform der Blasiertheit, die sich als „Abstumpfung gegen die Unterschiede der Dinge" äußert, ab.[9] Zu dieser tritt eine geistige Haltung hinzu, die Simmel als Reserviertheit bezeichnet. Jene referiert auf die zwangsläufige Reduktion der zwischenmenschlichen Beziehungen, die in Form von Zweckbeziehungen rationalen und wertenden Kriterien unterstellt und versachlicht wird. Intellektualität, Blasiertheit und Reserviertheit des Großstädters werden in der Provinz mit dem „kleinstädtischen, das vielmehr auf das Gemüt und gefühlsmäßige Beziehungen gestellt ist", konfrontiert.[10]

Die hier skizzierten Charakteristika, die das Land- beziehungsweise das Stadtleben hervorbringt, stellen das konkrete Leitmotiv der folgenden Untersuchung dar.

3. Dorf- und Höhlenliteratur

In *Daheim* erzählt Judith Hermann die Geschichte einer Frau, die die Stadt und ihren Mann verlässt, um in einem kleinen Ort in der Küstenregion heimisch zu werden.

[6] Simmel 1995: 116f.

[7] Ibid.

[8] Ibid.: 117f.

[9] Ibid.: 121.

[10] Ibid.: 117.

Der Aufbruch, der hier geschildert wird, setzt zunächst eine Abtrennung voraus. Gleichnishaft alludiert eine einleitend geschilderte Reminiszenz der Protagonistin an die Begegnung mit einem Magier, welcher sie als zersägte Jungfrau gewinnen will, über das Bild der physischen Zweiteilung an ein Gefühl der inneren Zerrissenheit. In der Stadt zurückgelassen hat sie ihren Mann Otis, dessen zwanghaftes Horten von Gegenständen in der Wohnung sinnbildlich die städtische sowie emotionale Einengung – die Höhle – symbolisiert, welcher die Protagonistin entflohen ist. Statt in einer Wohnung lebt sie nunmehr in einem Haus „außerhalb des Dorfes", was zum einen ihren Status als Außenstehende als auch ihre Unsicherheit in Bezug auf ihren neuen Wohnort konkretisiert.[11] Die Ängste, denen sie sich in Anbetracht des Scheidens und des gleichzeitigen Aufbruchs stellen muss, werden in dem Tier konkret, welches sie auf ihrem Dachboden vermutet und dem sie versucht eine Falle zu stellen. Immer wieder verfangen sich andere Geschöpfe als das Gesuchte in dem Fanggerät, bevor es am Ende des Romans erneut zuschlägt: „Das Tier, das dieses Mal in die Falle gegangen ist, wehrt sich nicht, es erstarrt sofort und beginnt zu warten, eingesponnen in sich selber, außerhalb meiner Zeit".[12] Das, was dort ins Eisen gegangen ist, verhält sich zu ruhig – „darin rührt sich nichts, absolut nichts, es ist still" – um ein lebendiges Wesen zu sein, eher symbolisiert das letzte Zuschnappen der Falle, dass es der Protagonistin an diesem Zeitpunkt der Romanhandlung gelungen ist, ihre eigenen Ängste buchstäblich einzufangen, sie zu überwinden.[13]

Der Schritt von der Stadt aufs Land ist, so erzählt es Hermann, kein angstbefreiter, aber im Fall der Protagonistin einer, der in den Neubeginn führt. Ein Anfang, welcher das Leben in der Stadt explizit zurückweist. Entfliehen tut die Protagonistin nicht nur dem Gefühl eines vorbeiziehenden Lebens, welches sie Otis städtischem Dasein attestiert, sondern der städtischen Realität, die einem bestimmten Diskurs entspringt:

> Er [Otis] sieht sich Vorträge von Leuten an, die davon ausgehen, dass die Regierungen aller Länder ohnehin ihre eigenen Ziele verfolgen, das Kapital die Menschen verschlingt, das Ende der Welt angebrochen ist und wir mittendrin stecken.[14]

Otis Konzentration auf das Weitentfernte, auf eine Welt, die nicht seine eigentliche Lebenswelt ist, wirkt auf seine Lebensrealität derart ein, beziehungsweise zieht sie in sich hinein, dass sie den Rahmen seines Handelns und Denkens zu determinieren beginnt. Konkret wird dies durch das Ansammeln von Objekten, das dem Wunsch entspricht, auf den bevorstehenden Weltuntergang ausreichend vorbereitet sein:

---

[11] Hermann 2021: 28.

[12] Ibid.: 188

[13] Ibid.: 189.

[14] Ibid.: 65.

> Otis ist ein Sammler. […] Er sammelt scheinbar wertlose Gegenstände. […] Er birgt sie. Darüber hinaus sammelt er Sachen, von denen er denkt, dass wir sie brauchen werden, wenn die Welt untergeht. Wenn die Zivilisation an ihre Grenze gelangt ist und darüber hinweg muss, Otis ist seit Jahren der Ansicht, dass dieser Zeitpunkt schon gekommen ist.[15]

Otis zwanghaftes Horten führt zur Anmietung einer Extra-Wohnung, die, angefüllt mit Zeug, die städtische Höhle doppelt repräsentiert: Zum einem im räumlichen, in der Wohnung, zum anderem im geistigen Sinne als „innere Vergegenwärtigung, dessen, was außerhalb ist" und was bei Otis offensichtlich ein abstraktes Gefühl der Machtlosigkeit auslöst.[16]

Otis Lebensrealität unterscheidet sich hierbei radikal von derjenigen der Dorfbewohner, mit denen die Protagonistin sich nunmehr umgibt und deren Fokus auf der alltäglichen Praxis, den sie umgebenden, unmittelbaren Bezugspersonen, inklusive der gemeinsamen Vergangenheit, ruht. Auch Otis städtischer ‚Intellektualismus' wird im Roman der Wiederentdeckung der eigenen Sinnlichkeit der Protagonistin entgegengesetzt:

> Ich schrieb Otis von der Leinwand im Schlick, von den Spuren darauf, von Mimis Begeisterung, ihrer Äußerung das Wattenmeer sei ein Sinnbild, seine Leere ein Zentrum. Ich schrieb, *der Tidenhub ist das arithmetische Mittel aus Tidenstieg und Tidenfall. Die Zentralkraft ist die Kraft, die notwendig ist, um einen Körper auf einer Kreisbahn zu führen. Die Ungleichheit ist die astronomisch bedingte Abweichung eines zu einer einzelnen Tide gehörigen Gezeitenwertes vom entsprechenden Mittelwert.*[17]

Dem „Mangel an Sinnlichkeit", welcher der Stadt „durch die Verwaltung des Abwesenden aufgezwungen ist" und der dort mit Hilfe von „Werken der Sichtbarkeit", beispielsweise der bildenden Kunst, zu kompensieren versucht wird, entflohen, gibt sich die Protagonistin nun ganz der sinnlichen Erfahrung hin:[18]

> Diese Welt ist meine Welt, weil ich gerade hier bin, das ist alles – […]. Die Gräben sind ausgetrocknet, zugewuchert von Brombeerdickicht, in den Hecken rascheln die Nachttiere, und die Zikaden zirpen. Die Felder riechen herb nach Phazelie und Luzerne, darunter nach Gülle, nach heißem Teer, sie sind endlos, viel zu groß.[19]

Die neue ‚Heimat' der Ich-Erzählerin in der Dorfgemeinschaft – oder auch die Sehnsucht nach einer solchen – ist hier mit Susanne Scharnowski auch als ‚Ort' zu verstehen. Das Dorf wird als ‚Ort' durch die Verknüpfung mit dem Bedürfnis nach

[15] Ibid.: 61.

[16] Blumenberg 1988: 77.

[17] Hermann 2021: 43.

[18] Blumenberg 1988: 78.

[19] Hermann 2021: 88.

„Bindung, Wärme, Begrenzung, Vertrautheit und Zugehörigkeit, kurz: nach Heimat“ der Kategorie des ‚Raumes‘, dem Inbegriff von Fortschritt und Moderne, von „Markterschließung, Mobilität und Rationalisierung“, der Stadt, opponiert.[20] Das titelgebende ‚Daheim‘ der Protagonistin auf dem Land bündelt all das, was sie in der Stadt als bedroht wahrgenommen hat, nämlich „Tradition, Geborgenheit, Gemeinschaft, Bindung, Stabilität, Nähe, Sicherheit, Vertrautheit, Harmonie, Überschaubarkeit und nicht zuletzt Natur und Landschaft“.[21] Geschildert wird eine eng vernetzte Gruppe von Menschen, in die sich die Ich- Erzählerin reibungslos einfügt; schnell hat sie mit Mimi eine neue Freundin, mit Arild einen neuen Mann an ihrer Seite. Die enge Beziehung zu dem im Ort lebenden Bruder gibt emotionalen Halt. Ferner werden Stadt und Land, Raum und Ort auch in der Erfahrung von – mit Harmut Rosa – ‚Resonanz‘, die sich „für die meisten [Menschen, A. S.] nur an überschaubaren Orten erfahren“ lässt, opponiert.[22] Die Erinnerungen der Protagonistin an ihre Fließbandarbeit in der städtischen Zigarettenfabrik stehen im Kontrast zu der Selbstwirksamkeit, die sie im Wirken im und um ihr neues Haus konkretisiert:

> Wenn ich alle Rosen beschnitten habe, setzten wir uns unter den Baum vor das Haus und trinken türkischen Kaffee mit Milch. Wir sitzen nebeneinander und betrachten die Rosen, ihr mit der Dämmerung zunehmendes, enigmatisches Leuchten. Die Mücken tanzen über unseren Köpfen, es ist windstill, die Sonne steht über dem Haus, schließlich fällt sie hinters Dach.[23]

Die Erträge der Gartenarbeit werden hier als Zeugnis der eigenen Tatkräftigkeit, des Wirkens in einer überschaubaren Welt, genüsslich ausgekostet.

Auch Juli Zehs *Über Menschen* berichtet von dem Leben auf dem Land und korrespondiert hierbei augenfällig mit Hermanns *Daheim*. Erzählt wird hier ebenfalls vom Wegzug aus der Stadt, hier jedoch zu Zeiten der Corona-Pandemie. Das Leben der Protagonistin Dora steht nach einer gescheiterten Beziehung an einem Scheidepunkt und ihr Auszug in die (fiktive) Ortschaft Bracken, stellt in erster Linie keine Flucht vor der Pandemie dar, sondern vor der von ihr als fanatisch eingestuften Reaktion ihres Freundes Robert auf die Krise, die sich mit einem radikalen Aktivismus für den Klimaschutz paart: „Als Robert sagte, dass das Virus in gewisser Weise auch ein Segen sei, weil es den Planeten von der Mobilität befreie, wusste Dora, dass sie gehen würde“.[24] Der Umzug von Berlin ins brandenburgische Umland bringt in erster Linie auch ihr den Ausweg aus einer städtischen (Ir-)Realität oder den Mängeln, die diese hervorbringt und welche die Protagonistin in einem städtischen Diskurs, der der Lust am Katastrophendenken –

[20] Scharnowski 2019: 233.

[21] Ibid.: 15.

[22] Ibid.: 234 – zum Begriff der Resonanz, siehe Rosa 2012.

[23] Hermann 2021: 80f.

[24] Zeh 2021: 73.

wie Otis in *Daheim* – verfallen zu sein scheint, erkennt. In die ‚Berliner Blase', die nicht nur durch Doras Beziehung zu Robert, der ihr angesichts von unsortierten Mehrwegflaschen mit dem Rauswurf aus der gemeinsamen Wohnung droht, sondern auch durch ihre Anstellung bei der Werbeagentur Sus–Y, die ihren Kunden mit dem Markennamen ‚Gutmensch' die Möglichkeit geben will „mit der Wahl der richtigen Hose bald der ganzen Welt [zu] zeigen", dass man „echte Nachhaltigkeit konsequent unterstütze", geprägt ist, schleichen sich mehr und mehr Zweifel ein:[25] „Zu allem was ihr ein- und auffällt, gibt es immer ein Gegenteil. Bei genauer Betrachtung zerbröseln alle Gültigkeiten, und jede Idee hebt sich selber auf. Ihr skeptischer Verstand findet überall Widersprüche, Absurditäten, logische Fehler".[26] Hierbei geht es nicht darum, der städtischen – hier der Berliner – Realität ihren Legitimitätsstatus abzutrotzen, sondern ihre Überlegenheit in Bezug auf andere Realitäten zu befragen. Dies unternimmt die Protagonistin manifest, indem sie ihre Ideale und vor allem eine vermeintliche Norm und Weltanschauung an einer neuen – der dörfischen – Realität erprobt. Nicht nur die Beziehung zu ihrem Nachbarn Gote, dem Dorfnazi, auch der Austausch mit dem homosexuellen Paar Tom und Steffen – „Corona-kritische[n], Haschisch anbauende[n] AfD-Wähler[n]" –, fordert Doras in strikte Polaritäten geteiltes Weltbild, insbesondere in Bezug auf eines der linken oder rechten politischen Ausrichtung zugehörigen ‚Lifestyles', offensichtlich heraus:[27]

> „Habt ihr die gewählt?", platzt sie heraus und zeigt auf den AfD Sticker.
>
> „Geht ja nicht anders" […] „Die da oben behandeln uns doch wie Idioten."
>
> „Wer sind die da oben?", fragt Dora.
>
> „Die Regierung. In Berlin." [….] Die preisen die Bedeutung der Landwirtschaft und ruinieren die Bauern mit Düngerverboten. Faseln von Bildung und lassen die Schule verrotten. Während die Rentner fast verhungern, entdecken sie plötzlich die Solidarität mit den Alten. […]"
>
> „Und bei der AfD sind keine Idioten?"
>
> „Doch, aber die geben es wenigstens zu."
>
> Wider Willen muss Dora lachen. Die Rassismus-Starre scheint heute nicht zu funktionieren. Sie hat schon drei Fragen gestellt. Und über den Witz eines AfD-Wählers gelacht. […] Vielleicht muss sie aufpassen. Dass sie nicht zu sehr ankommt. Anderseits, Tom ist mit Sicherheit kein Rassist. Norweger-Pulli, selbstgedrehte Zigarette, grauer Pferdeschwanz. Das Outfit eines ehemaligen DDR-Bürgerrechtlers

[25] Ibid.: 79.

[26] Ibid.: 54.

[27] Ibid: 129.

> oder Wackersdorf-Aktivisten. Daneben der AfD-Aufkleber. Wann ist eigentlich alles dermaßen durcheinandergeraten? […] Liebe Grüße aus dem Paralleluniversum.[28]

Im Austausch mit den Dorfbewohnern gelingt es Dora schrittweise ihre städtische Identität, die auf städtischen Idealen und nicht zuletzt einer vermeintlich normierten politischen Korrektheit basiert, zu hinterfragen. Polaritäten, die sich in der Stadt besonders gut eignen, um der geistigen Haltung der Reserviertheit im Sinne einer effizienten Sortierung und Wertung der überwältigenden Menge an zwischenmenschlichen Kontakten Genüge zu tragen, werden aufgelöst und der großstädtische Intellektualismus zugunsten der Anerkennung einer anderen Realität abgelegt. Die Stadt wird als in ihrer eigenen Realität gefangen gezeichnet, in der vor allem eines wirklich ist; nämlich ein Gefühl von Superiorität und damit ein Machtanspruch. Auf dem Land muss Dora erkennen, dass diese Gesinnung nicht Raum, sondern Grenze ist; auch das Horst-Wessel-Lied oder die „geile Stimmung" in Lichtenhagen, von der Gote Dora erzählt, müssen ausgehalten werden und können nicht mit der städtischen Überlegenheit – zu der sich die Protagonistin ein einziges Mal hinreißen lässt: „Und ob ich was Besseres bin! Hundertmal besser als du!" – abgetan werden.[29]

Bereits der Titel von Zehs 2021 erschienenem Roman verweist durch die Kombination von Präposition und Nomen sowie durch die direkte Referenz auf den Vorgängerroman – „In Bracken ist man *unter Leuten*. Da kann man sich nicht mehr so leicht über die Menschen erheben"[30] – *Unter Leuten*, der die sogenannte ‚Dorfliteratur' signifikant geprägt hat. In *Unter Leuten* wird das nahezu parodistische Bild von zugezogenen Großstädtern gezeichnet, die außerhalb ihrer städtischen, hyperkapitalistischen Umgebung, ihren in der Stadt erlernten psychologischen Dispositionen – noch ganz anders als die Protagonistin von *Über Menschen* – unterworfen bleiben. Jegliche (ungeschriebenen) Regeln des nachbarschaftlichen Miteinanders werden von den Neuankömmlingen konsequent gebrochen und jahrzehntelang bestehende Strukturen zugunsten eigener Interessen aufgelöst. Insbesondere die Figur Linda Franzen repräsentiert – nahezu stereotyp – das Vermögen einer Großstädterin, sich in der Dorfgemeinschaft und darüber hinaus schnellstmöglich denjenigen Personen zuzuwenden, die in Bezug auf die individuellen Interessensansprüche, nämlich einer Baugenehmigung und einem Stück Land für einen geplanten Pferdehof, zweckdienlich erscheinen. Ihr Verhalten illustriert gewissermaßen das Resultat der zuvor erläuterten Simmel'schen Reserviertheit des Großstädters, der aufgrund von einem Überangebot an möglichen sozialen Kontakten darauf geschult ist, sich nur auf diejenigen wirklich einzulassen, von denen man sich etwas verspricht. Franzens Agieren, gesteuert von einer Intellektualität, mit der sie jedweden moralischen Einspruch vor sich selbst und

[28] Ibid.: 126–129.

[29] Ibid.: 367

[30] Ibid.: 128, meine Kursivierung (A. S.).

anderen negiert, repräsentiert die Verstandesherrschaft, die außer an individualistische Ideale an keinerlei Werte geknüpft ist, sondern sich der Tatsache anpasst, dass „die Welt einen Ort darstellt […], an dem Dinge ohne Rücksicht auf den menschlichen Willen gesch[e]hen".[31] Dem sozialpsychologischen Typus des Großstädters zuzurechnen ist Franzen vor allem aus dem Grund, dass anhand ihres rationalen statt emotionalen Handelns exemplifiziert wird, inwiefern der Verstand ein „Schutzorgan gegen die Entwurzelung" darstellen kann.[32] Das Training, dem sich Linda Franzen aussetzt und von dem sie überzeugt ist, es sei die Voraussetzung für den erfolgreichen Umgang mit Pferden wie mit Menschen, ist vor allem auf Manipulation und Beherrschung anderer – im Text vor allem des Vogelschützers Gerhard Fließ und des Investoren Konrad Meiler, dem ein Teil des Grundstückes gehört, das sie für ihren geplanten Pferdehof aufkaufen will – ausgerichtet. So erklärt sie Meiler:

> Sie bringe den Leuten im wahrsten Sinne des Wortes „Selbstbewusstsein" bei. Sie müssten lernen, ihren Körper, ihre Haltung, ihren Adrenalinhaushalt, selbst ihre Gedanken jederzeit zu kontrollieren. […] Niemals aufregen, niemals wütend werden. Angst nicht nur verbergen, sondern gar nicht erst empfinden. […] „Ich bringe den Leuten bei, Chef zu sein", sagte Franzen. „Wer anderen seinen Willen aufzwingen kann, hat keine Angst".[33]

Mit der Figur Meiler, einem reichen westdeutschen Spekulanten, eint Franzen – insbesondere in Bezug auf das Geld, welches die Großstadt, als Sitz der Geldwirtschaft und somit auch ihre Bewohner, wie Simmel in seiner *Philosophie des Geldes* ausführt, zweifelsohne am meisten prägt – die reine Sachlichkeit, mit welcher sie Dinge wie Menschen behandelt. Das Agieren beider Figuren ist exemplarisch dafür, wie sich „eine formale Gerechtigkeit oft mit rücksichtsloser Hand paart".[34] Dahingegend sind die Bemühungen der Figur Gombrowski, das von Franzen so begehrte Stück Land für den Bau von Windkraftanlagen zu gewinnen, nicht zuvorderst an individuelle Interessen, sondern an gemeinschaftliche Ideale geknüpft. Die Rettung der Ökologica, die Gombrowski forciert, korrespondiert mit der Rettung von Arbeitsplätzen, ohne welche die Dorfgemeinschaft dem Untergang geweiht ist. Gerade die Tatsache, dass Gombrowski die nahezu aussichtslosen Chancen der GmbH gegen angezogene Milchpreise, gekürzte Agrarsubventionen, „Treuhand-Nachfolgeorganisationen", die die Preise für die Felder erhöhen, und Superkapitalisten aus dem Westen und „Weltenretter" anzukommen, deutlich vor Augen hat, verweisen darauf, dass in dieser Figur ein dörflicher Charakter angelegt

[31] Zeh 2016: 301.

[32] Simmel 1995: 117 – Die Distanznahme durch den Verstand konkretisiert sich schon allein an dem Umstand, dass „die Reaktion auf jene Erscheinungen in das am wenigstens empfindliche, von den Tiefen der Persönlichkeit am weitesten abstehende psychische Organ verlegt" werde (ibid.).

[33] Zeh 2016: 60.

[34] Simmel 1995: 118.

sein könnte, dem das Gemüt und die gefühlsmäßige Beziehung zu seiner Heimat näherliegt als der auf maximalen Profit ausgerichtete Verstand des Monetarismus.[35] Ein anderer Zugezogener, der seine Ideale ins Dorf trägt, ohne die dort vorherrschenden Strukturen zu begreifen, ist der ‚Weltenretter', Gerhard Fließ, der „im Auftrag des Naturschutzes ein paar dämliche Vögel gegen die örtliche Landwirtschaft" verteidigt. Als Großstädter – darüber hinaus ‚weltfremder' Akademiker – steht diese Figur stellvertretend für den Versuch, die Maxime der städtischen Höhle ihrer neuen Umgebung bedingungslos zu oktroyieren.[36] Fließ verschließt sich den außerhalb seines Bewusstseinsbereiches liegenden Realitäten und agiert als örtlicher Vogelschützer ohne Fingerspitzengefühl für die sozialen Zusammenhänge, in denen er wirkt. Sein unsoziales Verhalten, die Reserviertheit seines Handelns, wird vor allem in Bezug auf die Nachbarschaft mit Schaller manifest. Das Nachbarschaftsverhältnis wird dadurch auf die Probe gestellt, dass Fließ Anzeige erstattet, um Schaller den Betrieb seiner Autowerkstatt zu untersagen, anstelle den direkten Kontakt zum Nachbarn zu suchen und damit gegen die „Unterleutner Verhaltensregeln" verstößt:[37] Dieser Akt macht deutlich, dass „die Innenseite [einer] äußeren Reserve nicht nur Gleichgültigkeit, sondern, häufiger als wir es uns zum Bewusstsein bringen, eine leise Aversion, eine gegenseitige Fremdheit und Abstoßung" ist, „die in dem Augenblick einer irgendwie veranlassten nahen Berührung" – nämlich der Einmischung, wie in Zehs Roman gezeigt – „sogleich in Hass und Kampf" ausschlägt:[38]

> „Die Scheiße hat jetzt ein Ende", rief der Vogelschützer. „Sie haben die längste Zeit in Ihrem verdreckten Loch gesessen und Terrorist gespielt […]." Schaller holte aus, die erste Mutter sauste durch die Luft. Der Kerl gab einen erschrockenen Laut von sich; ein gutes Stück weiter hinter klimperte es im Hof. Die nächsten Muttern warf Schaller in schneller Folge. Der Vogelschützer schrie vor Schmerzen auf, Schaller sah, wie er sich den Kopf hielt.[39]

Tatsächlich sind Nachbarschaftsverhältnisse historisch gesehen vor allem eine Reaktion auf einen Mangel, eine Notsituation; in ihnen wird geteilt und getauscht, man ist aufeinander angewiesen. Der Sozialstaat hat sie, zumindest bis zu einem gewissen Grad, überflüssig gemacht; auf dem Dorf jedoch, so erzählt es Zeh, sind sie weiterhin essenziell und erwünscht. Während *Unter Leuten* die Reserviertheit der Großstädter in Bezug auf ihre neuen Nachbarn persifliert und die Zugezogenen dem Dorf sukzessiv und gnadenlos seinen Untergang bescheren, gelingt Zehs Protagonistin Dora in *Über Menschen* die nachbarschaftliche Integration. Stellt das Dorf ‚Unterleuten' eine Art Schlachtfeld zwischen Einheimischen und

[35] Zeh 2016: 99.

[36] Ibid.

[37] Ibid.: 28.

[38] Simmel 1995: 123.

[39] Zeh 2016: 370.

Zugezogenen um Deutungshoheit dar, so ist ‚Bracken' in *Über Menschen* gewissermaßen ein Ort der Heterogenität, in dem ein Austausch stattfindet. In beiden Werken Zehs werden die potenziellen Errungenschaften der Metropolen, nämlich die innige Verbindung der „allerweitetesten und allgemeinsten Inhalte und Formen des Lebens mit den allerindividuellsten", die nicht nur Freiheit, sondern auch den „Wegfall von Vorurteilen und Philistrositäten" bedingt, aufs kritischste befragt.[40]

Während der Großstädter sich, sobald er auf dem Land angekommen ist, selbst kritisch erkennt und/oder sich neue Realitäten fernab seiner Höhle erschließt, ordnen sich auch auf dem Dorf die Verhältnisse neu. Die Bewegung, die sich vollzieht, bleibt nicht einseitig. Auch von untergehenden Welten und gescheiterter Anpassung an kapitalistische Modelle, insbesondere jedoch vom Wegzug, von Sehnsucht und vor allem vom Sterben, wird in der ‚Dorfliteratur' erzählt. Ein Beispiel hierfür stellt Angelica Klüssendorfs Roman *Vierunddreißigster September* dar. Jener spielt sich in der ostdeutschen Provinz ab und aktualisiert in der Wahl des ermordeten Walters als eine der mehreren Erzählstimmen, die Zwischenwelt, als die sich das transformierende Dorf darstellt. Der Zusammenschluss von Toten, die als Geister das Dorfleben bis in die Träume der Bewohner weiterhin beobachten und kommentieren, und Lebenden ist manifester Teil der Erzählung. Dabei ist signifikant, dass die Toten das Dorf nicht verlassen dürfen: „Unser Bewegungsradius reicht nicht über die Grenzen des Dorfs hinaus. Das heißt: ich komme hier nicht weg. Von wegen Himmel oder Hölle. Die Blicke des Nachbarn bleiben die Blicke der Nachbarn".[41] So bleiben auch die Verstorbenen Teil einer sich peu à peu auflösenden Dorfgemeinschaft, deren Sinnbild im Speziellen die Flucht der Frauen aus der Provinz darstellt. Dies Verschwinden manifestiert sich prominent an der Wahl der Autorin, ihren Roman eingangs aus der Sicht der Protagonistin Hilde zu schildern, die bereits auf den ersten Seiten der Erzählung ihren (sterbenskranken) Mann Walter ermordet, danach auf eine Silvesterparty geht, um anschließend als Figur in dem Roman nur noch in Form ihrer tschuktschischen Gedichte in Erscheinung zu treten. Sie ist nicht die einzige Frau, die geht; die junge, rollschuhfahrende Helen begibt sich auf Weltreise, Branka, die geerbt hat, geht nach Hamburg, Gabriela, die früher ein Mann war, geht mutmaßlich mit, Röschen geht ins Wasser und die dicke Hubert löst sich – immer mehr an Gewicht verlierend – in Luft auf. Was zurück bleibt, ist ein Dorf von verlorenen, sich berauschenden – der Säufer Heinrich – , einsamen – Eisenalex – und bipolaren – Bipolärchen – Männern. Gesellschaft bekommen sie von einigen wenigen Zugezogenen: Zum einen ist da die Schriftstellerin, die, offensichtlich des Schreibens nicht fähig, in ihrem Zusammenleben mit ‚dem Trommler' ähnlich ironisch aufs Korn genommen wird

[40] Ibid.: 125/127.

[41] Klüssendorf 2021: 57.

wie der missglückte Autor Wolfi aus Zehs *Unter Leuten.*[42] Ferner figurieren in *Vierunddreißigster September* „die Neuen aus dem Westen", Amelie und Florian, die sich – ähnlich Linda Franzen oder Gerhard Fließ bei Zeh – vor allem durch ihr Geld und ein politisches Bewusstsein hervortun.[43] Wie in Zehs Romanen fällt auch bei Klüssendorf das Moment der Geldwirtschaft wieder unmittelbar mit der daraus resultierenden Distanz zusammen, die Simmel dem modernen Großstadtmenschen zuschreibt. Die Problematik einer Distanzierung vom Naheliegenden, bei der simultanen Orientierung hin zum Abstrakten, offenbart sich an der Tatsache, dass Amelie und Florian sich zwar für eine Gedenktafel von Kriegsflüchtlingen einsetzen, aber ihren direkten Nachbarn Herr Geist mit ihrem Geld erniedrigen: „Er bekam von ihnen ein Zubrot zur spärlichen Rente. Und sie waren so rücksichtsvoll, ihn nicht als den zu sehen, der er war: ein Geist".[44]

Die Distanznahme der Städter steht der Unmittelbarkeit, die gleichwohl auch Enge sein kann, des Dorfes entgegen. So ist allen hier vorgestellten Romanen auch die extensive Darstellung von Gewalt, Mord oder Selbstmord gemein. Erstaunlicherweise wirken jene mit Tod und Gewalt verknüpften Geschehnisse als Bestandteil des nahen Umfeldes der Dorfgemeinschaft weniger bedrohlich und ‚natürlich' als die emotionale Hingabe der Großstädter an die ihnen fremden Opfer von ‚Katastrophen' oder ‚Unglücken'. Während ein Attentat im europäischen Nachbarland oder das Unglück bei der Loveparade in Duisburg 2010, die in Zehs *Über Menschen* Erwähnung finden, – „Es ist etwas Schreckliches passiert. […] Auf der Loveparade sind 19 Menschen gestorben. Totgetreten in einer Massenpanik"[45] – dem Städter näherzukommen vermag, nach Ursachenforschung und emotionaler Verbundenheit fragt, als der Tod des eigenen, aber oftmals fremdgebliebenen Nachbarn, akzeptiert die Dorfgemeinschaft den Tod als selbstverständlichen Bestandteil ihres Alltags. So bedarf weder der gewaltsame Tod von Nike in Hermanns *Daheim* der Aufklärung, noch Hildes Entschluss, ihren Mann zu ermorden. Weder nach Ursachen noch nach Vergeltung wird gefragt. Mit der Figur Schaller erzählt auch Zeh in *Unter Leuten* von einem Mörder, über dessen Taten die Dorfgemeinschaft im Großen und Ganzen informiert zu sein scheint, die jedoch nur die zugezogenen Städter wirklich schockieren. Die Unmittelbarkeit, mit der der Tod in der Dorfgemeinschaft erfahren wird, wird hier mit der Abstraktion in der Höhle, die sich auch den Tod auf Distanz hält, kontrastiert.

Alle hier vorgestellten Romane eint somit die Erfahrung von sich voneinander absetzenden Realitäten. Die städtische Höhle als Abstraktion, als Distanznahme mittels Intellektualität, Blasiertheit und Reserviertheit, wird hier stets in Opposition zum ländlichen Gemüt, das sich durch die Verbundenheit zum Naheliegenden, nicht

[42] Beide Figuren können auch als ironische Referenz auf die eigene Schaffenstätigkeit der Autorinnen begriffen werden.

[43] Klüssendorf 2021: 62.

[44] Ibid.: 63.

[45] Zeh 2016: 413.

zuletzt zu den direkten Nachbarn, ausdrückt, geschildert. Auf diese Weise lässt sich die ‚Dorfliteratur' auch als eine – mit Werner Nell – Allegorie, im Sinne eines Sinnbildes, das die Realität übersteigt und Sehnsüchte ausdrückt, lesen.[46] Als ‚Lesebild' werden in der Dorfliteratur die Lebensverhältnisse der Gesellschaft insgesamt verhandelt, von denen die skizzierten Dichotomien nur die Spitze des Eisberges bilden.

Bibliographie

Blumenberg, Hans, *Höhlenausgänge*, Frankfurt am Main 1988.

Hermann, Judith, *Daheim*, Frankfurt am Main 2021.

Klüssendorf, Angelika, *Vierunddreißigster September*, München 2021.

Marszalek, Magdalena/ Nell, Werner/ Weiland, Marc, „Über Land – lesen, erzählen, verhandeln", in: Dies., *Über Land: Aktuelle literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Dorf und Ländlichkeit*, Bielefeld 2018, 9–27.

Rosa, Hartmut, *Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umrisse einer neuen Gesellschaftskritik*, Berlin 2012.

Simmel, Georg, „Die Großstädte und das Geistesleben", in: Ders., *Gesamtausgabe Bd.7. Die Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1995, 116–131.

Simmel, Georg, „Philosophie des Geldes", in: Ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 6, Frankfurt am Main 1989.

Scharnowski, Susanne, *Heimat – Geschichte eines Missverständnisses*, Darmstadt 2019.

Schöller-Schwedes, Oliver, „Der Stadtsoziologe Georg Simmel – Ein Missverständnis und seine Folgen", *Berliner Journal für Soziologie* 18 (4), 649–662.

Zeh, Juli, *Unter Leuten*, München 2016.

Zeh, Juli, *Über Menschen*, München 2021.

[46] Vgl. Marszalek, Nell, Weiland 2018.

Der Rufname *Helmik*(*e*) in Schweden

Daniel Solling

1. Einleitung

Im Mittelalter richteten sich die Handelsinteressen der Deutschen nach Norden, auch nach Schweden.[1] Viele deutsche Einwanderer kamen ab Mitte des 13. Jahrhunderts in das skandinavische Land, zuerst nach Visby, später auch in Städte wie Stockholm, Kalmar und Arboga. Die Einwanderer sprachen niederdeutsche Dialekte und Mittelniederdeutsch wurde die gemeinsame Schriftsprache für die hanseatische Interessensphäre in ganz Nordeuropa. Nach und nach führte die Einwanderung dazu, dass es in Schweden zweisprachige Bürger gab.

Die sprachlichen Kontakte und der Einfluss des Mittelniederdeutschen auf das Schwedische sind schon eingehend untersucht worden (vgl. z. B. Moberg: 1989). Dies betrifft auch das Mittelniederdeutsche im mittelalterlichen Schweden (vgl. z. B. Mähl: 2008). Onomastische Aspekte dieser Migration waren bisher allerdings erst spärlich Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtungen. Sundqvist (1957) untersuchte deutsche und niederländische Personenbeinamen in Schweden bis 1420. Was jedoch mit den deutschen Rufnamen passierte, als sie nach Schweden kamen und so in einem neuen sprachlichen und kulturellen Kontext verwendet wurden, ist bisher nicht untersucht worden. Die vorliegende Studie stellt einen ersten Versuch zur Beantwortung dieser Forschungsfrage dar, indem der mnd. Name *Helm*(*e*)*ke*, altschwedisch *Helmik*(*e*) normalisiert, von seinen mittelalterlichen Anfängen in Schweden bis heute untersucht wird.[2]

Dieser Beitrag ist im Bereich der Kontaktonomastik anzusiedeln. Diese fokussierte bisher meist auf toponymische Kontaktsituationen und hierfür wurden, wie Waldispühl (2020: 22) beschreibt, Modelle zur sprachlichen Integration von Ortsnamen entwickelt (vgl. z. B. Bergmann 2011, Hengst 2011). Waldispühl

[1] Für wertvolle Hinweise zu einer früheren Version des Beitrages danke ich den zwei anonymen Gutachern herzlich.

[2] Ähnliche Namen deutschen Ursprungs wie *Helmerich*, in SMP 3: Spalte 194: *Helmricus*, oder *Helwig*, in ibid.: Spalte 197: *Helvik*, werden hier nicht behandelt. Auch der in Schweden vorkommende, aber äußerst ungewöhnliche weibliche Vorname *Helmig* mit den ersten bekannten Belegen aus dem 19. Jahrhundert wird hier nicht untersucht.

(2020: 22) betont aber richtigerweise: „Für Rufnamen im Kontakt fehlen bisher vergleichbare Modelle und größer angelegte Studien“. Die Modelle für Ortsnamen eignen sich, wie die Studie von Waldispühl (2020) zu altisländischen Pilgernamen auf der Reichenau zeigt, jedoch auch für Sprachkontaktsituationen mit Personennamen. Da diese aber teilweise anders funktionieren als Ortsnamen, wären umfassendere Studien hierzu wünschenswert (vgl. Ibid.: 22). Dasselbe Desiderat wie Waldispühl, nämlich eine allgemeine anthroponymische Perspektive auf diese Fragen, äußert Haubrichs (2019) und fordert eine anthroponymische Interferenz-Onomastik (d. h. Kontaktonomastik). In seiner Studie untersucht er Interferenzen in Personennamen im Kontakt zwischen romanischer und germanischer Kultur im frühen Mittelalter. Dabei geht es um kulturelle Integration durch Namengebrauch und Personennamen.

Die vorliegende Studie schließt sich methodisch teilweise den hier erwähnten Studien an. Während Haubrichs (2019) und Waldispühl (2020) jedoch eher Mikrokontexte untersuchen und eine soziolinguistische Herangehensweise haben, will die vorliegende Studie eine diachrone Makroperspektive anhand eines Namenlemmas anlegen und bekanntlich zum ersten Mal die Integration eines Rufnamens in einen neuen kulturellen Kontext verfolgen und dabei auch ermitteln, ob und wie ein Name in diesem neuen Umfeld im Umlauf bleibt.

2. Material

Das Material für diese Studie stammt für die mittelalterlichen Belege überwiegend aus dem 3. Band des gedruckten *Ordbok över Sveriges medeltida personnamn* (SMP 3), wo der Rufname *Helmik*(*e*) publiziert ist. Für einige dort nicht publizierte Belege sowie Belege aus dem 16. Jahrhundert wurden die Sammlungen des Wörterbuchs (SMPs) benutzt. Diese Sammlungen enthalten knapp eine Million Karteikarten mit Personennamenbelegen von etwa 1100 bis zum 16. Jahrhundert aus v. a. dem mittelalterlichen Schweden. Die allermeisten überlieferten Texte wurden für die Sammlungen exzerpiert. Die Belege wurden für diesen Beitrag auch in den exzerpierten Quellen (Handschriften sowie Ausgaben) überprüft.

Für die nachmittelalterlichen Belege wurden erstens die Sammlungen der *Vetenskapssamhällets personnamnskommitté* (VSP), die auf rund 500 000 Karteikarten Personennamenbelege vom 16. Jahrhundert bis ins 20. Jahrhundert enthalten, zweitens digitale Ressourcen, die überwiegend vom schwedischen Reichsarchiv [1] zur Verfügung gestellt werden, benutzt.

3. Etymologie

Der schwedische mittelalterliche Rufname *Helmik*(*e*) entspricht dem mnd. *Helm*(*e*)*ke* (SMP 3: Spalte 194) und kam sicherlich im Mittelalter von Norddeutschland nach Schweden (vgl. Abschnitt 4). Die Etymologie des Namens kann zweierlei sein (vgl. SMP 3: Spalte 194): Entweder war der Name ursprünglich ein niederdt. Hypokorismus von Zusammensetzungen mit *Helm-* ‚Helm' und hat die Variante *Helmich*[3] (vgl. DGP 1: Spalte 499 und Seibicke 1998: 345), oder er kommt von *Helmwik*, zusammengesetzt von *Helm-* und *-wic*(*h*), *-wig* ‚Kampf' (vgl. Modéer 1964: 46, sowie Hartig 1967: 175 und Schlaug 1955: 108f. mit mittelalterlichen Belegen aus dem deutschsprachigen Raum). Seibicke (1998: 344f.) führt *Helmich* und *Helmke* als getrennte Lemmata auf, aber verknüpft sie und betont, dass sie Varianten voneinander sein könnten. *Helmich* könnte laut Seibicke (1998: 344) außerdem eine Variante von *Helwig* ausmachen.

Es ist somit nicht ganz unwahrscheinlich, dass es sich bei *Helmik*(*e*) um eine Koinzidenz von (mindestens zwei) verschiedenen Namen handelt, die in Schweden (und wahrscheinlich auch im deutschsprachigen Raum) nicht auseinandergehalten werden konnten und somit in eine Form zusammengefallen waren. Dies bedarf weiterer Untersuchung, kann aber im Rahmen dieses Beitrages nicht geklärt werden. Im Laufe des vorliegenden Beitrages wird deutlich werden, dass beide Varianten, *Helmik*(*e*) und *Helmich,* für dieselbe Person verwendet werden konnten.

4. *Helmik*(*e*) im mittelalterlichen Schweden

In diesem Abschnitt werden ausgewählte, sprachlich oder anderswie interessante Belege des Namens *Helmik*(*e*) im mittelalterlichen (d. h. bis 1520) Schweden[4] aufgeführt und diskutiert.[5] *Helmicus* und *Helmichinus* sind die beiden (normalisierten) lateinischen Formen des Namens, die im Mittelalter in Schweden vorkamen (vgl. SMP 3: Spalte 193).[6]

[3] Laut DGP 1: Spalte 499 sind die Varianten *Helmich* und *Helmcke* friesisch.

[4] Im vorliegenden Beitrag werden Belege aus den heute zu Schweden, aber im Mittelalter zu Dänemark und Norwegen gehörenden Landschaften Schonen, Blekinge, Halland, Bohuslän, Jämtland und Härjedalen nicht berücksichtigt. In SMP 3: Spalte 193f. werden Belege aus diesen Regionen dagegen mit aufgeführt.

[5] Der Name *Helmik*(*e*) kam im Mittelalter auch in Dänemark vor DGP 1: Spalte 499, scheint aber in Norwegen erst ab etwa 1600 belegt zu sein, vgl. Kruken/Stemshaug 2013: 236.

[6] Die meisten der in diesem Abschnitt besprochenen Belege werden in SMP 3: Spalte 193f. behandelt; für Quellenangaben siehe dort. Für Belege, die dort nicht vorkommen, werden die Quellen hier angegeben. Belege werden kursiv gesetzt, Abkürzungen werden dabei aufgelöst und in gerader Schrift gesetzt.

Der Name ist erstmals im Jahre 1334 in lateinischer Form (im Dativ) *Hielmichino* belegt. In einem in Linköping datierten Testament bekommt der Namensträger eine Gabe. Der Beleg zeigt Brechung *e* > *ie* (*Hielm*-) auf, wahrscheinlich in Anlehnung an altschw. *hiælm*(*ber*) ‚Helm'.[7] Hierbei handelt es sich gewiss nicht darum, dass Brechung im 14. Jahrhundert als phonetischer Prozess noch stattfand, sondern um eine Art wiederholtes, womöglich unreflektiertes, Substitutionsmuster *e* > *ie* bei Entlehnung niederdt. Wörter / Elemente; eine andere Möglichkeit wäre, dass der Schreiber Mittelniederdeutsch konnte und die Form mit Brechung als eine Art Lehnübersetzung benutzte.[8]

Der zweitälteste Beleg *Helmicus* stammt aus Visby aus dem Jahre 1350. Der Namensträger war Pfarrer und ist am 10.08.1350 gestorben; wahrscheinlich ist er derselbe wie der im selben Jahre verstorbene *Helmmicus sacerdos*, Klosterbruder (Franziskaner) aus Visby. Die lateinische Form des Namens findet sich auch in dem im Dativ stehenden Beleg *Helmico de Rintelen* aus dem Jahre 1366.[9] Dieser war Bürger in Visby und erhielt in diesem Jahre laut einer Aufzeichnung im Revaler Erbebuch den Erbteil Albert Hundebekes in der besagten gotländischen Stadt.[10] Dass der Name *Helmik*(*e*) im 14. Jahrhundert mehrmals in Visby zu finden ist, hängt sicherlich mit dem norddeutschen Einfluss durch die Hanse seit dem späten 12. Jahrhundert zusammen.[11]

Der erste nicht-lateinische Beleg des Namens *Helmik*(*e*) im mittelalterlichen Schweden stammt aus dem Jahre 1428. In einem mnd. Brief vom 29.09.1428 wird der damalige Dechant im Dom von Uppsala und späterer Ratsherr Helmich van Örden sowohl *Helmich van Norden* als auch *Helmych* genannt.[12] In den altschwedischsprachigen Quellen tritt er meistens als *Helmich* mit *-ch* auf (vgl. SMP 3: Spalte 193), aber in einem Brief vom 24.08.1451, in dem er als Siegelzeuge vorkommt, wird der Name mit *-k*, *Hælmik*, geschrieben. Dieser ist auch der früheste schwedischsprachige Beleg einer Schreibung des Namens mit *-æ-* statt *-e-*. Ende des 15. Jahrhunderts liegt sogar eine *-æ*-Schreibung, *Hælmicus*, in einer lateinischsprachigen Quelle, *Registrum ecclesie Upsaliensis*, vor.[13]

Der früheste Beleg des Namens mit *-k* findet sich jedoch im Stockholmer Steuerbuch (*Stockholms stads skottebok*) aus den frühen 30er Jahren des 15.

---

[7] Vgl. schw. *Hiælmborg* von dt. *Helmburg* SMP 3: Spalte 449.

[8] Für diesen Hinweis danke ich einem anonymen Gutachter.

[9] Weder der Beleg noch die Person wird von Sundqvist 1957 erfasst.

[10] Er kann unmöglich derselbe sein wie der *Helmicus de Rintelen*, der 1285 als Bürger von Minden Zeuge in einer Urkunde aus dieser Stadt vorkommt, vgl. Dittrich 2019: 359.

[11] Vgl. z. B. Yrwing 1986: passim zum Einfluss der Hanse in Visby, ibid.: 36f. zum 12. Jahrhundert.

[12] Vgl. zur Person Moberg 1989: 33.

[13] In diesem Zusammenhang ist ein älterer Beleg derselben Person auf derselben Pagina im *Registrum ecclesie Upsaliensis* zu erwähnen; zur Datierung, vgl. SD 5: 309f. sowie SMP 3: Spalte 193. SD 5: 310 liest an dieser sehr schwer zu lesenden Stelle *Heluicus*, vgl. auch SMP 3: Spalte 193. Ich habe diesen Beleg im Original im Reichsarchiv in Stockholm in ultraviolettem Licht überprüft und eine Schreibung *Helmicus* mit *m* ist genauso denkbar wie *Heluicus* mit *u*.

Jahrhunderts;[14] dort wird ein *Helmik bysseskytte* genannt. Der Beleg steht im Dativ; gleichzeitig kommt dieselbe Person daselbst als *Helmighe* im Nominativ vor. Dieser ist der erste schwedischsprachige Beleg mit *-gh*(*e*) statt *-ch* oder *-k* im Auslaut. Der Name findet sich aber auch im Dativ mit auslautendem *-gh* z. B. am 10.05.1440 im Stockholmer Steuerbuch *Helmigh bøsso mæsteræ* für dieselbe Person. In den mittelalterlichen schwedischen Quellen ist sogar eine lateinische Schreibung des Namens mit *-k-* belegt, und zwar im Gildebuch des *Helga lekamens gille* in Stockholm, wo der oben genannte Helmich van Örden im Jahre 1448 *Helmikinus* geschrieben wird.

Der bekannteste Namensträger des Namens *Helmik*(*e*) im mittelalterlichen Schweden ist sicherlich der Stockholmer Stadtschreiber Helmik van Nörden, dessen Onkel väterlicherseits der oben genannte Helmich van Örden war (Moberg 1989: 33). Der Name *Helmik*(*e*) war somit schon in der Familie präsent, als er dem künftigen Stadtschreiber gegeben wurde. Helmik van Nörden ist am 30.10.1462 erstmals in den schwedischen Quellen, und zwar im Stockholmer Grundbuch, belegt, als sein Vater Herman van Nörden ein Grundstück in Stockholm im Namen seines unmündigen (d. h. noch nicht 15 Jahre alten) Sohnes verkauft (Ibid.: 32). Hier wird sein Name *Helewich* geschrieben: *a Hermen fan Ørdens sons wegna Helewich* (vgl. ibid. mit anderer Schreibung von *Ørden*). Trotz seines geringen Alters hatte Helmik van Nörden aber wahrscheinlich schon in Köln studiert, wo er 1458 unter dem Namen *Helmericus de Norda* als *studiosus ad artes* immatrikuliert worden sei (Ibid.).

Helmik van Nörden kommt selbstverständlich mehrmals in den schwedischen Quellen vor; sein Rufname findet sich dort laut SMP (3: Spalte 194) in neun verschiedenen Formen:[15] 1462 *Helewich*, 1468 *Helwigh*,[16] 1477 *Hielmeka*[17] und *Hielmeca*, 1478 *Helmik*, 1487 *Helmicus*, 1487 *Helmick*,[18] 1494 *Helmich*, und 1511 *Helmiche*. Die Variation in der Wiedergabe seines Namens ist somit groß.

Ab 1487, als er auf seinen Vorgänger Ingevald folgte, bis 1508 war Helmik van Nörden Stadtschreiber in Stockholm (Moberg 1989: 31, 257). Als solcher schrieb er mehrmals seinen eigenen Namen;[19] in dieser Zeit (1487–1508) kommt sein

[14] In Quellen aus dem damals dänischsprachigen Schonen finden sich Formen mit *-k* schon früher, vgl. SMP 3: Spalte 193, z. B. am 04.04.1386: *de Johanne Helmikson*, der in Malmö einen Hof verkauft.

[15] Einige dieser Namensformen kommen mehrmals vor; hier wird lediglich der älteste Beleg der jeweiligen Namensform angegeben.

[16] SMP 3: Spalte 194 gibt an, dass die Person in diesem Beleg *wahrscheinlich* Helmik van Nörden ist.

[17] SMP 3: Spalte 194 gibt fälschlicherweise *Hielmekca* an.

[18] SMP 3: Spalte 194 gibt in einem Fall aus dem Jahre 1500 fälschlicherweise *Helmieck* an.

[19] Der Text in den Stadtbüchern für diese Jahre ist zum allergrößten Teil eigenhändig von Helmik van Nörden niedergeschrieben, vgl. STb 2: XII, STb 3: VIII und STb 4: VIII. Vgl. zu Helmik van Nördens Schreibweise des eigenen Namens auch Moberg 1989: 31.

Rufname in den folgenden Formen in den Stadtbüchern von Stockholm vor:[20] *Helmich* (67-mal), *Helmick* (67-mal) *Helmik* (11-mal), *Helmic* (4-mal), *Helnick* (1-mal) und *Hemick* (1-mal).[21] Von den 151 Mal, die Helmik van Nörden seinen eigenen Rufnamen schreibt, benutzt er somit gleich häufig (67-mal) die Formen *Helmich* und *Helmick*. Die anderen Varianten sind eher als Randerscheinungen zu betrachten, womöglich mit der Ausnahme von *Helmik* ohne *-c-*, die er 11-mal verwendet. Es lassen sich keine zeitlichen Unterschiede zwischen den Schreibvarianten des Namens feststellen; manchmal schreibt er seinen Namen auf derselben Pagina im Stadtbuch in unterschiedlicher Weise (*Helmich* und *Helmick*), was für diese Zeit der großen orthographischen Variation nichts Außergewöhnliches ist. Aus diesem gemischten Gebrauch der Schreibformen lässt sich jedoch schließen, dass sicherlich kein Unterschied in der Aussprache zwischen den Namensformen vorlag.

Wenn es um Helmik van Nörden geht, ist schließlich hervorzuheben, dass er selbst weder eine Schreibung seines Namens mit Brechung *e* > *ie* noch mit der Endung *-a* (z. B. *Hielmeka*) benutzt.[22] Die Schreibung des Namens mit *-ie-* und *-a* wird dagegen konsequent von seinem Vorgänger, Ingevald, benutzt, als er über Helmik van Nörden schreibt. In mindestens einem Falle tut er das zusammen mit der altschwedischen Form des ursprünglich deutschen Namens *Lüdeke*: *tha loth Hielmeka vpp Lydeka bagare en gaard* (STb 1: 152). Es ist zudem in diesem Zusammenhang interessant, dass Ingevald gebürtiger Schwede ohne Familienhintergrund im deutschsprachigen Raum war (vgl. Moberg 1989: 30), während Helmiks Familie eine oder ein paar Generationen zurück von Deutschland nach Schweden eingewandert ist, auch wenn sie schon seit ein paar Generationen in Stockholm wohnte (Ibid.: 33). Helmik war auch sicherlich zweisprachig (Ibid.: 29). Ingevald benutzt im Stockholmer Stadtbuch diese Namensform mit *-ie-* und *-a* auch für zwei andere Personen unbekannten (aber womöglich deutschen) Ursprungs *Hielmeka Sandma*n (1481 und 1482) sowie *Hielmeka fan den Walle* (1481), 1485 *Hielmeka fa*n *der Walle* geschrieben. Hier ist somit ein Unterschied in der Schreibung von *Helmik*(*e*) ausgehend vom sprachlichen Hintergrund des Schreibers festzustellen, indem der schwedischstämmige Ingevald eine altschwedische Form des Namens benutzt, Helmik van Nörden nicht. Die Veränderung der Endung dieser Art Namen und ihre Anpassung an das schwedische Deklinationssystem durch Ingevald ähneln zumindest in Teilen dem Interferenzprozess von slawischen Ortsnamen ins Deutsche, den Hengst (2011: 353–355) beschreibt. Die Namen

[20] Die Stockholmer Stadtbücher wurden ausgehend von Angaben im Register der Ausgaben, STb 2, STb 3 und STb 4, für die aktuelle Zeitperiode ausgewertet.

[21] Die Belege *Helnick* und *Hemick* werden von den Herausgebern der Stadtbücher als Schreibfehler gewertet. Wie aus den beiden Zusammenstellungen hervorgeht, fehlen die letzten drei Schreibvarianten in SMP 3: Spalte 194.

[22] Aus dem Mittelniederdeutschen entlehnte Namen mit der Endung *-ek*(*e*) können im Altschwedischen die Endung *-a* bekommen und werden dann dort als schwache Feminina dekliniert, vgl. Modéer 1964: 46.

werden somit *Integrate* im Altschwedischen und die Endung -(*ek*)*a* (anderenorts manchmal auch -[*ik*]*a* geschrieben) stellt eine Morpheminnovation im Altschwedischen dar (vgl. Hengst 2011: 353f.).

Schließlich soll für den Namen *Helmik*(*e*) im mittelalterlichen Schweden der Beleg *Hælmicke Meÿer* (14.10.1506)[23] erwähnt werden. Der Familienname *Meÿer* lässt auf eine deutsche Herkunft schließen, der Rufname wird aber trotzdem mit der altschwedischen Schreibweise des ersten Vokals (-*æ*-) wiedergegeben. Der Beleg wurde vom anonymen Schreiber von Jakob Andersson und Peder Jakobsson geschrieben, der in der Registratur von Svante Nilsson oft vorkommt. Seine Herkunft ist unbekannt (vgl. Sjödin 1933: 77, 79).

Zusammenfassend lässt sich bezüglich des ursprünglich deutschen Rufnamens *Helmik*(*e*) im mittelalterlichen Schweden Folgendes sagen: Schon im ersten, lateinischen Beleg aus Schweden (1334) liegt Brechung vor: *e* > *ie* (*Hielmichino*). Brechung ist in deutschen Belegen des Namens offenbar nicht zu finden (vgl. z. B. Hartig 1967: 175 und Seibicke 1998: 344f.). Die Schreibung des Namens mit dem nordischen Vokal -*æ*- statt -*e*- (*Hælmik*) ist ab 1451 im mittelalterlichen Schweden belegt und die Endung -(*ek*)*a*, die für die in Schweden vorkommenden, aus dem Mittelniederdeutschen entlehnten Namen mit der Endung -*ek*(*e*) typisch ist, als *Hielmeka* ist ab 1477 belegt. Die in den schwedischen Quellen vorkommende Endung -*ck* scheint in deutschen Belegen nicht vorhanden zu sein bzw. wurde jedenfalls nicht aufgezeichnet (vgl. z. B. ibid.).

Somit ist festzuhalten, dass eine Sonderentwicklung des Namens *Helmik*(*e*) im mittelalterlichen Schweden im Vergleich zum deutschsprachigen Raum stattfindet. Diese hängt sicherlich mit den sprachlichen Verhältnissen und dem sprachlichen Umfeld in Schweden zusammen.

5. *Helmik*(*e*) im nachmittelalterlichen Schweden

In diesem Abschnitt werden nachmittelalterliche Belege des Namens *Helmik*(*e*) in Schweden behandelt.[24] In dieser Zeit sind die sprachlichen Formen des Namens nicht gleich vielfältig wie im Mittelalter, weswegen stärker auf die benannten Personen fokussiert wird.

Die schwedischen Quellen aus der Zeit nach 1520 wurden bis jetzt weniger exzerpiert als die mittelalterlichen. In SMPs finden sich aus dem 16. Jahrhundert nach 1520 sechs Belege des Namens für vier verschiedene Personen. Am 06.05.1545 tritt eine *hustrv Elizabette Lambrict Helmichs* in Stockholm in einen Zwist vor Gericht (STb NF 1: 78). Hier handelt es sich jedoch wahrscheinlich um

[23] In SMP 3: Spalte 194 als *Meyer* wiedergegeben.

[24] *Elin Helmikx*, wahrscheinlich eine Frau oder Tochter von einem Helmik, die in den 1520er Jahren in den Gedenkbüchern Stockholms erwähnt wird, vgl. SMPs, kommt schon im Mittelalter vor, vgl. SMP 3: Spalte 194, und wird hier nicht weiter behandelt.

einen Schreibfehler für den in den späten 20er Jahren des 16. Jahrhunderts mehrmals vorkommenden Lambrect Helmis (vgl. STb 1524–29: 399f.). Im Jahre 1568 muss *helmich salmakar*e ‚Sattler' in Arboga wegen einer Schlägerei 10 Mark bezahlen (ATb 4: 142). Im Juni 1575 wird vor Gericht in Stockholm ein verstorbener *Helmeke smedz* ‚Schmid' genannt, zweimal in der Form *Helmeke* und einmal in der Form *Helmichz* (im Genitiv) (STb NF 4: 588). Hier werden somit in derselben Urkunde zwei verschiedene Varianten des Namens benutzt, um auf dieselbe Person zu referieren. Im Jahre 1581 fordert *Helmeke Rosenaw* vor dem Rathausgericht in Stockholm Geld von einem *Melch*er *Folg*er (STb NF 6: 258). Die Forderung wird später im selben Jahre wiederholt, hier ist die Form des Familiennamens etwas anders: *Helmeke Rosenow* (Ibid.: 268). Eben dieser Familienname legt eine deutsche Herkunft des Namensträgers äußerst nahe.[25]

Neben den Gedenkbüchern aus Arboga (1521–1569) und Stockholm (1521–1635), aus denen diese Belege stammen, sind für den vorliegenden Beitrag die Personenregister der Ausgaben der nachmittelalterlichen Teile der Gedenkbücher aus den Städten Enköping, Gävle, Jönköping und Vadstena sowie die Personenregister der Ausgaben der Registratur König Gustavs des ersten (1521–1560) und Fredrikssons (1974) Sammlung von schwedischen Taufnamen am Ende des 16. Jahrhunderts durchgegangen worden. Dort kann der Name *Helmik*(*e*) nicht belegt werden. Hieraus ist zu schließen, dass der Name im 16. Jahrhundert in Schweden sicherlich äußerst ungewöhnlich war.

Ab Mitte des 17. Jahrhunderts findet sich der Name wieder in den Quellen. Viele der Namensträger ab dann scheinen Mitglieder eines Geschlechts zu sein. Dieses geht von einem Helmich von Elswich aus. Im Jahre 1650 erhielten die Gebrüder Henrich und Helmich von Elswich aus Lübeck die Bürgerschaft in Stockholm. Der erstere wurde 1675 als Henrik von Elswichshusen nobilitiert (Hildebrand 1950: 413). Helmich von Elswich soll einen gleichnamigen Sohn gehabt haben, der im Jahre 1657 (vermutlich in der deutschen Kirche zu Stockholm) getauft wurde (Lüdeke 1823: 510); von ihm konnte aber nichts Weiteres in den Quellen gefunden werden.

Auch der wohl bekannteste Schwede mit dem Vornamen *Helmich*, der Komponist Johan Helmich Roman (1694–1758), gehörte diesem Geschlecht von Helmich von Elswich an. Er war der älteste Sohn von Johan Roman, Violinist und Mitglied der königlichen Hofkapelle in Schweden, und Catharina Margaretha von Elswich (Helenius-Öberg 1998–2000: 292).[26] Sie war die Tochter des 1650 in Stockholm eingebürgerten Helmich von Elswichs und wurde 1666 in Stockholm geboren (Kjellberg 1979: 475, Lüdeke 1823: 510). Auch der älteste Sohn von Johan Helmich Roman erhielt den Namen *Helmich*; bei Lüdeke (1823: 512) ist er als

[25] Im Jahre 1589 wird zudem im Stockholmer Gedenkbuch ein *Helmich Marqwardz* genannt, dieser ist aber „borgere vdj Lÿbeck" ‚Bürger in Lübeck' STb NF 8: 57 und bleibt hier somit unberücksichtigt.

[26] Zur Biographie von Johan Helmich Roman siehe Helenius-Öberg 1998–2000: 292–297.

Johann Helmich R. aufgeführt. Er wurde 1732 geboren, „widmete sich dem Handel" und starb 1757 (Ibid.). Der Komponist Johan Helmich Roman bekam noch drei Söhne (vgl. Ibid.), aber nur der erwähnte älteste erhielt den Namen *Helmich*. Auch der Komponist war der älteste Sohn seiner Eltern. In diesem Zweig des Geschlechts scheint also der älteste Sohn, als Nachbenennung in der Familie nach älteren Vorfahren (vgl. Nübling/Fahlbusch/Heuser 2015: 181), den Namen *Helmich* zu bekommen.

Der oben genannte Helmich von Elswich, Großvater des Komponisten Johan Helmich Romans, hatte im Jahre 1660 schon eine andere Tochter, Maria, bekommen. Sie heiratete einen Erik Åkerman und im Jahre 1690 bekamen sie einen Sohn, der auf den Namen *Erik Helmich Åkerman* getauft wurde (Elgenstierna 1936: 189). In VSP ist er nach Leijonhufvud (1916: 8) als *Erik Helmig Akerman* belegt, wobei *Helmig* auf der Karteikarte als Rufname gekennzeichnet ist.[27] Auch bei von Henel (1735: 42) ist er als *Eric Helmich Åkerman*, Leutnant am Dragonerregiment Bohusläns, verzeichnet. Erik Helmich Åkerman wurde also Militär (er beendete seine Laufbahn als Kapitän), zog von Stockholm in die Region Bohuslän, nördlich von Göteborg und starb 1762 (Elgenstierna 1936: 189). Er bekam fünf Söhne (vgl. Ibid. und Szabad 2008: 1072), von denen zwei in diesem Zusammenhang relevant sind. Erstens betrifft dies, wegen seines zweiten Rufnamens, Christian Helmich Åkerman (Szabad 2008: 1072), der im Jahre 1779 als „handelsman" ‚Händler' Bürger von Göteborg wurde (Långström 1926: 119). Zweitens Fredrik Magnus Åkerman, der selber auch fünf Söhne bekam (vgl. Elgenstierna 1936: 189 und Szabad 2008: 1072), von diesen einen namens *Anders Helmich Åkerman*, geboren am 19.01.1791 (Szabad 2008: 1072). Im Geburtenbuch wird der Name *Helmik* geschrieben [2]. Dieser Anders Helmich wurde im Jahre 1812 als *And. H. Åkerman* als „grosshandlare" ‚Großhändler' Bürger von Göteborg (Långström 1926: 156) und er starb 1869 (*Sveriges dödbok 8.00*). Der Vorname *Helmich* findet somit in der Familie Åkerman immer wieder Verwendung und stellt somit auch in diesem Geschlechtszweig ein Beispiel von Nachbenennung in der Familie dar. Interessant hierbei ist, dass die phonologisch nicht integrierte Form sich durchgesetzt hat. Die deutsche Namensform, und somit die deutsche Herkunft, wurde dadurch bewahrt und weitergegeben.[28]

Im 19. Jahrhundert findet sich schließlich ein weiterer Åkerman mit diesem Namen. Es handelt sich um Rikard Helmik Åkerman, der am 04.02.1866 Anna Maria Simmingsköld heiratete. Er wurde 1822 in Göteborg geboren und starb 1888 auf dem Hof Bäck im Kirchspiel Västerlanda in Bohuslän (Elgenstierna 1932: 270). In VSP ist er im Jahre 1853 als *Richard Helmich Åkerman* belegt, als er in diesem Jahre Bürger von Göteborg wurde (vgl. Långström 1926: 202). Seine

[27] Leijonhufvud 1916: 8 führt neben *Helmig* in Klammern auch die Schreibung *Helmich* auf.

[28] Für diesen Hinweis danke ich einem anonymen Gutachter.

Verwandtschaft mit den oben genannten Åkermans ist wegen des zweiten Vornamens *Helmich* wahrscheinlich, konnte aber nicht festgestellt werden.[29]

In den schwedischen Volkszählungen aus den Jahren 1880, 1890, 1900 und 1910 (vgl. [3]) lässt sich der Name für weitere sechs Personen belegen, die im (späten) 19. Jahrhundert geboren sind:[30] *Johan Helmik Strömberg* (1819–1915), *Richard Helmich Ericsson* (1856–?)[31], *Albert Helmick Bengtsson* (1867–1897), *Olof Helmick Carlsson* (1871–?, 1889 nach Amerika ausgewandert), *Helmick Albin Severin Andersson* (1893–?, 1911 nach Amerika ausgewandert)[32] und *Ture Malte Helmig Andersson* (1895–1935). Zu den oben genannten kommen im 19. Jahrhundert ein *Johan Helmig Klod* (1810–1839) (*Sveriges dödbok 8.00*) sowie ein *Axel Helmik Åkerman*, der im Jahre 1870 nach Amerika ausgewandert ist (vgl. [1] s. v. *Helmik*).

Es liegen im 19. Jahrhundert somit vier Varianten des Namens in Schweden vor: *Helmik*, *Helmick*, *Helmich* und *Helmig*. Von ihnen finden sich *Helmich* und *Helmig* auch bei jeweils zwei Männern, die im 20. Jahrhundert geboren wurden.[33] Im Jahre 2023 kommt der Name in der Form *Helmich* in Schweden immer noch vor, ist aber äußerst ungewöhnlich.[34]

6. Fazit

Der Name *Helmik*(*e*) ist im mittelalterlichen Schweden zuerst im Jahre 1334 in lateinischer Form (im Dativ) *Hielmichino* belegt. Danach kommt er im Laufe des Mittelalters in unterschiedlichen Formen durchgängig vor. Gewöhnliche Schreibvarianten sind *Helmich*, *Helmick*, *Helmik* und *Helmigh*. Weiter ist die ins Schwedische integrierte Form *Hielmeka* (mit Brechung) zu finden. Im nachmittelalterlichen Teil des 16. Jahrhunderts ist der Name nicht oft belegt und war somit sicherlich äußerst ungewöhnlich. Ab dem 17. Jahrhundert kommen die spärlichen Belege des Namens insbesondere bei den Nachkommen des im Jahre 1650 in Stockholm eingebürgerten Lübeckers Helmich von Elswich vor. In den

[29] In *Sveriges dödbok 8.00* wird ein *Åkerman, Erik Helmick* (1776–1830) erwähnt. Dieser heißt laut des maschinengeschriebenen Registers des Totenbuchs von Göteborgs Karl Johans Gemeinde *Åkerman, Eric Hellvick*, vgl. [3]. Auch ich lese *Hellvick* im Original [4]: 406. Wahrscheinlich kannte der Schreiber den ungewöhnlichen Namen *Helmick* nicht und hat ihn mit dem damals bekannteren Namen *Helvig*, auch manchmal *Helvik* geschrieben, verwechselt.

[30] Die Namensformen wurden mit dem Original verglichen. Die Angaben zum Todesjahr stammen ggf. aus *Sveriges dödbok 8.00*, die Angaben zur Emigration aus [5].

[31] Er befand sich bei der Volkszählung 1880 in Amerika, vgl. [6].

[32] In [7]: 4, wird er *Helmich* geschrieben, im Original lese ich aber *Helmick*.

[33] Aus Datenschutzgründen wird hier nicht auf die einzelnen Personen eingegangen.

[34] Vgl. [8], s. v. *Helmich*. Aus Datenschutzgründen wird die genaue Anzahl der Männer, die den Namen tragen, nicht erwähnt.

Volkszählungen des 19. Jahrhunderts finden sich aber auch Belege des Namens, die offensichtlich keine Verbindung zu dieser Familie haben.

Bis auf *Hielmeka*, eine Namensform, die nachmittelalterlich nicht belegt ist und die im Mittelalter vorwiegend vom Stockholmer Stadtschreiber Ingevald benutzt wurde, sind nach 1520 dieselben Namensformen wie im Mittelalter (aber teilweise in etwas anderer Schreibweise), *Helmich*, *Helmick*, *Helmik* und *Helmig*, zu finden. Der Vorname existiert in Schweden in der Form *Helmich* im Jahre 2023 immer noch, ist aber äußerst ungewöhnlich. Es lässt sich nicht ganz sicher feststellen, ob der Rufname *Helmik*(*e*) seit dem Mittelalter ununterbrochen in Schweden benutzt wurde, oder ob er im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert nicht in Gebrauch war, bis er Mitte des 17. Jahrhunderts unter deutschen Einwanderern in Stockholm wieder nachzuweisen ist. Spätestens seitdem wird der Name aber ununterbrochen, wenn auch selten, in Schweden benutzt.

Die vorliegende Studie macht deutlich, dass die Interferenz von Rufnamen ein wichtiger Teil der Kontaktonomastik ausmacht. Zum Beispiel zeigt die Namensform *Hielmeka* im mittelalterlichen Schweden, dass Modelle, die zur Beschreibung sprachlicher Integration von Ortsnamen entwickelt wurden, auch für anthroponymische Kontaktsituationen zumindest teilweise appliziert werden können. Namen, die ursprünglich aus dem niederdt. Raum stammen, wurden *Inegrate* im Altschwedischen und die Endung -(*ek*)*a* / -(*ik*)*a* war eine Morpheminnovation in der Sprache (vgl. Hengst 2011: 353f.). Hengst führt dort Morpheminnovationen wie -*itz*, -*litz* und -*ow* aus dem Slawischen bei deutschen Ortsnamen an.

Nachmittelalterlich wurde der Name *Helmik*(*e*) meist den in Schweden geborenen Nachkommen von Deutschstämmigen vergeben und allmählich, spätestens im 19. Jahrhundert, wurden, wie die Volkszählungen zeigen, auch Kinder nicht-deutschstämmiger Eltern auf den Namen getauft. Im 20. Jahrhundert wird der Name immer ungewöhnlicher, vielleicht hängt dies damit zusammen, dass der Einfluss des Deutschen in Schweden immer geringer wurde.

Dieser Beitrag zum Rufnamen *Helmik*(*e*) in Schweden verdeutlicht, dass größer angelegte Studien künftig für weitere Aufklärung darüber sorgen müssen, was mit Personennamen und Personennamensystemen bei Kontakten von Menschen aus verschiedenen Kulturen passiert. Hierfür sind breit aufgestellte Modelle zur sprachlichen Integration von Personennamen bei und nach Kontaktsituationen herauszuarbeiten.

Bibliographie

Primärliteratur

ATb 4 = Noreen, Erik (Hg.), *Arboga stads tänkebok 1534–1569*, Uppsala 1941.

Digitaliserade register till kyrkoarkiven, Göteborgs- och Bohus län (1730–1860), Riksarkivet [3].

Folkräkning 1880, Göteborg Stadens rote 11, Göteborgs och Bohus län, Riksarkivet [6].

Folkräkning 1910, Sandby församling, Kalmar län, Riksarkivet [7].

Göteborgs Gustavi eller Domkyrkoförsamlings kyrkoarkiv C3, 19.01.1791, Riksarkivet [2].

Göteborgs Karl Johans församlings kyrkoarkiv C1, Riksarkivet [4].

SD 5 = Hildebrand, Bror Emil (Hg.), Svenskt diplomatarium. Femte bandet. Åren 1341–1347, Stockholm 1858 und 1865.

SMPs = Ordbok över Sveriges medeltida personnamn, Sammlungen, Institutet för språk och folkminnen, Uppsala.

STb 1 = Hildebrand, Emil (Hg.), *Stockholms stads tänkeböcker 1474–1483 samt burspråk*, Stockholm 1917.

STb 2 = Carlsson, Gottfrid (Hg.), *Stockholms stads tänkeböcker 1483–1492*, Stockholm 1944.

STb 3 = Almquist, Johan Axel (Hg.), *Stockholms stads tänkeböcker 1492–1500*, Stockholm 1930.

STb 4 = Almquist, Johan Axel (Hg.), *Stockholms stads tänkeböcker 1504–1514*, Stockholm 1931.

STb 1524–29 = Larsson, Ludvig (Hg.), *Stockholms stads tänkebok 1524–29. m. m. Av M:r Olauus Petri Phase*, Lund 1929.

STb NF 1 = Almquist, Johan Axel (Hg.), *Stockholms stads tänkeböcker 1544–1548*, Stockholm 1936.

STb NF 4 = Almquist, Johan Axel (Hg.), *Stockholms stads tänkeböcker 1568–1575*, Stockholm 1941.

STb NF 6 = Almquist, Johan Axel (Hg.), *Stockholms stads tänkeböcker 1578–1583*, Stockholm 1945.

STb NF 8 = Almquist, Johan Axel (Hg.), *Stockholms stads tänkeböcker 1589–1591*, Stockholm 1948.

VSP = Sammlungen des Vetenskapssamhällets personnamnskommittés, Institutet för språk och folkminnen, Uppsala.

Sekundärliteratur

Bergmann, Rolf, „Das methodische Dilemma der Interferenz-Onomastik oder: Ist *Altmühl* ein deutscher Name?“, in: Haubrichs, Wolfgang/Tiefenbach, Heinrich (Hg.), *Interferenz-Onomastik. Namen in Grenz- und Begegnungsräumen in Geschichte und Gegenwart. Saarbrücker Kolloquium des Arbeitskreises für Namenforschung vom 5.–7. Oktober 2006*, Saarbrücken 2011, 29–44.

DGP 1 = *Danmarks gamle personnavne. Paa Carlsbergsfondets bekostning udgivet af Gunnar Knudsen og Marius Kristeinsen und medvirkning af Rikard Hornby. I. Fornavne. Første Halvbind. A – K*, Kopenhagen 1936–1940.

Dittrich, Ursula-Barbara (Hg.), *Urkundenbuch des Klosters Loccum. Band 1. 1173–1397*, Göttingen 2019.

Elgenstierna, Gustaf, *Den introducerade svenska adelns ättartavlor. Med tillägg och rättelser. VII Schildt–Sture*, Stockholm 1932.

Elgenstierna, Gustaf, *Den introducerade svenska adelns ättartavlor. Med tillägg och rättelser. IX Wrangel–Östner*, Stockholm 1936.

Fredriksson, Ingwar, *Svenskt dopnamnsskick vid 1500-talets slut*, Lund 1974.

Hartig, Joachim, *Die münsterländischen Rufnamen im späten Mittelalter*, Köln/Graz 1967.

Haubrichs, Wolfgang, „Chancen, Risiken und Methoden einer anthroponymischen Interferenz-Onomastik des Mittelalters“, in: Haubrichs, Wolfgang/Jochum-Godglück, Christa (Hg.), *Kulturelle Integration und Personennamen im Mittelalter*, Berlin/Boston 2019, 1–23.

Helenius-Öberg, Eva, „Roman, Johan Helmich“, in: Nilzén, Göran (Hg.): *Svenskt biografiskt lexikon. 30: Retzius–Ryd*, Stockholm 1998–2000, 292–297.

Henel, Andreas Jochim von, *Det anno MDCCXXV florerande Swerige. Eller Fullkommelig Beskrifning om den mycket kloka och högst=berömmeligste Regerings Författning, Inrättning och Beskaffenhet uti Riket*, Stockholm 1735.

Hengst, Karlheinz, „Sprachliche Zeugnisse aus dem mittelalterlichen deutsch-slawischen Kontaktraum zwischen Saale und Mulde ab dem zehnten Jahrhundert und ihre Interpretation“, in: Haubrichs, Wolfgang/Tiefenbach, Heinrich (Hg.), *Interferenz-Onomastik. Namen in Grenz- und Begegnungsräumen in Geschichte und Gegenwart. Saarbrücker Kolloquium des Arbeitskreises für Namenforschung vom 5.–7. Oktober 2006*, Saarbrücken 2011, 347–366.

Hildebrand, Bengt, „von Elswichshusen, Henrik“, in: Hildebrand, Bengt (Hg.), *Svenskt biografiskt lexikon. 13: Ekman–Enwall*. Stockholm 1950, 413–416.

Kjellberg, Erik, *Kungliga musiker i Sverige under stormaktstiden. Studier kring deras organisation, verksamheter och status ca 1620 – ca 1720*, Uppsala 1979.

Kruken, Kristoffer/Stemshaug, Ola, *Norsk personnamnleksikon. 3. utgåva*, Oslo 2013.

Leijonhufvud, Erik, „Upplands ståndsdragonregemente“, *Personhistorisk tidskrift* 18 (1916), 71–85.

Lüdeke, Johann Anton August, *Denkmal der Wieder-Eröffnung der Deutschen Kirche in Stockholm zur öffentlichen Gottes-Verehrung, nach vollendeter Ausbesserung, 1821. Eine Predigt mit diplomatisch-historischen Beylagen*, Stockholm 1823.

Långström, Erland (Hg), *Göteborgs stads borgarelängd 1621–1864*, Göteborg 1926.

Mähl, Stefan, *geven vnde screven tho deme holme. Variablenlinguistische Untersuchungen zur mittelniederdeutschen Schreibsprache in Stockholm*, Uppsala 2008.

Moberg, Lena, *Lågtyskt och svenskt i Stockholms medeltida tänkeböcker*, Uppsala 1989.

Modéer, Ivar, *Svenska personnamn. Handbok för universitetsbruk och självstudier*, Lund 1964.

Nübling, Damaris/Fahlbusch, Fabian/Heuser, Rita, *Namen. Eine Einführung in die Onomastik. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage*, Tübingen 2015.

Schlaug, Wilhelm, *Studien zu den altsächsischen Personennamen des 11. und 12. Jahrhunderts*, Lund/Kopenhagen 1955.

Seibicke, Wilfried, *Historisches Deutsches Vornamenbuch. Band 2. F – K*. Berlin/New York 1998.

Sjödin, Lars, „Meddelanden om kanslistilar under de yngre Sturarnas och Gustav Vasas tid“, *Meddelanden från svenska Riksarkivet för år 1933* (1933), 62–149.

SMP 3 = *Sveriges medeltida personnamn. Utgivna av Institutet för språk och folkminnen. Förnamn. Band 3. Hans–Iogærdh*, [Uppsala] 1995–2006.

Sundqvist, Birger, *Deutsche und niederländische Personenbeinamen in Schweden bis 1420. Beinamen nach Herkunft und Wohnstätte*, Stockholm 1957.

Sveriges dödbok 8.00 = Digitale Ressource von Sveriges släktforskarförbund: *Sveriges dödbok 1830–2020 (Version 8.00)*.

Szabad, Carl, *Suppelment till den introducerade svenska adelns ättartavlor. Ursprungligen utgivna av Gustaf Elgenstierna. Del 2*, Solna 2008.

Waldispühl, Michelle, „Historische Rufnamen im Kontakt. Integration der altisländischen Pilgernamen auf der Reichenau in die mittelhochdeutsche Schreibsprache“, in: Kempf, Luise/Nübling, Damaris/Schmuck, Mirjam (Hg.), *Linguistik der Eigennamen*, Berlin/Boston 2020, 21–41.

Yrwing, Hugo, *Visby – Hansestad på Gotland*, Stockholm 1986.

Internetquellen

[1] Riksarkivet <https://sok.riksarkivet.se/folkrakningar> (27.12.2022).

[2] *Göteborgs Gustavi eller Domkyrkoförsamlings kyrkoarkiv* C3, 19.01.1791, Riksarkivet, <https://sok.riksarkivet.se/bildvisning/A0007176_00098> (10.1.23).

[3] *Digitaliserade register till kyrkoarkiven, Göteborgs- och Bohus län (1730–1860)*, Riksarkivet, <https://sok.riksarkivet.se/bildvisning/C0040410_00154> (10.1.23).

[4] *Göteborgs Karl Johans församlings kyrkoarkiv* C1, Riksarkivet, <https://sok.riksarkivet.se/bildvisning/C0040828_00206> (10.1.23).

[5] Emiweb <https://emiweb.se/> (27.12.2022).

[6] *Folkräkning 1880, Göteborg Stadens rote 11, Göteborgs och Bohus län*, Riksarkivet, <https://sok.riksarkivet.se/bildvisning/Folk_814211-380> (27.12. 2022).

[7] *Folkräkning 1910, Sandby församling, Kalmar län*, Riksarkivet, <https://sok.riksarkivet.se/bildvisning/Folk_108085-004> (31.5. 2023).

[8] Skatteverket
<https://www.skatteverket.se/privat/folkbokforing/namn/bytaefternamn/sokhurmangasomharettvisstnamn.4.515a6be615c637b9aa413027.html> (9.1.2023).

Klingende Namen. Morphologisch-phonetische Charakteristika von Poetonymen in Liedern

Dessislava Stoeva-Holm

1. Einleitung

Wie wichtig insbesondere Eigennamen sind, die durch ihre Referenz auf ein Einzelnes, auf ein Individuum verweisen, lässt sich aus der Tatsache ersehen, dass sie eine anthropologische Konstante in den meisten Sprach- und Kulturgemeinschaften sind. Eigennamen sind auch aus Artefakten wie Literatur und Kunst nicht wegzudenken, was zu einer Anzahl von wissenschaftlichen Betrachtungen in diesen Bereichen geführt hat. Stark präsent sind jedoch auch linguistische Betrachtungen.[1] Der vorliegende Beitrag ist einer linguistischen Betrachtung des Namengebrauchs verpflichtet, jedoch widmet er sich dem Gebrauch von Namen in Liedern und bewegt sich somit im Grenzbereich Kunst und Sprache, wobei davon ausgegangen wird, dass bei der Wahl der Namen nicht nur Rücksicht auf biologisches Geschlecht genommen wird, das Soziologen zufolge den zentralen Informationsgehalt ausmacht und in der Regel vom Rufnamen erfüllt wird (Alford 1988: 66)[2], sondern dass auch Faktoren wie Singbarkeit, Klangfülle und Euphonie ausschlaggebend sind. Aus linguistischer Perspektive sollen deshalb sowohl morphologisch-strukturelle als auch phonetische Charakteristika der benutzten Namen herausgefiltert werden, die im Kontext der Klangharmonie und -ästhetik gesehen werden. Konkret bedeutet dies, dass der Frage nachgegangen wird: a) welche Muster bezüglich der Länge und Silbenanzahl der Namen festgestellt werden können und b) welche Realisierungen an Vokalen und Konsonanten in den Namen besonders auffällig sind. Angesichts der großen Wahlfreiheit der Liedermacher geht es somit um das Erschließen von

[1] Zu erwähnen wären hier insbesondere die Arbeiten von Nübling 2009: 2012 bezüglich Namenwahl und sprachliche Konstruktion von Geschlechtsidentität.

[2] Namensysteme sind in der Regel in Bezug auf das biologische Geschlecht binär codiert.

Gebrauchspräferenzen und -mustern in Bezug auf diese zwei Parametern bei der Namenwahl.

In Anlehnung an Kalverkämper (1994) könnte ein Eigenname definiert werden als:

> Ein Sprachzeichen (bzw. eine Sprachzeichenkette) […], wenn es als solche[s] intendiert [...] und über geeignete kontextuelle Sprachmittel wie auch situative (pragmatische) Signale als ein Name verstanden ist. (Kalverkämper 1994: 208)

Der Hauptunterschied zwischen einem Eigennamen und einem Namen in einem künstlerischen Werk, einem Poetonym, würde darin bestehen, dass Poetonyme im Grunde auf fiktive Referenten verweisen und Idealbilder von diesen im Bewusstsein der Rezipienten evozieren. Auf die starke Kontextgebundenheit als wesentliches Merkmal von Poetonymen haben neben Kalverkämper (1978) auch Aschenberg (1991), Hanno-Weber (1997), Sobanski (2000) hingewiesen, was a priori nicht ausschließt, dass in künstlerischen Texten auch real existierende Namensträger mit ihren Namen eingesetzt werden. Debus (2002: 203) unterscheidet kontextgebunden zwischen sujetinternen Namen und sujetexternen Namen in literarischen Werken, die beide auf ihre Art die Fiktion gestalten (s. Abb. 1):

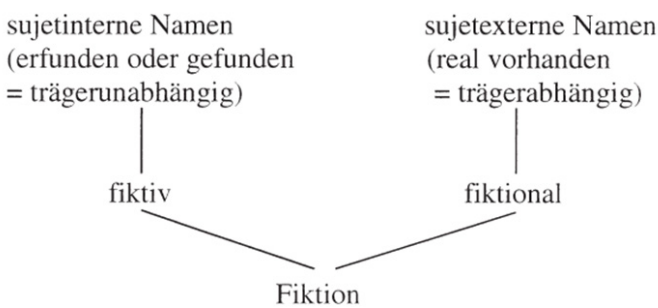

Abb. 1: Namentaxonomie bei Debus (2002: 203)

Die sujetinternen Namen sind die erfundenen oder gewählten Namen, die nicht mit einem konkreten Träger dieser verbunden sind. Die sujetexternen Namen hingegen sind an real existierende Personen gebunden, die in den Texten als Akteure auftauchen, oder über die in den Texten erzählt wird.

In Geschichten, Romanen, Erzählungen und anderen künstlerischen Gattungen, dienen Poetonyme jedoch nicht nur dazu, Figuren und Akteure zu benennen und dadurch identifizierbar zu machen, diese zu charakterisieren[3] und zu

[3] Die Charakterisierung bezieht sich auf die Eigenschaften von Namen, die Träger näher zu kennzeichnen - *Theo* ist unauffällig, wogegen *Resi* auf einen süddeutschen Kontext hinweist.

fiktionalisieren[4], sondern sie werden gezielt gewählt oder geschaffen, um bestimmte Handlungsabläufe logisch-argumentativ erfassbar zu gestalten, einem erzählten Szenario eine nachvollziehbare Struktur zu verleihen.[5] Sie sollen das Abbilden und Aushandeln menschlicher Beziehungen im Text gewährleisten und sind demzufolge ein erzähltechnisches Mittel, das über Angaben zum Geschlecht in der Personengalerie hinausgeht. Realistisch aufzufassendes Handlungsgeschehen und realistisch aufzufassende Figuren bekommen auch authentische und real aufzufassende Namen (Lamping 1983: 34). Auch Hanno-Weber (1997: 92) zufolge müssten die Namen möglichst authentisch erscheinen, damit Rezipienten die Geschichte für wahr nehmen. Die Namenwahl nimmt teil bei der Entfaltung des Textes als gesamtästhetisches Produkt, denn Namen und Namengruppen können sich wie ein Leitmotiv durch einen Text ziehen (vgl. Kopelke 1990). Hanno-Weber (1997: 92) ist der Auffassung: „Der Name soll nicht sprechen, sondern wirken" und räumt somit Platz für Fragen zur Wirkungsästhetik von Namen ein.

2. Poetonyme in einem massenmedialen Kontext

Auf dem 22. Internationalen Kongress für Namenforschung in Pisa (28.8.–4.9.2005) wies der Onomastiker Karlheinz Hengst darauf hin, dass es zwar sehr gute Studien zu Namen in der Literatur, zu den Poetonymen gäbe, aber ein deutlicher Mangel an weiteren Studien in verschiedenen Textsorten bestehen würde. Er schreibt:

> Es stehen jedoch noch Untersuchungen aus zu Textsorten bzw. zu Genres generell. Gleiches gilt auch […] zu solchen Textsorten, die von sehr vielen Menschen nahezu täglich rezipiert werden können, sei es in den Printmedien oder im TV-Bereich bzw. auch im Internet. Möglicherweise werden derlei literarische Texte schon als zum Rand- oder Grenzbereich der Belletristik oder des künstlerischen Textes zum Fach- oder Sachtext hin gehörig gesehen und daher weniger beachtet. (Hengst 2006: 14)

Weitgehend unerforscht ist die Sachlage mit Poetonymen in Liedern aus dem Bereich der Populärmusik[6], die hier als kommerzielle Unterhaltungsmusik verstanden wird. Obwohl das Lied als multimediales Gebilde für die auditive Rezeption vorgesehen ist, könnte man es als „sangbare lyr. Gattung" definieren

[4] Dass die Fiktionalisierung eine wesentliche Rolle in den künstlerischen Werken spielt, wurde in verschiedenen Arbeiten mehrfach betont. Der Begriff vermittelt aber etwas einseitig den Eindruck des Nicht-Realen, Unglaubwürdigen. Es soll jedoch darauf hingewiesen werden, dass über die Fiktionalisierungsfunktion auch eine authentisch-reale Atmosphäre entstehen kann.

[5] Es soll betont werden, dass die unterschiedlichen Funktionen als Typen gedacht sind, die in den Texten nicht immer genau zu trennen sind. Lamping 1983: 47 spricht in diesem Zusammenhang von Übergängen und Mischformen, denn häufig üben Namen mehrere Funktionen gleichzeitig aus.

[6] Klassische Musik, Volksmusik und Jazz werden hier nicht unter dem Begriff der Populärmusik eingeordnet.

(Metzler [2]1990: 268). Dieser Definition zufolge kann es konzeptuell als Text betrachtet werden, der auf besondere Weise und zwar als Hörereignis rezipiert wird. Zu beschreiben wäre ein Hörereignis mittels der Kategorien Raum, Zeit und Spektrum – letzteres als subjektive Empfindungsgröße verstanden, die sich z. B. durch Klangfarbe, Dynamik und Lautheit auszeichnet, ein Hörereignis, in dem alle Schallphänomene wie Laute, Wörter, Geräusche, Klänge gleichwertig sind.

Als ein Hörereignis für die massenmediale Unterhaltung gehört das Lied jedoch zu den von Hengst (2006: 14) angesprochenen Texten, die dem Rand- oder Grenzbereich der Belletristik angehören. Dies hat zur Folge, dass diesen kurzen Texten in sprach- und literaturwissenschaftlichen Studien auch deutlich weniger Aufmerksamkeit gewidmet wird, als z. B. belletristischen und anderen künstlerischen Texten. Gleichzeitig werden Lieder durch ihre mediale Präsenz im Radio, Fernsehen, auf Youtube, Spotify und anderen Kanälen der Verbreitung von großen Abnehmergruppen rezipiert. Für Texte, die im kommerziellen Bereich entstehen, gelten nach Faulstich (1978: 107) jedoch andere Regeln als für künstlerische Texte. Obwohl Faulstichs Modell aus Ende der 1970er Jahre stammt und in Bezug auf die heutige Medienlandschaft abgewandelt werden könnte, soll es hier angeführt werden, da es grundsätzlich auf die komplexen Zusammenhänge und Faktoren hinweist, in denen ein Lied in der massenmedialen Unterhaltung erscheint (Abb. 2).

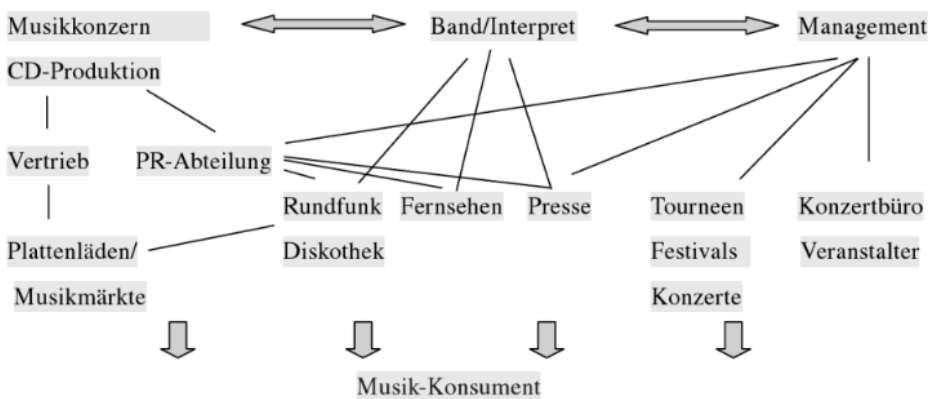

Abb. 2: Kommerzielle Lieder und deren Ko- und Kontexte (Faulstich 1978: 107)

Das Modell gibt die Zusammenhänge und Faktoren und somit die Ko- und Kontexte an, an die sich das Verfassen eines Liedes orientiert. Aus dem Modell ist aber auch ersichtlich, dass die Ansprechfähigkeit einer Publikumsmehrheit, wie es die Musik-Rezipienten sind, eines der wichtigsten Kriterien und somit Aufgabe des Liedes ist. Diesem Kriterium der Ansprechfähigkeit ist auch die Wahl der Poetonyme als Textbaustein unterworfen. Da aber die besondere Vortragsform des Textes als

Gesang die Aufmerksamkeit der Rezipienten auf sich lenken soll, entsteht die Frage nach dem Zusammenhang von Textgattung, Klangästhetik und Poetonymwahl – Faktoren, die diese Ansprechbarkeit gewährleisten sollen.

Dass Klangästhetik eine besonders wichtige Rolle in der Namengebung in künstlerischen Werken hat, darauf verwies Debus (1998) nach einer Befragung von Dichtern. Er kam zur Schlussfolgerung, dass Dichter in der Regel die Namen nicht willkürlich auswählen (Debus 1998: 45 f.). Er schreibt in seinem Artikel *Funktionen literarischer Namen* aus dem Jahre 2004:

> Wenn etwa Fontane in »Frau Jenny Treibel« einen Sänger Adolar Krola benennt, so vermittelt die rhythmisierte Abfolge der volltönenden Vokale *a – o – a – o – a* zweifellos einen klangästhetischen Effekt, abgesehen davon, dass in Carl Maria von Webers Oper »Euryanthe« ein Graf mit dem Vornamen Adolar vorkommt. Ein Gegenstück dazu bildet der Name des Don Horribilikribifax bei Andreas Gryphius. (Debus 2004: 6)

Hier verbindet Debus Klangästhetik mit Klangsymbolik. Sogenannte klangsymbolische Namen, bei denen es um bestimmte Klangeffekte und Klangkombinationen geht, haben somit Debus zufolge charakterisierende Funktion. Konkrete Hinweise zum Prinzip der Klangsymbolik und zu deren zentraler Rolle bei der Wahl von literarischen Namen finden sich auch bei Jean Paul (vgl. Berend 1942). So sind für ihn neben bestimmten Buchstabenfolgen zum Beispiel langes *ö*, *ä* oder *e* in der Tonsilbe negativ besetzt, genauso wie *s* und *r*; positiv gewertet sind hingegen langes *i*, *a* und *o*. Solche Wertungen in Bezug auf die Klangsymbolik muten im Zusammenhang mit der Wahl von Poetonymen in Liedtexten allzu subjektiv an und das Problem der wissenschaftlichen Objektivierbarkeit dieser Betrachtungen erscheint berechtigt. Stattdessen ist eher der Zusammenhang von Singbarkeit der Namen und deren Klangästhetik von Relevanz. So kann z. B. eine auffällige Lautstruktur bei den Poetonymen Exotisches signalisieren oder auf entfernte Kulturräume hinweisen, die im Liedertext besungen werden. Um den Zusammenhang von Singbarkeit und Euphonie zu beleuchten, wird zuerst eine Taxonomie der in den Liedertiteln belegten Namen erstellt (Kapitel 3), um darauf aufbauend morphologisch-strukturelle und phonetische Muster zu beschreiben (Kapitel 4).

3. *Songkorpus.de* – ein Archiv für kommerzielle Lieder

Die Poetonyme, deren morphologisch-phonetische Merkmale näher betrachtet werden, sind Texten deutscher kommerzieller Lieder aus den Jahren 1970 bis 2020 entnommen. Diese Lieder sind in einem online frei zugänglichen Korpus [1], (vgl. Schneider 2000) recherchierbar. Ihnen gemeinsam ist, dass sie zwischen 1970 und 2020 die Top 100 der deutschen Single-Charts erreicht haben, oder auf Musiklisten

basieren. Die Anzahl der Lieder aus der Bundesrepublik Deutschland und der ehemaligen DDR beläuft sich auf 2395 und verteilt sich wie folgt:

- DDR-Songs: 574 im Zeitraum 1970-1990 (basierend auf DDR-Musiklisten)
- BRD-Songs: 1821 im Zeitraum 1970-2020 (laut Chartsurfer die erfolgreichsten deutschsprachigen Songs aus den Top 100 seit 1970)

Die Wahl dieser zwei Archive baut auf Überlegungen zur Repräsentativität der Archive und dem darin abgelegten Material. Einerseits können die Archive als repräsentativ für fünf Jahrzehnte musikalischen Schaffens gedeutet werden, andererseits beschränken sie sich nicht auf einzelne Musiker oder Genres. Sie inkludieren sowohl Liedertexte von Musikschaffenden aus der DDR als auch aus der Bundesrepublik. Auch das Jahr 1970 war für die Wahl ausschlaggebend, da soziologische und musiksoziologische Forschung die 1970er Jahre als Wendepunkt betrachtet, in denen es plötzlich akzeptiert und modisch war auf Deutsch zu singen. Die Lieder wurden nicht nur in der deutschen Hitparade oder im Radio gespielt, sondern ab dann auch in Diskotheken, wo sich nicht nur viele Musikrezipienten mit ähnlichem Musikgeschmack trafen und tanzten, sondern wo auch mitgesungen wurde.

Für die Auswertung des Materials wurden die Lieder gewählt, in denen schon im Titel Poetonyme auftreten, was als ein wichtiges Indiz für die prominente Stellung der Namen gedeutet wurde. Von 2395 Liedern in den zwei Archiven enthielten 179 Songtitel Poetonyme. Die Gesamtzahl der belegten Poetonyme in den Titeln beläuft sich auf 181; davon enthielten 115 Titel Namen für Frauen und 60 Namen für Männer, 3 Titel enthielten sowohl als auch (*Goodbye Sam, Hello Samantha*; *Gabi und Klaus*; *Romeo Juliet*).[7]

Angelehnt an die von Debus (2002: 203) vorgeschlagene Einteilung der Namen in der Fiktion kann folgende Taxonomie für den Gebrauch der Poetonyme in kommerziellen Liedern aufgestellt werden (s. Abb. 3):

[7] Es wird davon ausgegangen, dass es in den Songtexten weitaus mehr Poetonyme gibt als es in den Titeln der Fall ist, doch wird in diesem Schritt noch davon abgesehen, da die Annotation in den Archiven bis zum Untersuchungszeitpunkt nicht vollkommen abgeschlossen ist. Weitere Untersuchungen werden dementsprechend noch erforderlich sein.

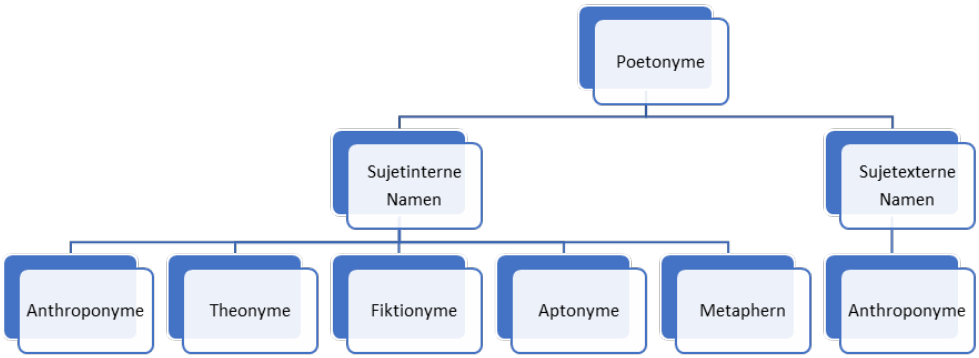

Abb. 3: Taxonomie der Poetonyme in kommerziellen Liedern

Die sujetinternen Namen weisen mit 170 Belegen nicht nur die größte Variation an Poetonymen auf, sie bilden auch die größte Gruppe innerhalb des Materials, die zur Bezeichnung von fiktiven Personen verwendet werden. Und unter den sujetinternen Namen sind es die Anthroponyme, die zahlenmäßig dominieren. Die sujetexternen Namen bilden die kleinste Gruppe mit nur 9 Belegen von Anthroponymen von authentischen Personen, wie: *Sophia Loren*, *Mona Lisa*[8], *Neymar*[9], *Olli Kahn*[10], *Bill Haley*[11], *Dschingis Khan*, *Mr. Paul McCartney*, *Mister Giacomo Puccini*, *Goethe*, *Droste*[12]). Gleichzeitig sind in dieser Kategorie der sujetexternen Namen die morphologisch komplexesten Beispiele zu finden.[13]

Die folgende schematische Darstellung gibt Beispiele für Poetonyme, die in den Liedertiteln zu finden waren.

[8] *Lisa*, Ehefrau des florentinischen Kaufmanns Francesco del Giocondo, 16. Jh.

[9] *Neymar*, brasilianischer Fußballspieler, geb. 1992.

[10] *Kahn*, ehemaliger Torhüter in der deutschen Nationalmannschaft in den Jahren 1993–2006.

[11] *Bill Haley*, amerikanischer Rockmusiker und Sänger, geb. 1925 – gest. 1981.

[12] *Droste*, Name eines Mathematiklehrers.

[13] Dieser Befund bestätigt Elsens Eindruck, dass sujetexterne Namen in künstlerischen Texten extrem selten sind, vgl. Elsen 2007: 161.

Sujetexterne Namen	Anthroponyme	*Sophia Loren, Mr. Paul McCartney, Mr. Giacomo Puccini, Dschingis Khan, Bill Haley, Goethe, Neymar, Droste*
Sujetinterne Namen	Anthroponyme	*Inge Pawelczik, Charly Brown, Frau Schmidt, Frau Strinimaa, Cordula Grün, Conny Kramer, Onkel Albert, Mamy Blue, Johnny Blue, Anita, Rosmarie, Theo, Jonny, Holzmichel, Sascha, Helmut, Resi*
	Fiktionyme	*Gänselieschen*, *König Drosselbart*, *Tarzan*, *Cinderella, Hans im Glück, Ikarus, Sisyphus*
	Aptonyme	*Schmidtchen Schleicher*
	Metaphern	*Prinz Motorik*, *Miss English Teacher, Checker der Vollstrecker, Love Dreamer, Mr Wichtig*

Hier ist die Bandbreite groß: von Namen, die etymologisch auf das Althochdeutsche zurückgehen wie *Helmut* bis hin zu dialektal geprägten Namen wie *Traudl* und *Resi*; von Metaphern wie *Love Dreamer* bis hin zu Fiktionymen wie *Ikarus*, *Tarzan*, *Sisyphus*, die die Mythisierung urtümlich-mythischer Assoziationen aktivieren und ganze Assoziationskomplexe auslösen. Die meistbelegten Frauennamen waren jedoch Anthroponyme wie *Maria* mit den Varianten**:** *Marie*, *Marie-Louise*, *Mary* und *Jane* mit den (auch orthographischen) Varianten**:** *Jeanny*, *Jeannie*, *Ginny*, *Gianna*. Aussagen zum meistbelegten Männernamen sind nicht möglich, da keine Doppelungen mit Ausnahme von *Johnny* in den Titeln zu belegen waren.

4. Poetonyme in kommerziellen Liedern

Wenn davon ausgegangen werden kann, dass in Liedern (fiktive) Geschichten – mit den dazugehörigen Personengalerien und Beziehungskonstellationen – musikalisch dargeboten werden, ist es nicht abwegig, dass Poetonyme im Lied das Konzept der Dualität verstärken sollen, wobei männliche Vornamen diesem Anspruch zufolge sich durch Einsilbigkeit und konsonantischem Auslaut auszeichnen würden und weibliche durch Mehrsilbigkeit und vokalischem Auslaut. In den Liedern ist die Wahl aber auch dem Reimschema als auch dem Kriterium des klangästhetischen Wohlgefallens geschuldet. Klangästhetisches Wohlgefallen wird in diesem Zusammenhang eng an sowohl morphologisch-strukturelle Muster als auch die Phonotaktik, d. h. der Ordnung und Kombination von lautlichen Segmenten, geknüpft.

4.1. Morphologisch-strukturelle Muster

Es kann für die Wahl von Poetonymen in Songtexten grundsätzlich angenommen werden, dass sie so gewählt werden, dass sie ihre Funktionen der Referenz zuverlässig erfüllen. Diese ist beim Namen insbesondere die Geschlechtsanzeige. Gleichzeitig ist nicht davon abzusehen, dass die Wahl der Namen seitens der Liedermacher von unterschiedlichen individuellen Vorstellungen und Konnotationen (wie unbewusstes Mitschwingen von positiven Erlebnissen mit etwaigen Namenträgern, Geläufigkeit des Namens etc.) geprägt sein kann. Bei der Sichtung des Materials konnten folgende morphologisch-strukturelle Muster der Namenwahl belegt werden, die die Anforderung der Geschlechtsanzeige insbesondere durch die Benutzung eines Rufnamens aber auch in bestimmten Fällen durch die Nachnamen[14] erfüllen:

- Nur Vornamen: *Anita*, *Rosemari*, *Jonny*, *Theo*
- Vor- und Nachnamen: *Inge Pawelczik*, *Cordula Grün*, *Conny Kramer*, *Johnny Blue*, *Roli Glitzer*
- Anrede/Titel, Vor- und Nachnamen: *Mademoiselle Ninette*, *Frau Schmidt, Tante Emma*, *Onkel Albert*, *Major Tom*, *Don Alfredo*
- Nur Nachnamen: *Schimanski*, *Mc Donald*
- Spitznamen: *Schrödi* (*Schri-Schra-Schrödi*)

Aus den Belegen konnten 5 strukturelle Muster für Männer im Vergleich zu 3 für Frauen erschlossen werden. Bei Namen zur Benennung von Frauen fehlten die Spitznamen und die solitären Nachnamen. Die geringere Variation der Strukturmuster bei Frauennamen ist auffällig, da Frauennamen zwei Drittel aller Namen in den Liedtiteln ausmachen.

Eine Auszählung aller Token in den Titeln zeigt, dass die meisten der gewählten Namen, unabhängig davon, ob sie für Frauen oder Männer stehen, zweisilbig sind (s. Abb. 4). Als Ausnahme wäre der Einzelbeleg des fünfsilbigen Frauennamen *Emanuela* anzuführen. Dieses Strukturmuster bei den Namen für Frauen und auch für Männer ist auffällig, da onomastische Forschung besagt, dass ein größerer Anteil von Rufnamen für Frauen dreisilbig ist und dass Einsilbigkeit bei Rufnamen für Männer stark vertreten ist (vgl. Nübling 2012: 346).

[14] Auch in Fällen, wo nur der Nachname im Lied erscheint wie z. B. *Schimanski* oder *Mc Donald*, sind diese jeweils aus Film und Werbung mit Akteuren eines bestimmten Geschlechts zu verbinden.

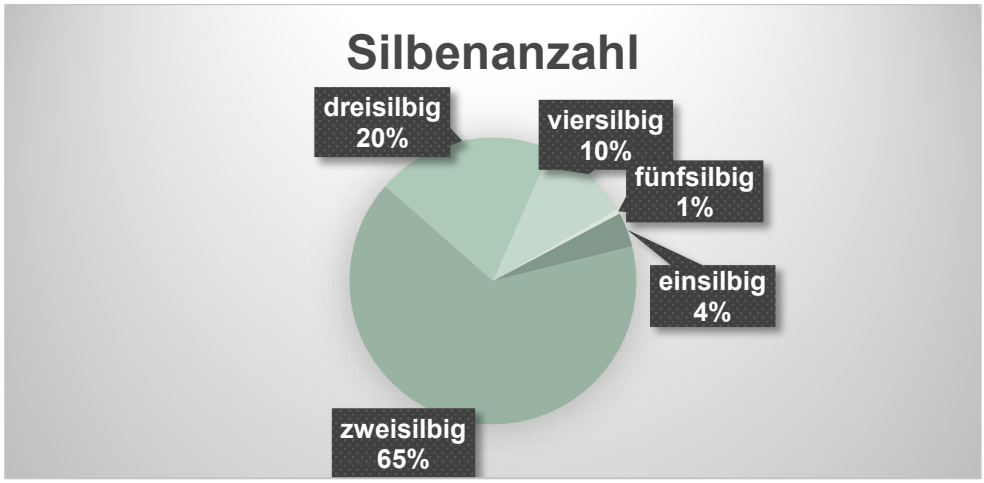

Abb. 4: Silbenanzahl der Poetonyme

Zu erwarten wären demzufolge eine Reihe einsilbiger Namen, worauf der Tonakzent liegen kann. Da die Liedertexte sehr kurz sind und auch innerhalb von wenigen Minuten vorgetragen werden sollen, liegt es auch nahe, anzunehmen, dass einsilbige Namen aus sprachökonomischen Gründen bevorzugt werden würden. Auch sind einsilbige Männernamen, die auf einen Konsonanten enden, eindeutige Marköre von Geschlecht und ermöglichen eine schnelle Orientierung der Rezipienten. Es stellte sich jedoch heraus, dass einsilbige Namen, die vorzugsweise für Männer verwendet werden, nur in 1 % aller Fälle vorkamen, wie: *Joe*, *John*, *Kurt*, *Klaus*, *Hans*, *Fred*, *Clyde* und *Sam* (nur *Claire* erscheint als einsilbiger weiblicher Name).

- Einsilbige Namen: 10 (9 für Männer, 1 für Frauen)
- Zweisilbige Namen: 115
- Dreisilbige Namen: 37
- Viersilbige Namen: 18
- Fünfsilbige Namen: 1

4.2. Phonetische Muster

Es ist naheliegend, die Namen aus einer phonetischen Perspektive zu betrachten, da diese Namen nicht nur in den Songtiteln vorkommen, sondern auch in den Songtexten selbst benutzt werden. Es fällt auf, dass Namen meist mit Betonung auf der ersten Silbe gewählt wurden. Es gibt jedoch keine grundsätzliche Vermeidung der so genannten „BEtonung“, bei der ein Name während des Vortragens auf der ersten Silbe betont wird, obwohl er eigentlich auf der zweiten oder dritten Silbe

betont werden sollte, wie z. B.: ***Á**nita* oder ***CA**rolina*. Von Wichtigkeit scheint hier eher das Konzept der „Singbarkeit“ zu sein.

Doch was genau ist unter „Singbarkeit“ zu verstehen? Darauf gibt es wahrscheinlich so viele Antworten und Meinungen, wie es Musikwissenschaftler gibt. Die Singbarkeit (sofern man überhaupt etwas darüber sagen kann) hat vor allem eine euphonische (klangliche) und eine prosodische (Intonation, Rhythmus und Dynamik der Sprache) Dimension. Beides hängt mit der Fähigkeit des Textes zusammen, das zu verstärken, was zusammen mit der Musik verstärkt werden soll, d. h. die szenische Wirkung oder „Aufführbarkeit“ („performability“ ein Wort, das Low (2005) benutzt, jedoch in Anführungszeichen setzt). Die szenische Wirkung ist ihrerseits wiederum stark an Wohlklang/Euphonie geknüpft. Apter versucht in einem Aufsatz aus dem Jahr 1985, genauer zu sein und führt physiologische Kriterien an:

> […] the size and shape of the oral cavity influence pitch production, thus limiting what vowels and consonants can be produced. High pitches require that the soft palate be raised. The higher the pitch, the higher the soft palate. The best vowels for high notes are i, a, ə, I (those of f*ee*, f*a*ther, b*u*t, and b*i*t), because the back of the tongue is down during their pronunciation. For low notes, the front of the jaw drops. The best vowels are o and ɔ (those of b*oa*t and b*ou*ght). (Apter 1985: 314 f.).

Fußend auf Apter (1985) ist auffallend, aber nicht spektakulär, dass in den Belegen die meisten weiblichen Namen den Endvokal [a] tragen, der auch ein typischer Maker für Weiblichkeit ist: *Anna*, *Belinda*, *Barbara*, *Bettina*, *Carolina*, *Cora*, *Isabella*, *Eva*, *Bianca*, *Erika*, *Gisela*, *Lara*, *Juanita*, *Joana*, *Jessica*, *Gianna*, *Lena*, *Louisa*, *Maria*, *Martha*, *Samantha*, *Sophia*, *Sylvia*, *Eloisa*, *Monika*, usw. Weiterhin vokalisch endend waren auch Namen auf [i] wie: *Rosemarie*, *Rosalili*, *Jeannie*, *Cindy*, *Uschi*, *Melanie*, *Resi* und auf den Vokal [e]: *Rosamunde*, *Katharine*, *Jule*, *Henriette*, *Inge*, *Isolde*, *Mathilde*, *Louise*.

- Anzahl der Namen, die auf [a] enden: 49
- Anzahl der Namen, die auf [i] enden: 26
- Anzahl der Namen, die auf [e] enden: 9

Insgesamt endeten 74 von 118 Namen für Frauen auf einen Vokal. Die prozentuelle Verteilung von Endvokalen, aber auch Diphthongen und Endkonsonanten bei Frauennamen ist der Abb. 5 zu entnehmen.

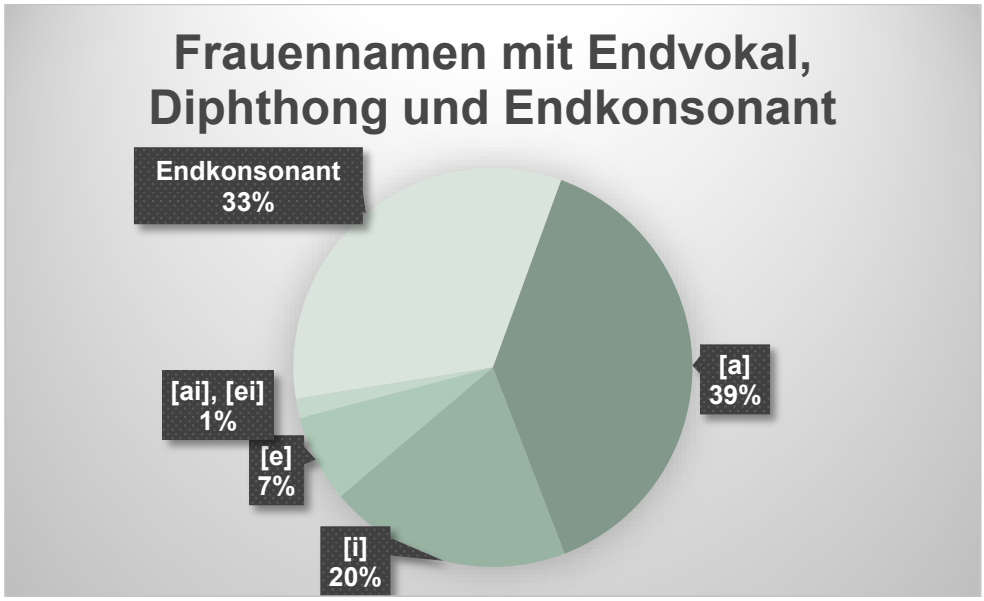

Abb. 5: Verteilung der Frauennamen mit Endvokal, Diphthong und Endkonsonant

Von den 118 Frauennamen enden nur 18 auf einen Konsonanten: *Bärbel*, *Elisabeth, Traudl*, *Juliet*, *Alice*, wobei die meisten davon auf einen sonorantischen Konsonanten wie /m/, /n/, /l/, /r/: *Lucille*, *Lorraine*, *Carmen*, *Claire*, *Susann*, *Danielle*, *Yvonne*, *Jane*, *Annabelle*. Sonorantische Konsonanten zeichnen sich in der Lautbildung dadurch aus, dass im Vokaltrakt kein Druckaufbau entsteht, der durch einen Verschluss oder durch Reibung gelöst werden müsste. Wie bei den Vokalen wird der Luftstrom hier trotz Konsonant nicht behindert. Auf Sonoranten endende weibliche Namen haben hauptsächlich französische, spanische oder englische Provenienz. Ihre auffällige Lautstruktur signalisiert das Unbekannte, das Exotische oder entfernte Kulturräume und Sprachen.

Des Weiteren ist auffällig, dass die ausgewählten männlichen Namen vorzugsweise auf einen Vokal enden, dies ist insofern erstaunlich, da vokalische Endungen der Namen im Deutschen mit Ausnahme von der Endung [o], die ein typischer Marker für männliche Namen ist, eher mit Feminina zu verbinden sind. Von den 61 männlichen Namen im gesamten Datenbestand enden 32 auf einen Vokal, d. h. gute 50 %. Diese Namen enden entweder auf:

- [o]: *Joe*, *Otto*, *Theo*, *Pedro*, *Bodo*, *Romeo*, *Adriano*, *Alfredo*, *Giacomo*, *Zampano*, *Pedro*, *Primo*.
- [i]: *Roli*, *Johnny*, *Conny*, *Olli*, *Golli*, *Georgie*, *Charly*, *Rocky*, *Schrödi*, *Puccini*, *Schimanski*, *Mc Cartney*, *Funky*, *Bill Haley*.
- [a]: *Noah*, *Sascha*, *Eloah*, *Casanova*.

Zusätzlich zu diesen 32 Namen, die auf die Vokale [o], [i] und [a] enden, gibt es Namen, die auf -er [ɐ] oder -ar [aɐ̯] enden, wie z. B. *Peter*, *Walther*, (*Schmidtchen*) *Schleicher*, (*Roli*) *Glitzer*, (*Conny*) *Kramer*, *Roger*, *Neymar*, die jedoch im Deutschen in der unbetonten Endsilbe ebenfalls vokalisiert werden. Einschließlich dieser Namen sind 40 von 60 Namen, d. h. zwei Drittel der männlichen Namen, Namen, die vokalisch enden.

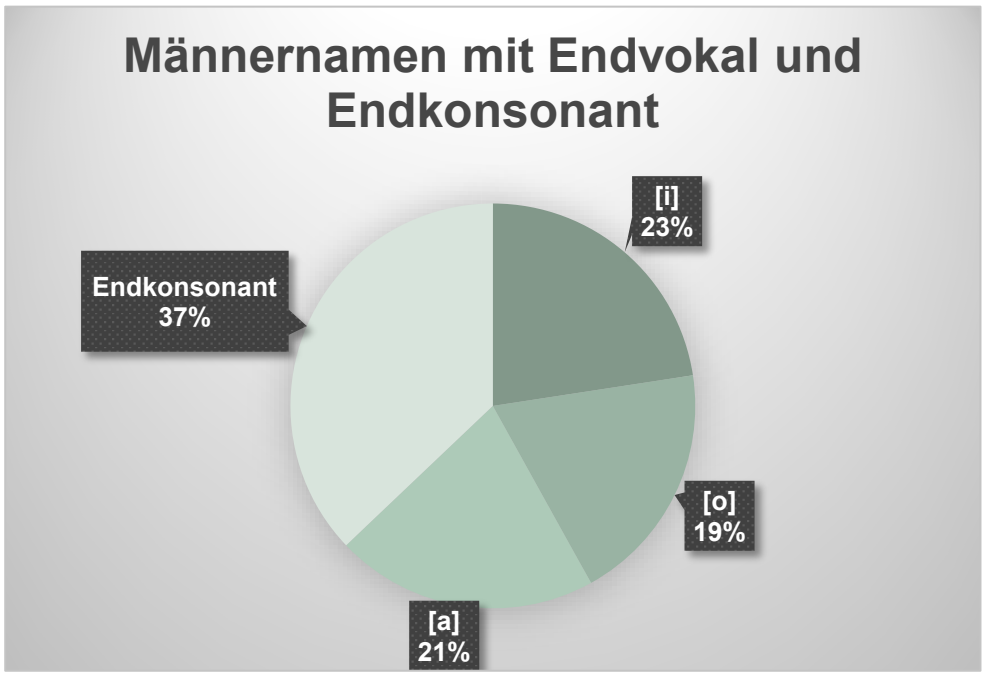

Abb. 6: Verteilung der Männernamen mit Endvokal und Endkonsonant

Neben der auffällig starken Dominanz offener Endvokale (*Jonny*, *Sascha*) ist ein hoher Anteil von Sonoranten unter den Konsonanten zu verzeichnen, wie die Nasale [m] und [n] (*Liam*, *Tarzan*) und Liquide [l] (*Manuel*). Diese Sonorität unter den belegten Männernamen geht mit einer großen Klangfülle des Lautes oder einem hohen Grad an Stimmhaftigkeit einher.[15] Diese Beobachtung kann in Bezug zu Nüblings (2009: 85) Feststellung gesehen werden, dass eine Entwicklung hin zu einem hohen Sonorantenwert in Bezug auf die Rufnamen im Deutschen stattgefunden hat.[16] Als Ursache für die Wahl von Namen mit hoher Sonorität wird

[15] Zur Beurteilung der Klangfülle der Phone wird eine Sonoritätshierarchie angesetzt, nach der offene und geschlossene Vokale den höchsten Sonoritätswert aufweisen und Plosive und Frikative den geringsten. Liquide und Nasale nehmen einen Mittelwert auf dieser skalaren Einteilung ein.

[16] Nübling 2009: 87f. hat darauf hingewiesen, dass die Sonorantenanteile (j, l, m, n, ŋ, w) von 1945 bis 2005 auf einen Höchststand bis zu ca. 70% für Mädchen und für Jungen bis zu ca. 55%

von ihr das euphonische Kriterium angeführt, was auch (ganz besonders) für die in Liedern benutzten Poetonyme gelten kann. Aber es ist auch eine Eigenschaft, die die Singbarkeit der Namen begünstigt, denn Sonoranten sind akustisch den Vokalen ähnlich, da kein Hemmnis vom Luftstrom überwunden werden muss und unterscheiden sich nur durch ihr Klangspektrum von diesen, obwohl sie formell zu den Konsonanten gezählt werden.

Neben Berücksichtigung von Faktoren wie Wohlklang, physiologischen Kriterien und Aufführbarkeit kann festgehalten werden, dass Singbarkeit durch geeignete Vokale und sonorantische Konsonanten, mit denen *lange Töne* erreicht werden können, gefördert wird. Hierbei können die Vokale und die sonorantischen Konsonanten *hohe und tiefe Töne* stützen und eine geeignete Klangfarbe gestalten. In der Wechselwirkung aller Faktoren kann einerseits der Aspekt des Strebens nach maximaler Aufführungseffizienz, gekoppelt an physiologischen Voraussetzungen und andererseits das Format der Lieder als Kleinlyrik die Erklärung für die hohe Prävalenz zweisilbiger Namen und die Dominanz von Endvokalen in den gewählten Poetonymen bieten. Insbesondere Vokale und ein hoher Sonoritätswert machen Singbarkeit, Klangharmonie och -ästhetik möglich.

5. Schlusswort

Wie die Namen in literarischen Werken tragen auch die Poetonyme in Liedern dazu bei, die Argumentation und die Story im Lied zusammenzuhalten; sie dienen in den Sujets nicht nur dazu, die Akteure zu identifizieren und das Handlungsgeschehen transparent zu gestalten, sondern werden gezielt gewählt oder geschaffen, um bestimmte Bedeutungs- und Assoziationsaspekte zu vermitteln als auch rezeptionssteuernd zu wirken. Die Verwendung von Poetonymen trägt ebenso wie Musik dazu bei, die Rezipienten für die im Hörereignis dargebotene Geschichte zu sensibilisieren, Offenheit zu schaffen und die Bereitschaft zu wecken, die Informationen aufzunehmen. Die Verwendung von Namen garantiert, dass die Geschlechterzuweisung und somit die Positionen und Rollen der Akteure im Lied äußerst klar markiert werden können und transparent im Rezeptionsaugenblick erscheinen. Dies haben die Poetonyme in den kommerziellen Liedern mit der Namenszuweisung als gesellschaftliche Praxis gemeinsam.

Obwohl bei der Wahl der Namen eine große künstlerische Freiheit besteht, lassen sich einige markante Muster erkennen. Als erstes Muster kann festgehalten werden, dass die ausgewählten Namen meist kurz und zweisilbig sind. Die Kürze wird vom Zeitfaktor bestimmt, der auch die Notwendigkeit einer kurzen und fragmentarischen Erzählweise diktiert, was sich auch auf die Namenwahl auswirkt. Als zweites

gestiegen sind. Dies setzt sie in Verbindung mit einer Tendenz zur Androgynisierung der Rufnamen im Deutschen.

Muster konnte festgestellt werden, dass die Namen vorzugsweise einen Endvokal aufweisen, unabhängig davon, ob es sich um Männer- oder Frauennamen handelt. Männernamen auf Endvokalen sind onomastisch betrachtet eher selten in nichtfiktiven und fiktionalen Zusammenhängen, werden jedoch im kommerziellen Lied bevorzugt gewählt. Als drittes Muster ist festzuhalten, dass wenn Männernamen konsonantisch enden, diese Endung einen Sonoranten enthält. Dies kann im Zusammenhang mit dem Streben nach Singbarkeit, Euphonie und Aufführungseffizienz gesehen werden. Somit wählen die Liedermacher die Namen in der Regel nicht willkürlich aus, sondern im Zusammenspiel mit Faktoren wie Klangharmonie, Klangästhetik und Singbarkeit, wo Vokale und Sonoranten lange, hohe und tiefe Töne stützen können.

Bibliographie

Sekundärliteratur

Alford, Richard, *Naming and Identity: A Cross-Cultural Study of Personal Naming Practices*, New Haven 1988.

Apter, Ronnie, „A Peculiar Burden: Some Technical Problems of Translating Opera for Performance in English“, in: *Meta* 30 (4), (1985), 309–319.

Aschenberg, *Heidi, Eigennamen im Kinderbuch: eine textlinguistische Studie*, Tübingen 1991.

Bachmann, Ingeborg, „Der Umgang mit Namen“, in: Christine Koschel/Inge Weidenbaum/Clemens Münster (Hg.), *Ingeborg Bachmann. Werke,* Bd. 4*: Essays. Reden. Vermischte Schriften. Anhang*. München 1978, 238–254.

Berend, Eduard, „Die Namengebung bei Jean Paul“, *Publications of the Modern Language Association of America* 57 (1942), 820–850.

Debus, Friedhelm, „Dichter über Namen und ihr Umgang mit ihnen“, in: Ernst Eichler/Hans Walther (Hg.), *Onomastica Slavogermanica* XXIII, Stuttgart/Leipzig 1998, 33–59.

Debus, Friedhelm, „Funktionen literarischer Namen“, *Sprachreport* 1/2004 (2004), 2–9.

Debus, Friedhelm, *Namen in literarischen Werken. (Er-)Findung – Form – Funktion*, Stuttgart 2002.

Elsen, Hilke, „Die Aufgaben der Namen in literarischen Texten - Science Fiction und Fantasy“, *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 37 (3*)* (2007), 151–163.

Faulstich, Werner, *Rock, Pop, Beat, Folk. Grundlagen der Textmusikanalyse*, Tübingen 1978.

Hanno-Weber, Sabine, *Namensgebungsmotivationen zeitgenössischer Hamburger Autoren. Eine empirische Untersuchung zur Literarischen Onomastik*, (= *Europäische Hochschulschriften* Reihe 1: *Deutsche Sprache und Literatur 1598*) Frankfurt a. M. 1997.

Hengst, Karlheinz, „Namen und Literatur. Theorie und Problematik“, in: Maria Giovanna Arcamone et al. (Hg.), *Atti del XXII Congresso Internazionale di Scienze Onomastiche, Pisa, 28 agosto – 4 settembre 2005, III, Pisa 2005,* Pisa 2006, 13–17.

Kalverkämper, Hartwig, „Eigennamen in Texten“, in: Peter Canisius/Clemens-Peter Herbermann/Gerhard Tschauder (Hg.), *Text und Grammatik. Festschrift für Roland Harweg zum 60. Geburtstag*, (= *Bochumer Beiträge zur Semiotik* 43), Bochum 1994, 205–238.

Kalverkämper, Hartwig, *Textlinguistik der Eigennamen*, Stuttgart 1978.

Kopelke, Bettina, *Die Personennamen in den Novellen Maupassants*, Frankfurt a. M./Bern /New York/Paris 1990.

Lamping, Dieter, *Der Name in der Erzählung. Zur Poetik des Personennamens* (= *Wuppertaler Schriftenreihe Literatur* 21), Bonn 1983.

Low, Peter, „The Pentathlon Approach to Translating Songs“, in: Dinda L. Gorlée (Hg.), *Song and Significance - Virtues and Vices of Vocal Translation*, Amsterdam/New York 2005, 185–212.

Metzler-Literatur-Lexikon: Begriffe und Definitionen, Stuttgart 1990.

Nübling, Damaris, „Von Monika zu Mia, von Norbert zu Noah: Zur Androgynisierung der Rufnamen seit 1945 auf prosodisch-phonologischer Ebene“, *Beiträge zur Namenforschung* 44/1 (2009), 67–110.

Nübling, Damaris, „Von Elisabeth zu Lilly, von Klaus zu Nico: Zur Androgynisierung und Infantilisierung der Rufnamen von 1945 bis 2008“, in: Susanne Günthner/Dagmar Hüpper/Constanze Spieß (Hg.), *Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*, Berlin/New York 2012, 319–357.

Schneider, Roman, „A Corpus Linguistic Perspective on Contemporary German Pop Lyrics with the Multi-Layer Annotated ‘Songkorpus’“, in: *Proceedings of the 12th Language Resources and Evaluation Conference (LREC)*, Marseille 2020, 835–841.

Schneider, Roman, „Zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit: Songtexte in der deskriptiven Sprachforschung“, *Sprachreport* 1/2022 (2022), 38–50.

Sobanski, Ines, „Eigennamen im literarischen Text“, in: Ines Sobanski (Hg.), *Der Eigenname in den Detektivgeschichten Gilbert Keith Chestertons. Ein Beitrag zur Theorie und Praxis der literarischen Onomastik*, Frankfurt a. M. 2000, 35–90.

Internetquellen

[1] <https://www.songkorpus.de> (19.12.2023).

„Man kommt nicht an“. Bewegungen in Beispielen deutsch-türkischer Literatur zwischen 1991 und 2022: Aydemir, Demirkan, Dikmen, Özdogan und Pamuk

Bärbel Westphal

Postmigrantische Literatur

In der Ära des Wirtschaftswunders war der Bundesrepublik Deutschland daran gelegen, einem Arbeitskräftemangel vorzubeugen. Deswegen wurden ab 1955 so genannte ‚Gastarbeiter‘ zunächst aus Italien, Griechenland und Spanien und später auch aus der Türkei angeworben.[1] Im Zuge der Arbeitsmigration vor allem nach dem Mauerbau 1961, als die ostdeutschen Werktätigen ausblieben, kam es zu einer gesteigerten Zuwanderung aus anderen Ländern nach Deutschland.[2] Seitdem hat eine umfassende Arbeitskraft- und darauf folgende Familieneinwanderung stattgefunden. Insgesamt kamen ca. 14 Millionen ausländische Arbeitskräfte in die Bundesrepublik. Noch heute leben hier trotz abnehmender Tendenz etwa 1,4 Millionen Türkischstämmige, womit sie die größte Gruppe der zehn größten Ethnien in Deutschland darstellen.[3] Von den in Deutschland ansässigen Familien mit türkischem Migrationshintergrund sind unterdessen weitere Generationen in

[1] Zu vertieften Aspekten der deutsch-türkischen Vermittlungsvereinbarung, siehe Knortz 2012. Zum Begriff Gastarbeiter und Gastarbeiterliteratur, siehe Fußnote 9.

[2] 1955 wurde der erste Anwerbevertrag mit Italien abgeschlossen, 1960 mit Griechenland und Spanien. Nach dem Ausbleiben der ostdeutschen Arbeitskräfte 1961 mit der Türkei. Es folgten weitere Anwerbeverträge mit Marokko, Portugal, Jugoslawien, Südkorea und Tunesien. Siehe Schmitz 2018: 39–40, und Specht 2011: 16.

[3] Vgl. [1], Zahlen bis 2021. Zur Geschichte der türkischen Arbeiter in der Bundesrepublik, vgl. Schmitz 2018.

Deutschland geboren. Sie machen eine Gruppe aus, die in einem interkulturellen, aber auch transkulturellen Raum lebt. Bei der Einordnung der schriftstellerisch Tätigen aus dieser Gruppe spricht Theresa Specht deshalb von postmigrantischer Literatur, da die „Nachkommen der ehemaligen Einwanderer [zeigen], dass eindeutige Zuschreibungen im Sinne eines homogenen Kulturkonzepts eine Illusion sind".[4] Tafazoli sieht seinerseits Migration nicht mehr als „kategorialen Begriff, sondern ein Motiv […], an dem die Literatur ihre Diskurse des Kulturellen unter Bedingungen globaler Neu-Formierungen gestaltet und führt".[5] Aktive Schriftsteller vieler anderer Herkünfte und Kulturen sind Ausdruck für die im deutschsprachigen Raum existierende Pluralität. Das spiegelt sich in dem 1985 gestifteten Adelbert-von-Chamisso-Preis wider, dem einzigen Literaturpreis für deutschsprachige Literatur nationaler Minderheiten, der in jener Form 2017 das letzte Mal von der bayrischen Akademie der Künste verliehen wurde.[6] Ein anderer Preis in der Nachfolge des Adelbert-von-Chamisso-Preises ist für neu hinzukommende Schriftsteller von Bedeutung und wird als Chamisso-Preis-Hellerau seit 2018 von einem Bündnis aus Vereinen, Unternehmen und Kulturakteuren in Dresden vergeben.[7]

Die deutsch-türkische Literatur ist mittlerweile fester Bestandteil der deutschen Literatur, die Preisträger verschiedenster Auszeichnungen sogar „überdurchschnittlich präsent, so dass sie kaum noch als Vertreter einer Minderheiten- oder Nischenliteratur wahrgenommen werden".[8] Schriftsteller wie Aras Ören, Şinasi Dikmen, Emine Sevgi Özdamar, Renan Demirkan, Kerim Pamuk, Osman Engin, Lale Akgün, Selim Özdogan, Yadé Kara, Dilek Güngör und Melda Akbaş sind nur einige der bekanntesten und mit Preisen ausgezeichneten Schriftsteller*innen. Auf die Shortlist des deutschen Buchpreises kamen im Jahr 2022 junge Schriftstellerinnen wie Fatma Aydemir mit dem Roman *Dschinns* und die Debütantin Anna Yeliz Schentke mit *Kangal*. Die Schreibweisen der deutsch-türkischen Literatur haben sich im Laufe der Jahrzehnte gewandelt, von der sog. Betroffenheitsliteratur der 1970er über die Abwendung von der Gestaltung des Leidens in der Fremde bis zur humorig-ironischen Behandlung kultureller Eigenheiten beider Länder in der Literatur des beginnenden 21. Jahrhunderts.[9] Hier

[4] Specht 2011: 10.

[5] Tafazoli 2021: 113.

[6] Der Adelbert-von-Chamisso-Preis wurde abgeschafft, als man die Migrantenliteratur in der deutschen Gesellschaft als angekommen betrachtete. Vgl. dazu Hillgruber im *Tagesspiegel* am 11.03.2017 [3].

[7] Vgl. dazu die Homepage Chamissopreis Dresden [4].

[8] Herrmann zitiert nach Bischoff/Komfort-Hein 2019: 25.

[9] Vgl. Zitat aus dem virtuellen Migrationsmuseum [2]: „Als Gastarbeiterliteratur wurde deutschsprachige Literatur von Nicht-Muttersprachler*innen und Migrant*innen in den 1970er und 1980er Jahren bezeichnet. Der Begriff bezog sich auf die als ‚Gastarbeiter' bezeichneten Arbeitsmigrant*innen, die in den 1950er bis 1970er Jahren in die Bundesrepublik gekommen waren. Der Begriff wurde einerseits als Fremdzuschreibung für Literatur von Migrant*innen

geht es nach Özkan Ezli auch um die „Konzentration auf die (Migrations-) Geschichte der Elterngeneration, die sie mit ethnografischem Blick erzählt“.[10] Allerdings lassen sich oft auch eigene Heterogenitätserfahrungen ausmachen. Denn „auch in Deutschland geborene Kinder und Enkel Eingewanderter [können] ihre Existenz als ‚anders‘ oder ‚fremd‘ wahrnehmen (und selbst entsprechend wahrgenommen werden)“.[11] Eben dies habe „zum Begriff der ‚postmigrantischen Gesellschaft‘ geführt“.[12] Das eigene Erleben von Fremdheit stellt sich in den Nachfolgegenerationen auch gegenüber dem Herkunftsland der Eltern ein, was nicht selten thematisiert wird und in diesem Beitrag angesprochen werden soll.

Die deutschsprachige Literatur und Literaturwissenschaft erfährt durch die „Verschiebungen in den Nationalphilologien“ hin zur Überschreitung der „eingehegten Literatur“, so Doerte Bischoff, seit geraumer Zeit eine wesentliche Auffächerung und Verbreiterung ihrer Ausgangspunkte und Perspektiven.[13] So widmet sich auch die Forschung seit einigen Jahrzehnten der Analyse derjenigen literarischen Werke, die Migration thematisieren, was zu einem Spektrum von Definitionen und Begrifflichkeiten geführt hat und mittlerweile ein breites Forschungsfeld bildet.[14] Die verstärkte Beschäftigung mit einer Literatur der Bewegung ist nicht nur der im englischsprachigen Raum entstandenen Forschung um die Postkolonialität geschuldet, sondern innerhalb des deutschsprachigen Raumes auch die Konsequenz eines veränderten Gesellschaftsbildes und eines geschärften Bewusstseins der Bedeutung einer Literatur, die Transnationalität thematisiert:

> Wenn aktuell von einem *transnational turn* in den Literatur- und Kulturwissenschaften gesprochen werden kann, so ist dies […] als Reaktion auf Entwicklungen fortschreitender gesellschaftlicher und kultureller Globalisierungs- und Vernetzungsprozesse zu verstehen. [Sie] beeinflussen auch die Produktions- und

verwendet, er wurde aber auch von den Autoren Rafik Schami und Franco Biondi unter Mithilfe von Jusuf Naoum und Suleman Taufiq in dem 1981 veröffentlichten Aufsatz ‚Literatur der Betroffenheit. Bemerkungen zur Gastarbeiterliteratur‘ als selbstbestimmter Genrebegriff für eine Literatur geprägt, die sich aus der Perspektive der betroffenen Personen mit den Lebenssituationen von Arbeitsmigrant*innen beschäftigt. Da der Begriff ‚Gastarbeiter‘ als problematisch gilt […], wurde Literatur von Migrant*innen in Deutschland seitdem auch als ‚Ausländerliteratur‘, ‚Migrantenliteratur‘ oder ‚Interkulturelle Literatur‘ bezeichnet. Dabei ist auch die generelle Unterscheidung in migrantische und nicht-migrantische deutschsprachige Literatur in vielen Fällen problematisch, da es die Gefahr der Essentialisierung der Autor*innen und ihrer Arbeit birgt.“

[10] Ezli 2006: 62.

[11] Herrmann/Horstkotte 2016: 125.

[12] Ibid.

[13] Bischoff/Komfort-Hein 2019: 23–24.

[14] Das zeigt sich u. A. in der Herausgabe breit angelegter Übersichtswerke wie Bischoff/Komfort-Hein 2019, sowie Göttsche 2017.

> Rezeptionsbedingungen von Literatur, die vielfach zum Aushandlungs- und Reflexionsmedium der damit verbundenen Transformationen geworden ist.[15]

Dabei besteht das Transnationale keineswegs in der Aufhebung nationaler Herkünfte und kultureller Prägungen, sondern bezeichne die „Überschreitung von Grenzen […] und Rückbindung zugleich".[16] In seinen Überlegungen zu kulturellen Bedeutungsordnungen beschreibt Wolfgang Braungart Grenzüberschreitungen und die unablässige Durchdringung kultureller Sphären als Transgressivität, die als ein grundlegendes Prinzip „*kulturanthropologisch* fundamental" und sogar als Strukturprinzip „*geschichtlich-kultureller* Entwicklung" zu sehen sei.[17] So müsse „in Analogie zur ökonomischen Bewegung und Kommunikation, die kulturelle Bewegung und Kommunikation ins Universelle" gehen.[18] Dabei redet Braungart nicht der Auflösung aller Unterschiede das Wort, denn es bräuchte auch „Grenzen, auf die wir uns beziehen, von denen her wir uns definieren können".[19] Zur Entwirrung der verschiedenen Begrifflichkeiten um kulturelle Diversität hat im deutschsprachigen Raum im Wesentlichen Wolfgang Welsch beigetragen, der in dem Terminus der Interkulturalität ein Vermitteln, einen Vergleich zweier nebeneinander gedachter Kulturen oder Länder sieht. Die Idee der multikulturellen Gesellschaft vermittele ein Phänomen der auf demselben Raum befindlichen Kulturen, die sich indessen weder überschneiden oder gar beeinflussen müssen. Diese hielten noch an der Herderschen Idee des in sich abgeschlossenen Kugelmodells verschiedener Kulturen fest: „Die Multikulturalisten tun dies im Blick auf die Verhältnisse *innerhalb* von Gesellschaften, die Interkulturalisten im Blick auf die Verhältnisse *zwischen* Gesellschaften".[20] Mit der Idee der Transkulturalität allerdings gehen nach Welsch „die kulturellen Determinanten nunmehr *quer* durch die Gesellschaften" hindurch.[21] Daraus lässt sich schlussfolgern, dass Bewegungen nicht einzig auf der Horizontalen auf der geographischen Achse entstehen, sondern auch in der Vertikalen unterschiedliche Ebenen von Lebenswelten und kulturellen Sphären durchziehen und Überlagerungen, Transformationen und gegenseitige Beeinflussungen mit sich bringen. Indem das Präfix „trans" eine generelle Überschreitung und gegenseitige

[15] Bischoff 2019: 1.

[16] Ibid.: 8.

[17] Braungart 2006: 21, Kursivierung im Original.

[18] Ibid.: 21.

[19] Ibid.: 31.

[20] Welsch 2017: 22, Kursivierung im Original.

[21] Ibid.: 12, Kursivierung im Original. Eine terminologische Unschärfe ergibt sich bei der Parallelsetzung der Begrifflichkeiten kulturell und national. Wenn die Begriffe inter- und transkulturell von Welsch klar abgegrenzt werden können, ist dies bei den Begriffen inter- und transnational kaum möglich, da auch die Konnotation zu international im üblichen Sprachgebrauch eine Vielfalt länderüberschreitender Aktivitäten meint. In diesem Beitrag werden zur Trennschärfe deshalb die Begriffe inter- und transkulturell vorgezogen.

Durchdringung impliziert und mit dem Präfix „inter“ eine binäre Relation gemeint zu sein scheint, schließen sich diese Konzepte m. E. keineswegs aus, können doch die Verbindungen und Verflechtungen verschiedener Lebenswelten und deren fiktionalen Repräsentationen durchaus unterschiedlichen Charakters sein. In dem vorliegenden Beitrag zur deutsch-türkischen Literatur wird eben jene Wechselwirkung zwischen Grenzerfahrung und Grenzüberschreitung, zwischen einer vergleichenden Interkulturalität und einer sich überschneidenden Transkulturalität in den Bewegungen der Protagonisten erkennbar.

Figurationen der Bewegung

Völkerwanderungen, Migrationsbewegungen und viele unterschiedliche Arten der Mobilität sind ein überzeitliches und globales Phänomen. In den modernen Sozialwissenschaften gibt es den Begriff der sozialen Bewegung als Ausdruck kollektiver struktureller Veränderung. Am ehesten an die Literaturwissenschaft anschließbar ist dabei die soziologische Migrationsforschung, angelegt in Everett Lees Gedanken von sozialen, politischen und ökonomischen Push- und Pull-Faktoren, die unterschiedliche Migrationsströme auslösen: sowohl als Binnenmigration als auch in Form internationaler Migration zwischen Ländern.[22] Petrus Han beschreibt den Migrationsvorgang als einen Prozess, der „multikausal und multifaktorial“ bestimmt ist.[23] Im Zuge der Entwicklung des Begriffs Transnationalität wurde von dem Modell des Sender-Empfängerlandes abgerückt und auf die zirkuläre Migration hingewiesen, bei der Migranten sich „ständig zwischen ihrer Residenz- und Herkunftsgesellschaft hin und her bewegten“.[24] Dies ist natürlich nicht für alle Gruppen gültig, vor allem nicht für diejenigen, die nicht an ihren Ausgangsort zurückkehren können. Die Vorstellung von der Migrationsbewegung als einer einmaligen, zielgerichteten Reise muss aber revidiert werden und ist auch für die meisten Protagonisten der neueren deutsch-türkischen Literatur nichtzutreffend. Im Gegenteil gibt es unablässige „pluri-lokale[…] Beziehungen“ zwischen „Herkunftsgemeinden und Ankunftsregion“.[25] Das Unterwegssein ist stattdessen so selbstverständlich, dass das „Bild des nach Identität suchenden, zwischen den Kulturen gespaltenen Ichs […] einer auf Identität fixierten westlichen Erwartungshaltung geschuldet zu sein [scheint]“, wie Hendrik Blumentrath bei seiner Analyse von Özdamar Roman *Die Brücke vom goldenen Horn* feststellt.[26] Diese von Blumentrath umrissene Erwartungshaltung mag

[22] Zu Push- und Pullfaktoren, vgl. Han 2016: 12–13.

[23] Ibid.: 12.

[24] Ibid.: 61.

[25] Bischoff 2019: 11–12.

[26] Blumentrath 2007: 71.

tatsächlich eine unrealistische Konstruktion sein, die Suche nach einer kulturellen Identifikation ist allerdings auch allgemein menschlich und wird zuweilen gerade durch die Bewegung zwischen den Ländern ausgelöst. Die Vorstellung eines Lebens zwischen den Welten ist in der Forschung ein frequentes Thema. Leslie A. Adelson meint indessen in seiner programmatischen Erklärung „Against between", dass dieser Gedanke zu „eine[r] Reihe von Fehlschlüssen" führe.[27] Der kulturelle Kontakt zwischen türkischstämmigen Autoren und Deutschen fände überwiegend innerhalb der deutschen Kultur statt und das schon deswegen, weil die „kulturelle Imagination" der Schriftsteller „zutiefst durch langjähriges Leben, Arbeiten, Studieren und Träumen in der Bundesrepublik Deutschland geprägt" sei.[28] Eben das mag aber m. E. wiederum zu Fragen der Vorgeschichte der Familie führen, und das Nachspüren ihrer Bewegungen und Beweggründe auslösen, wobei auch die eigene Position hinterfragt wird. Die so entstandene Literatur überlagert dabei verschiedene Ebenen. Nach Elisabeth Bronfen könne Migrationsliteratur, wie auch Exilliteratur, anhand von drei Ausgangspunkten dekodiert werden – „der biographisch-referenziellen, der thematisch-inhaltlichen und der textästhetisch-strukturellen".[29] So lässt sich das Erzählen zwar nicht gänzlich von der biographischen Komponente ablösen, die Bewegung in den dargestellten Räumen ist allerdings relational und zudem fiktional, so dass laut Ansgar Nünning das „Erzählen selbst eine der wichtigsten kulturellen Weisen der Welterzeugung" darstellt, Welten, die allerdings „durch eine vorgängige außerliterarische Wirklichkeit" präfiguriert sind.[30] Dabei werden Raummodelle „zum Organisationsprinzip für den Aufbau eines ‚Weltbildes'".[31] Die Möglichkeiten der Fiktion bieten dabei den Figuren Bewegungsfreiheit: „Figuren überschreiten Grenzen und durchqueren kulturelle Räume wie selbstverständlich. […] Sie *bewegen* ihre Erinnerungen, wenn sie sich selbst *entgrenzen* […]", so Tafazoli.[32] Bewegung ist nur im Raum möglich, und die Arten der Bewegung sind mannigfach. Ottmar Ette unterscheidet für seine Untersuchungen transarealer Literatur „hochgradig semantisierte Orte […] – insbesondere Abschied, Höhepunkt, Ankunft und Rückkehr".[33] Zwischen den Eckpunkten von Abreise und Ankunft gibt es allerdings vielfach motivierte Bewegungen, die wiederum Auslöser für transitorische Zustände der Unsicherheit, des Hinterfragens und des In-Frage-Stellens sein können, wie es in der vorliegenden Untersuchung anhand der Struktur „Abfahren und Verlassen", „Urlaubspendler und Rückkehr" und „Die ewig

[27] Adelson 2016: 37.

[28] Ibid.: 37.

[29] Bronfen, zitiert nach Hausbacher 2019: 191.

[30] Nünning 2013: 18, 32.

[31] Lotman, zitiert nach Nünning 2013: 38. Für eine übersichtliche Darstellung zu Raumtheorien, vgl. Günzel 2018.

[32] Tafazoli 2021: 125, Kursivierung im Original.

[33] Ette 2005: 22.

unabgeschlossene Bewegung“ beleuchtet werden soll. Diesem Beitrag liegen deutschsprachige Texte deutsch-türkischer Schriftsteller zugrunde, die daraufhin untersucht werden sollen, wie sich die Darstellung von Bewegung, des Unterwegsseins zwischen Deutschland und der Türkei und unterschiedlicher Arten von Mobilitäten in ihnen manifestiert. Dabei wurden Werke aus einer Zeitspanne von gut dreißig Jahren – zwischen 1991 und 2022 – exemplarisch gewählt um mögliche Parallelen, aber auch Veränderungen in den Bewegungen der erzählten Welten ausmachen zu können.

Autoren und Texte – eine Präsentation

Ein mittlerweile kanonisierter Text ist Renan Demirkans Roman *Schwarzer Tee mit drei Stück Zucker* von 1991. Hier werden die Rückerinnerungen der Protagonistin geschildert, die zur Geburt ihres ersten Kindes im Kreißsaal liegt. Ihre eigenen Kindheits- und Jugenderlebnisse, die Migration der Eltern nach Deutschland, aber auch die Unrast anderer Figuren werden als „Szenen einer großen Reise“ inszeniert, so der Klappentext.[34] In ihrem Nachfolgeroman *Septembertee* von 2008 werden bei der Beerdigung der Mutter in der Türkei die Fragen von Herkunft, Ortswechsel und Ankommen erörtert. Dass „ein Urlaub kein Nomenadenzug ist“ stellt Kerim Pamuk in seinen humorigen Porträts deutsch-türkischer Lebensweise in *Sprich langsam, Türke* von 2002 fest.[35] Er nimmt vor allem die jährlichen Reisebewegungen seiner Landsleute in das Herkunftsland genauer in den Blick und stellt sie als regelmäßige Selbstpeinigung dar. Bei Şinasi Dikmen lässt sich der Diskurs der Transgressivität beobachten; nicht nur er hat das Land gewechselt; bereits das Leben seiner Vorfahren war von unablässiger Bewegung geprägt, was er in seinem Roman *Integrier dich, Opa!* von 2008 anspricht. In Selim Özdogans Roman *Wieso Heimat, ich wohne zur Miete* von 2016 beschreibt der zum größten Teil in Deutschland aufgewachsene Protagonist einen halbjährigen Aufenthalt in Istanbul, um das Heimatland seines Vaters, die Türkei, besser zu verstehen. Im Gegenzug reist sein türkischer Cousin nach Deutschland, um bei einem Auslandsstudium in Freiburg Deutschland kennenzulernen. Ganz unfreiwillig gestalten sich die Reisen der Nachkommen in Fatma Aydemirs Roman *Dschinns* von 2022, als der Vater bei seiner Rückkehr nach Istanbul unerwartet stirbt. Diese Reisen werden zu einem Purgatorium für die Familienmitglieder, die sich erst dann über ihre jeweiligen Rollen und Bestimmungen in dem als vorübergehend gedachten Exil Deutschland klar werden.

[34] Demirkan 2011: Klappentext zur 3. Auflage.

[35] Pamuk 2002: 111.

Abfahren und Verlassen

Die Entscheidung der Elterngeneration, ihre Heimat zu verlassen und auf bessere Lebenschancen als Arbeitskraft in Deutschland zu setzen, ist eine einschneidende Zäsur, nicht nur für sie selbst, sondern auch für die Kinder. Die bereits Geborenen werden oft nicht auf die Ausreise mitgenommen, sondern zunächst zurückgelassen. Als der Vater der namenlosen Protagonistin in Demirkans *Schwarzer Tee* die Familie trotz seiner guten Position als staatlicher Ingenieur in Istanbul nur noch knapp ernähren kann, macht er sich auf den Weg: „Ihre Reise ins Leben begann mit dem Abschied vom Vater. Flüchtig küsste er seine Frau, die mit geschwollenen Augen stumm an ihrem Taschentuch zerrte. Die verdutzten Kinder krallten sich an seinen Hosenbeinen fest, sie verstanden seine stille Umarmung nicht“ (Demirkan 2011: 17). Für den Vater ist diese Abreise einleitend ein Abenteuer, denn Europa ist „dort, wohin die großen Züge fahren“ (ibid.: 18). Zugleich verkehrt sich seine Reise in eine qualvolle Erfahrung, als er drei Tage in einem „stinkenden, überfüllten Liegeabteil“ überstehen muss:

> Je farbloser die Landschaft wurde, je mehr graue Wolken die Sonne verdeckten, je weiter er sich von den Augen der Zurückgelassenen entfernte, desto hilfloser und verzweifelter hetzte er durch die Gänge, bis er, endgültig geistesabwesend, die Notbremse zog. Die Strafe zahlte er gleich, aber er blieb den Rest der Fahrt im Abteil, versteckt vor den vorwurfsvollen Blicken der Mitreisenden. (Ibid.)

Trotz der relativen Freiwilligkeit der Abfahrt ist es keine bunte und bequeme Reise ins gelobte Land. Der gewohnte Umgang mit Verwandten, Freunden und Bekannten muss im Augenblick der Abreise von den Reisenden aufgegeben werden:

> […] sie verließen Gerüche und Düfte, die zu jeder Tageszeit aus den offenen Wohnzimmer- und Küchenfenstern strömten und in den überfüllten Taxen und Minibussen in der Luft hingen. Das Gewirr der Töne aus Huporgien und Bazargeschrei, aus den Rufen der zahllosen Wasserverkäufer und Lumpensammler […]. Sie verließen unbeschreibbare Sonnenauf- und -untergänge, die unerträgliche Mittagshitze, in der sich das schäbigste Dorf in einen goldenen Palast verwandelte […]. (Ibid.: 16–17)

Die Abfahrt ist demnach mit einem Rückblick verbunden, der der Reise einen melancholischen Zug verleiht. Die Grenzüberschreitung löst keinen Enthusiasmus aus. Das Land, das man verlässt, wird höchstwahrscheinlich so nicht wiederzufinden sein. Die Mutter reist ein Jahr später mit den zwei kleinen Töchtern nach, und sie landen unsicher in selbstgenähten Kleidern in einem ungewohnten, aber bestaunten Milieu mit „staubfreien Straßen“ und „gepflegten Häusern mit Balkonblumen“ (ibid.: 19). Auch Pamuk beschreibt in seinen autobiographischen Erinnerungen *Sprich langsam*, *Türke,* wie die Eltern Anfang der 1970er nach Deutschland umziehen, die Kinder aber erst nach sechs Jahren 1979 nachholen. Die

Absicht war ursprünglich, nur ein paar Jahre zu bleiben und dann wieder zurückzukehren: „Darum wurden die Kinder, die meisten noch im Babyalter, bei den Verwandten, meistens bei den Großeltern zurückgelassen“ (Pamuk 2005: 17). Deshalb fahren die Eltern einmal im Jahr im Urlaub zurück, um ihre Kinder ab und zu treffen zu können. Die endgültige Übersiedlung er gesamten Familie löst bei den Kindern zunächst einen Kulturschock aus: „Aus einer türkischen Kleinstadt am Schwarzen Meer in die deutsche Großstadt Hamburg. Diese beiden Orte verband gar nichts. Weder Religion, Kultur, Mentalität noch der Zivilisationsgrad“ (ibid.: 17). Die Familienmitglieder müssen nun wieder zueinander finden und die Kinder müssen sich gleichzeitig schnell in der deutschen Gesellschaft orientieren.

Als besonders drastisch wird eine ähnliche Familientrennung durch die Abreise der Eltern in Aydemirs *Dschinns* geschildert. Die Tochter Sevda wird zwölfjährig bei den Großeltern in der Türkei zurückgelassen, was für sie ein unüberwindbares Trauma darstellt, denn bei ihrer verspäteten Ankunft in Deutschland ein paar Jahre später ist sie in den Augen der Mutter wie „ein unwillkommener Gast auf der Durchreise“ (Aydemir 2022: 93). Mutter und Tochter haben deswegen zeit ihres Lebens ein stark reserviertes Verhältnis zueinander. Der geographische Abstand hat sich in einen mentalen gewandelt, wodurch sich auch innerhalb der Familie ein interkultureller Graben auftut. Der Vater war im Frühjahr 1971 nach Deutschland gekommen, eine lange Reise, die in Etappen vorgenommen werden musste: „Du kamst damals mit dem Zug aus dem Dorf und stiegst hier in Istanbul für eine Woche bei Verwanden ab, ehe du den Bus und dann die Bahn nach Süddeutschland nahmst, um dir dort eine Arbeitsstelle zuweisen zu lassen“ (ibid.: 12). Die harte Arbeit in unterschiedlichen Fabriken, die er bald nur unter starken Schmerzen bis zur Rente aushält, hatte den Zweck, eines Tages zurückkehren, um in Istanbul ein bequemes Leben führen zu können. Da sich die Rückkehr aber immer wieder verschiebt, holt er Sevda schließlich doch in der Türkei ab und bringt sie mit nach Deutschland. Diese Abreise ist für Sevda ein besonderes Erlebnis, da sie endlich aus der Ödnis und Strenge des großelterlichen Lebens ausbrechen kann:

> Hüseyin [der Vater, Anm. d. V.] und sie nahmen den Zug nach Istanbul. Zwei Tage und zwei Nächte lang fuhren sie gemeinsam durch mal grüne und saftige, mal steinige und dürre Landschaften, […] spielten ein Spiel, bei dem sie ohne Blick auf Hüseyins Uhr erraten mussten, wie lange der Zug schon grundlos mitten im Nirgendwo stand. Für Sevda war die Zugfahrt der Beginn eines neuen Lebens voller fremder Gesichter und Dialekte. Für Hüseyin schien sie wie eine Erholung von den Schichten in der Fabrik zu sein. (Ibid.: 87)

Für Sevda ist diese Grenzüberschreitung ein Abenteuer, der Beginn für ein gänzlich anderes Leben. Der kurze Aufenthalt in Istanbul vor dem Flug nach Deutschland wird mit einem Basarbesuch als ein letztes Innehalten in der bezaubernden Welt des Orients geschildert:

> Die Markthalle versteckte sich wie eine geheime kleine Stadt inmitten von Istanbul, ein unscheinbarer Eingang führte hinein in das riesige Gewölbe, in dem bunte Vögel aus ihren Käfigen zwitscherten und Goldketten im Vitrinenlicht schimmerten und Hüseyin plötzlich Sevdas Hand ganz fest hielt. (Ibid.: 88)

Diese betörenden Eindrücke verstärken als idealisierte Erinnerungen die Endgültigkeit des Abschiedes, und der Kontrast zu der Ankunft in Deutschland könnte größer nicht sein, da der Vater danach auch die Kommunikation mit der Tochter praktisch abbricht – er verstummt. Die dargestellten Abfahrten sind in diesen Texten nicht nur zielgerichtete Vorwärtsbewegungen in eine bessere Zukunft, sondern auch Ursache für eine grundlegende Auseinanderbewegung der Familienmitglieder. Die Großeltern bleiben zurück, die Eltern nehmen um des Überlebens willen das einkalkulierte Risiko mit einem Leben im Ausland in Kauf. Der Kontakt mit den Kindern ist nicht unkompliziert. Viele werden zunächst in der Türkei groß, um später auf den Weg in eine andere Welt gebracht zu werden. Als Heranwachsende müssen sie sich nicht nur einer neuen Realität stellen, sondern notgedrungen diese Umstellung auch mit den anderen Familienmitgliedern in Einklang bringen. Die Erfahrungen der Kinder sind in der Tat interkulturell, stehen sie nicht selten als Vermittler zwischen Herkunftsland und Aufenthaltsort da.

Urlaubspendler und Rückkehr

Eine jährliche Pendelbewegung zwischen Deutschland und der Türkei ist durch den gesetzlich festgelegten Urlaub im Sommer möglich. Man will die Verwandten besuchen und die alte Heimat wiedersehen. Familien rüsten sich ausgiebig, um eine anstrengende Autofahrt quer durch Europa bis in die Türkei vornehmen zu können. Pamuk beschreibt diese Massenbewegung als umgekehrtes Pendant zu den alten Handelswegen. Es werden Geschenke, praktische Gegenstände und Essensvorräte gepackt:

> Über die alte Seidenstraße wurden aus dem fernen Osten wertvolle Textilien und exotische Gewürze nach Europa transportiert. Über die neue Gelbgoldstraße wurden aus Deutschland Polyesterhemden, Milka-Schokolade und Plastikkanister nach Anatolien transferiert“. (Pamuk 2005: 104–105)

Mit entlarvendem Blick beschreibt Pamuk die Qualen dieser Reisen, die in der Sommerwärme über Österreich und den Balkan liefen und nicht immer ungefährlich waren:

> Mit dem Auto nach Anatolien. Aus Deutschland. Masochistischer konnte man einen Urlaub nicht antreten. […] Wenn es dann endlich losging, waren die Eltern mit den

> Nerven am Ende, die Kinder auf dem Rücksitz wie Hühner in der Legebatterie gruppiert, und die Tour de Hitze konnte beginnen. (Ibid.)

Viele kamen allerdings nicht an, sondern starben in unzähligen Verkehrsunfällen und sahen ihre Familie nie wieder. Heutzutage nimmt man das Flugzeug, was Pamuk lakonisch kommentiert:

> Inzwischen ist die Zeit der großen Karawanen über viertausend Kilometer vorbei. […] Die Mehrheit fliegt in die Heimat. […] Langsam dämmert ihnen, dass diese Zeiten wohl vorbei sind, dass ein Urlaub kein Nomadenzug ist. Auch so kann man in der Moderne ankommen". (Ibid: 111)

Die alljährliche Pendelbewegung hat aber auch einen anderen Grund. Die Ausgewanderten nähren den Traum von der endgültigen Rückkehr nach Hause und dem eigenen Besitz im Heimatland, einen Traum, den sie am Leben erhalten wollen und der regelmäßig durch die Makler in der Türkei skrupellos ausgenutzt wird. Dass die Kinder „nicht mal im Traum" daran denken, in ein vom Vater gekauftes Haus in die Türkei zu ziehen, wird der Elterngeneration nicht klar (ibid.: 43). Es wird also bei der Pendelbewegung bleiben, die einmal mit der Abfahrt ausgelöst wurde.

Den Rückkehrtraum des Türken wiederum entlarvt Pamuk als Selbstbetrug, „wenn ihm schon längst klar sein müsste, dass er nie mehr als ein paar Wochen dort verbringen wird, dass er auf heimatlicher Erde nur noch die letzte Ruhe finden wird, vielleicht?" (ibid.: 46). Es geht aber um mehr. Das Leben als nur geduldeter Arbeiter führt für die erste Generation nicht zu einer Integration in die deutsche Gesellschaft, die ihr trotz Arbeitsmöglichkeiten und geordneter Verhältnisse keine ursprüngliche und vertraute Geborgenheit bieten kann. Diejenigen, die zurückkehrten, bereuten nach Pamuk „fast vollständig die Rückkehr. Die Ersparnisse aus der Fremde reichten oft nur für den Kauf einer mickrigen Wohnung oder eines kleinen Landstücks" (ibid.: 17). Dabei ist die Wahrnehmung der unterschiedlichen Gesellschaften paradox: „Eine korrupte, undankbare, missgünstige und entfremdete Heimat ist immer noch besser als gar keine. Er möchte nicht ein Leben lang Gast sein" (ibid.: 46).[36] In zwei weiteren Werken wird das Motiv der Rückkehr und des Grabes in der heimatlichen Erde deutlich. Auch die Mutter der Protagonisten in Demirkans Texten plant über Jahrzehnte hinweg ihre Rückkehr, bei der ihr zeit ihres Lebens nicht nur die Achtung der jüngeren Familienmitglieder in der Türkei zuteilwerden würde, sondern sie auch im Tod einen endgültigen Platz finden könnte:

> Zurück in das angeborene Bleiberecht […]. Hin zu der Erde, aus der sie nie wieder vertrieben werden kann, wo ihr Grab noch von den Nachgeborenen verteidigt wird.

[36] Zu vertieften Aspekten des Heimatbegriffs, vgl. Scharnowski 2019.

> Sie wollte zurück in ein Stück Eigentum, weil ihr unsere Existenz in Deutschland immer wie ein geliehenes Leben erschien. (Demirkan 2010: 28)

Tatsächlich wird sie dort beerdigt; vor ihrem Ableben allerdings hatten die Eltern, trotz des Widerstandes des Vaters, der niemals in die Türkei zurückgehen wollte und sich in Deutschland zurechtgefunden hatte, ihre endgültige Rückkehr vorbereitet. Sie entdecken dann, dass die Verwandten ergraut, die Armut gestiegen und die Geräuschkulisse der Stadt unerträglich geworden war. Den Vater ergreift Panik, und er reist nach einer Woche allein wieder ab, aber auch die Mutter kann sich nicht lange an der Anerkennung der mittlerweile doch fremd gewordenen Familie erfreuen und kehrt schließlich nach Deutschland zurück.

In *Dschinns* endet die Rückkehr des Vaters gleich nach dem Kauf und der Einrichtung der erworbenen Wohnung in Istanbul wegen eines plötzlichen Herzinfarkts mit dem Tod. Er hatte sich die Rückkehr seiner ganzen Familie lebhaft vorgestellt und jedem Familienmitglied ein Zimmer eingerichtet. Doch die Kinder empfinden dann sogar die Reise zu seiner Beerdigung in Istanbul als Zumutung. Nie wären sie zum Vater in die Türkei gezogen, aber nun müssen sie sich widerwillig auf eine lange Reise zu seiner Beerdigung machen. Bei dieser kurzfristigen Rückkehr stellen sich auf symptomatische Weise Hindernisse ein, die ihre psychische Befindlichkeit spiegeln. Sevda, die älteste Tochter, hoffte schon vor Jahrzehnten bei ihrer Abfahrt aus der Türkei nach Deutschland „nie wieder zurückkommen zu müssen“ (Aydemir 2022: 87). Sie verpasst also auch den geplanten Flug, weil eine Tasche mit wichtigen Dokumenten vergessen wurde, muss einen neuen Flug buchen und kommt verspätet in Istanbul an. Ebenso geht es ihrem Bruder Hakan, der zwar vorgibt, den schnellsten Flug gebucht und ihn dann verpasst zu haben, der sich aber mutwillig auf die anstrengende Reise von viertausend Kilometern per Auto begibt. Damit ist seine verspätete Ankunft von vornherein vorprogrammiert. Die Kluft zwischen Eltern und Kindern wird in dieser Situation offenbart. Sevda hat eine destruktive, von den Eltern eingefädelte Zwangsehe hinter sich gelassen und sich mit ihrem eigenen Unternehmen, das die Mutter nie gebilligt hat, fest in Deutschland etabliert. Für sie ist die Rückkehr nach Deutschland eine Notwendigkeit, dort ist sie mit ihren Kindern mittlerweile zu Hause. Hakan flieht gleich nach der Beerdigung aus Istanbul: „Hakan will nicht hier sein. Er will nicht daran denken müssen, wie sein Vater hier gestorben ist. […] Er will runterrennen, in den Alfa steigen und weiterfahren, immer nur weiter“ (ibid.: 279). Er fährt gleich nach der Trauerfeier nach Antalya, wo ein Jugendfreund sich niedergelassen hat. So wird die Identifikation mit Deutschland symbolisch ausgedrückt, ist doch Antalya eines der beliebtesten Urlaubsreiseziele der Deutschen. Für die Protagonistin in *Septembertee* ist die Rückkehr nach Deutschland nach der Beerdigung der Mutter eine Erleichterung und Notwendigkeit zugleich:

> Ich wollte zu Fuß nach Hause, wollte Schritt für Schritt in die mir bekannte Wirklichkeit zurückgehen. […] überquerte mit einer heller werdenden Ruhe die breiten, asphaltierten Straßen, wollte Wände und Häuser berühren, den Dom, […] das Theater, die kleine Eckbuchhandlung, meinen Lieblingsbäcker mit den unzähligen Brotsorten. […] Aber erst als ich meine Tochter wiedersah […] kehrte nach und nach mit jedem Lidschlag und jedem gesagten Wort mein vertrautes und gewohntes Leben in deutscher Sprache in mich zurück, zurück in mein Denken, in mein Sehen und mein Wollen […]. (Demirkan 2010: 47–48)

Es wird im Vergleich deutlich, wie sich die Vorstellung der Rückkehr unterschiedlich gestaltet. Die Urlaubspendler der ersten Generation glauben durch ihre jährlichen Besuche einen Kontakt aufrechtzuerhalten, der ihnen eine spätere Rückkehr erleichtern würde, doch das stellt sich als Wunschdenken heraus. Für die zweite Generation ist es schon keine Option mehr, das Herkunftsland der Eltern als ihren Ursprungsort zu betrachten. Die Sozialisation von Kindheits- und Jugendjahren hat sie zu stark geprägt. Die anfänglichen Heterogenitätserfahrungen mit den deutschen Gegebenheiten, von denen diese Erzählungen auch zeugen, kehren sich im Erwachsenalter zu einem Gefühl der Alienation gegenüber der Türkei, wenn auch das kulturelle Wissen durchaus vorhanden ist. Ihre Reiseerfahrungen sind interkulturell, sie haben beide Länder kennengelernt, ihre Lebenserfahrungen sind transkulturell geprägt, aber nicht im engeren Sinne Beispiele einer Transmigration, die sich durch „vielfältige Bezüge und Verflechtungen“ auszeichnen würde.[37] Es lässt sich an den hier untersuchten Beispielen nicht erkennen, dass Figuren bei „gleichzeitige[r] Integration in die Gesellschaft des ursprünglichen Ankunftslandes […] auch enge Verbindungen zum Herkunftsland in Form von sozialer, politischer, ökonomischer und kultureller Partizipation“ aufrechterhalten.[38] Die Protagonistin in *Septembertee* kennt ihre Verwandten kaum noch: „Ich saß da wie eine fremde Pflanze, in ihre Sippe gestopft, aber die Erde zwischen uns war weg. […] Die meisten kannten nicht einmal meinen Namen, nur meine Funktion. Sie nannten mich ‚Semihas Tochter‘“. (Aydemir 2022: 39) Die Hauptfigur in *Schwarzer Tee* nimmt im Laufe ihres Lebens ganz verschiedene Impulse unterschiedlicher Kulturen in sich auf und überträgt sie auf ihre Nachkommen. Die vorherrschende kulturelle Identifikation dieser Generation ist indessen der Hauptsache nach mit dem Land verbunden, in dem sie zum größten Teil aufgewachsen sind und in dem sie sich etabliert haben, nämlich Deutschland.

[37] Teichert 2019: 493.

[38] Ibid.

Die ewig unabgeschlossene Bewegung

Schon im Titel des Romans von Özdogan *Wieso Heimat, ich wohne zur Miete* ist eine transkulturelle Sicht auf das Leben im Wechsel der Kulturen angelegt. Die Eltern des Protagonisten, die Mutter eine Deutsche mit einem Faible für indische Religionen und einem Studium der Regionalwissenschaften Lateinamerikas und der Vater, ein Türke aus Istanbul, lernen sich in einem Café für Globetrotter der Hippiebewegung kennen. Aus ihrer Ehe geht im Jahre 1990 der Sohn Krishna Mohammed hervor – die Namensgebung wird offenkundig bewusst gewählt. Nach sieben Jahren geht die Ehe auseinander, weil die Mutter doch wünscht, dass der Sohn eine deutsche Schule besucht, was den Vater brüskiert, der in der Türkei bleibt. Krishna wächst also größtenteils in Deutschland bei der Mutter auf. Özdogan konstruiert von vornherein einen grenzüberschreitenden Diskurs. Krishna ist nämlich keineswegs in seinem deutschen Milieu gefestigt, er ist weder Christ, Moslem noch Hinduist, und wird sogar von seiner Freundin verlassen, da er seine „Identität noch nicht gefunden" hätte. (Özdogan 2016: 54) Deswegen geht er ein halbes Jahr nach Istanbul und lernt dort Kultur und Leute des Vaterlandes kennen. Versuchsweise übernimmt er einige einheimische Traditionen. Er geht in die Moschee und lernt beten, wird aber auch die politischen Unruhen gewahr und über die Sitten der nicht immer gesetzestreuen Unternehmer durch seinen Vater belehrt. Dieser vielschichtige Roman setzt sich pointiert mit politischen und religiösen Fragen auseinander und spielt mit gängigen Stereotypen:

> Ach, lasst doch den Italienern ihren Wein und ihre Pizza, den Spaniern ihren Stierkampf, den Russen ihren Zaren, den Tibetern ihre roten Gewänder, den Amerikanern ihre außergalaktische Astronomie, den Moslems ihre Burka, den Punks ihre Haarfarbe, den Arabern ihren Frühling […]". (Ibid.: 80)

In Anlehnung an nationale und kulturelle Raster plädiert der Erzähler zugleich für eine grenzüberschreitende Toleranz. Unterschiede aller Art sind keine Bedrohung, sondern lediglich Möglichkeiten des kulturellen Ausdrucks. Wie äußere Merkmale unzutreffende Zuschreibungen provozieren können, wird in einer zentralen Szene überspitzt dargestellt. Bei einem starken Regenguss in Istanbul flieht Krishna unter das Dach eines Ladens, der sich als Waffengeschäft entpuppt. Dort probiert er arglos eine Pose mit Waffe, wovon danach ein Foto in deutschen Zeitungen landet, die ihn als islamistischen Kämpfer denunzieren. Dieser Szene folgen Interviews mit deutschen Medien, die Krishna als abschreckendes Beispiel darstellen. Das führt bei seiner Rückkehr nach Deutschland zu einigen Verwicklungen, bei denen er zu einer Identitätsdiffusion gezwungen wird: sein deutscher Pass wird vom Verfassungsschutz für einige Zeit eingezogen – den türkischen darf er dagegen symbolträchtig behalten. Özdogan thematisiert damit auch, dass, wie Bischoff meint „Transnationalität […] historisch an die Existenz von Nationalstaatlichkeiten gebunden ist und eine deutliche politische Kontur bzw. auch eine machtreflexive

Dimension besitzt“.[39] Damit sind die Bewegungen des jungen Protagonisten nicht nur von Freiwilligkeit geprägt, sondern auch im geschilderten 21. Jahrhundert von Zwängen umgeben.

Die ewig unabgeschlossene Bewegung wird in Istanbul durch einen Rückkehrerstammtisch für die in Deutschland aufgewachsenen türkischstämmigen Menschen illustriert. Hier trifft Krishna eine Frau, die schon vierundvierzig Jahre in Istanbul lebt und von der er gefragt wird, was er denn in Istanbul mache. Auf seine Erklärung, dass er nach seinen Wurzeln suche, antwortet sie: „Es gibt keine Wurzeln, sagt sie, das Leben ist für uns eine Brücke, auf der man die ganze Zeit hin- und her fährt, bis man keinen Sprit mehr hat. Man kommt nicht an“. (Özdogan 2016: 37) Dass die Erfahrungen der unabgeschlossenen Bewegung historische Konstanten sind, wird auch bei Şinasi Dikmen durchgespielt, denn die Vorfahren lebten in einem Gebiet, in dem ständige Wanderungen vorkamen. Der Vater wanderte aus einem „kaukasischen Dorf im damaligen russischen Zarengebiet ins Osmanische Reich“ (Dikmen 2008: 75). In Georgien trifft er ein Mädchen, deren Mutter persischer und deren Vater wiederum Armenier ukrainischer Abstammung ist (vgl. ibid.). Eine ähnliche Bewegung vollziehen die Vorfahren der Protagonistin bei Demirkan. Dort sind die Großeltern „allesamt Vertriebene aus dem Kaukasus, Tscherkessen, die nach dem Expansionskrieg des russischen Reiches unter Zar Nikolaus I. vom osmanischen Reich aufgenommen und angesiedelt wurden“ (Demirkan 2010: 24). Die erzwungenen Bewegungen Mitte des 19. Jahrhunderts, die Migration der angeworbenen Arbeitskräfte Mitte des zwanzigsten und die kriegsbedingten Flüchtlingsbewegungen der letzten Jahrzehnte bewirken in der neuen Generation transkulturelle Erfahrungen und das Entstehen transnationaler Welten. Die Hauptfigur sinniert bei Demirkan über die Verhältnisse ihrer Zeit:

> Die aus Afrika adoptierte Tochter meiner ‚einheimischen‘ Nachbarn, der Sohn des persischen Zahnarztes und der deutschen Psychologin und meine Tochter, die türkisch-österreichische Kölnerin, sind nur drei Beispiele aus dieser stetig wachsenden internationalen deutschen Mitte“. (Ibid.: 162)

Auch die Deutschen werden als „Weltbürger im globalen Wettbewerb“ gesehen und in der modernen Mobilität können neue Aufenthaltsorte frei gewählt werden: „Die Tochter einer Verlagsassistentin will nach London, die Söhne eines Berliner Kollegen haben sich Los Angeles ausgesucht“ (ibid.: 162). Diese bewegten Lebensläufe führen in dieser Hinsicht zu selbstgewählten „Mehrfachzugehörigkeiten“.[40] Grenzüberschreitungen gehören zum Alltag. Die Nationalstaaten der letzten Jahrhunderte haben eine Vorstellung von homogenen Kulturen gefördert. Sowohl reale Erfahrungen als auch fiktionalisierte Repräsentationen sprechen indessen eine andere Sprache. Migration mit allen ihren

[39] Bischoff/ Komfort-Hein 2019: 9.

[40] Yildiz zitiert nach Flinik 2019: 255.

Formen und Konsequenzen – als erzwungene oder freiwillige, als unabgeschlossene, pendelnde oder zirkuläre Bewegung – ist ein Prozess, der in Transnationalität und Transkulturalität münden kann und mit dem sich die Literatur in unterschiedlichster Art und Weise auseinandersetzt.

Bibliographie

Primärliteratur

Aydemir, Fatma, *Dschinns*, München 2022.

Demirkan, Renan, *Schwarzer Tee mit drei Stück Zucker*, Köln 2011.

Demirkan, Renan, *Septembertee oder das geliehene Leben*, Berlin 2010.

Dikmen, Şinasi, *Integrier dich, Opa. Stories vom Erfinder des deutsch-türkischen Kabaretts*, Saarbrücken 2008.

Özdogan, Selim, *Wieso Heimat, ich wohne zur Miete*, Wien 2016.

Pamuk, Kerim, *Sprich langsam, Türke*, München 2005.

Sekundärliteratur

Adelson, Leslie A., „Against Between – Ein Manifest gegen das Dazwischen“, in: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.), *Text und Kritik, Sonderband Literatur und Migration* IX/06, München 2006, 36–46.

Bischoff, Doerte/Komfort-Hein, Susanne, *Handbuch Literatur & Transnationalität*, in: Benthien, Claudia/Matala de Mazza, Ethel/Wirth, Uwe (Hg.), *Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie Bd. 7,* Berlin/Boston 2019.

Bischoff, Doerte/Komfort-Hein, Susanne, „Programmatische Einleitung“, in: Bischoff, Doerte/ Komfort-Hein, Susanne, *Handbuch Literatur & Transnationalität*, in: Benthien, Claudia/Matala de Mazza, Ethel/Wirth, Uwe (Hg.), *Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie Bd. 7,* Berlin/Boston 2019, 1–46.

Blumentrath, Hendrik/Bodenburg, Julia/Hillman, Roger/ Wagner Egelhaaf, Martina, *Transkulturalität: Türkisch-deutsche Konstellationen in Literatur und Film,* Münster 2007.

Braungart, Wolfgang, „Transgressivität als kulturästhetisches Prinzip“, *Neue Beiträge zur Germanistik* 5 (2006), 11–39.

Ette, Ottmar, *ZwischenWeltenSchreiben. Literaturen ohne festen Wohnsitz,* Berlin 2005.

Ezli, Özkan, „Von der Identitätskrise zu einer ethnografischen Poetik. Migration in der deutsch-türkischen Literatur“, in: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.), *Text und Kritik, Sonderband Literatur und Migration* IX/06, München 2006, 61–73.

Flinik, Joanna, „Migration im 21. Jahrhundert. Postmigrantische Perspektive in der deutschsprachigen Literatur“, in: Flinik, Joanna/Gromadzki, Stanislaw/Stolarzewicz, Maria/Wolkowicz, Anna/ Zahaczewski, Wojciech (Hg.), *So ist er ein Weder-Noch, ein Sowohl-als Auch …,* Berlin/Bern/Wien 2019, 249–265.

Göttsche, Dirk/Dunker, Axel/Dürbeck, Gabriele, *Handbuch Postkolonialismus und Literatur,* Stuttgart 2017.

Günzel, Stephan, *Raum. Eine kulturwissenschaftliche Einführung,* Bielefeld 2018.

Han, Petrus, *Soziologie der Migration,* Paderborn 2016.

Hausbacher, Eva, „Transnationale Schreibweisen in der Migrationsliteratur“, in: Bischoff, Doerte/Komfort-Hein, Susanne, *Handbuch Literatur & Transnationalität*, Berlin/Boston 2019, 187–202.

Herrmann, Leonhard/ Horstkotte, Silke, *Gegenwartsliteratur. Eine Einführung,* Stuttgart 2016.

Knortz, Heike, „Die deutsch-türkische Vermittlungsvereinbarung von 1961 im wirtschafts- und diplomatiehistorischen Kontext“, in: Ozil, Şeyda/Hofmann, Michael/Dayıoğlu-Yücel, Yasemin, *Deutsch-türkische Studien. Jahrbuch 2012. 51 Jahre türkische Gastarbeitermigration in Deutschland,* Göttingen 2012, 13–36.

Nünning, Ansgar, „Wie Erzählungen Kulturen erzeugen: Prämissen, Konzepte und Perspektiven für eine kulturwissenschaftliche Narratologie“, in: Strohmeier, Alexandra (Hg.), *Kultur – Wissen – Narration*. *Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften,* Bielefeld 2013, 15–53.

Scharnowski, Susanne, *Heimat. Geschichte eines Missverständnisses*, Darmstadt 2019.

Schmitz, Walter, *Handbuch Literatur der Migration in den deutschsprachigen Ländern seit 1945, Bd. 1. Einwanderungsländer wider Willen. Prozess und Diskurs,* Dresden 2018.

Specht, Theresa, *Transkultureller Humor in der türkisch-deutschen Literatur*, Würzburg 2011.

Tafazoli, Hamid, „Entgrenzte Figuren – bewegte Erinnerungen. Migration im Spannungsfeld von Literatur und Begriff“, *Journal of literary theory*, 15, 1/2, (2021) 109–139.

Teichert, Frida, „Transmigration“, in: Bischoff, Doerte/ Komfort-Hein, Susanne, *Handbuch Literatur & Transnationalität*, in: Benthien, Claudia/Matala de Mazza, Ethel/ Wirth, Uwe (Hg.), *Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie Bd. 7,* Berlin/Boston 2019, 493.

Welsch, Wolfgang, *Transkulturalität. Realität – Geschichte – Aufgabe*, Wien 2017.

Internetquellen

[1] <https://de.statista.com/statistik Ausländer in Deutschland bis 2021: Herkunftsland | Statista> (1.2.2023).

[2] <Gastarbeiterliteratur – Virtuelles Migrationsmuseum (virtuelles-migrationsmuseum.org)> (26.5.2023).

[3] <https://www.tagesspiegel.de/kultur/wegen-erfolgs-eingestellt-3814519.html.> (26.5. 2023).

[4] <https://www.chamissopreis-dresden.de/home/ueber-den-preis/> (26.5. 2023).

Lunder germanistische Forschungen

Begründet von Erik Rooth

Herausgegeben von J. Alexander Bareis

1. STUDIA GERMANICA Tillägnade Ernst Albin Kock den 6 december 1934. Lund 1934.
2. TORSTEN DAHLBERG Die Mundart von Dorste. Studien über die niederdeutschen Mundarten an der oberen Leine (das sog. Göttingisch- grubenhagensche Dialektgebiet). T. 1, Die Vokale. Diss. Lund 1934.
3. NILS TÖRNQVIST Cod. Pal. Vind. 2682. 1, Eine frühmittelhochdeutsche Interlinearversion der Psalmen aus dem ehemaligen Benediktinerstifte Millstatt in Kärnten. Diss. Lund 1934.
4. TORSTEN DAHLBERG Göttingisch-Grubenhagensche Studien. Lund 1937.
5. TAGE ROBERT AHLDÉN | Die Kölner Bibel-Frühdrucke. Entstehungsgeschichte, Stellung im niederdeutschen Schrifttum. Diss. Lund 1937.
6. IVAR v. STAPELMOHR Ludolfs von Sudheim Reise ins Heilige Land. Nach der Hamburger Handschrift herausgegeben. Diss. Lund 1937.
7. NILS TÖRNQVIST Cod. Pal. Vind. 2682. 2, Hymnen und Perikopen. Lund 1937.
8. ERIK RUDOLF MAGNUSSON Syntax des Prädikatsverbums im Mittelniederdeutschen von der ältesten Zeit bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Diss. Lund 1939.
9. ERIK ROOTH Vrastmunt. Ein Beitrag zur mittelhochdeutschen Wortgeschichte. Beilage: Das mainzer Friedgebot vom Jahre 1300. Ernst A. Kock zum 75. Geburtstag am 6. Dezember 1939 dargebracht. Lund 1939.
10. ANNA ARFWIDSSON Zeno oder die Legende von den heiligen drei Königen. Eine mittelniederdeutsche Version. Unter Benutzung sämtlicher Handschriften herausg. Diss. Lund 1940.
11. TORSTEN DAHLBERG Studien über den Wortschatz Südhannovers. Erläuterungen zu Georg Schambachs Wörterbuch der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen. Lund 1941.
12. GERT MELLBOURN Speculum ecclesiae. Eine frühmittelhochdeutsche Predigtsammlung (Cgm 39) / mit sprachlicher Einleitung neu herausgegeben von Gert Mellbourn. Diss. Lund 1944.
13. GOTTFRIED GRUNEWALD Die Mittelniederdeutschen Abstraktsuffixe. Diss. Lund 1944.
14. EDVIN BRUGGE Vokalismus der Mundart von Emmerstedt. Mit Beiträgen zur Dialektgeographie des östlichen Ostfalen. Diss. Lund 1944.

15. INGA LÖFSTEDT Zum Sekundärumlaut von germ. a im Bairischen. Diss. Lund 1944.
16. BRITA HELLENIUS Ein Wegelebener Psalter vom Jahre 1345. Trierer Dombibl. Ms. 51. Diss. Lund 1944.
17. CONSTANCE GRÖNLUND Studien zu Peter Probst, dem Nürnberger Dramatiker und Meistersinger. Mit einer Neuausgabe des Textes der Lieder und Sprüche. Diss. Lund 1945.
18. PER GUNNAR NORDIN Die Zusammensetzung von Adjektiv oder Adverb mit Adjektiv oder Partizip im Spätmittelhochdeutschen. Diss. Lund 1945.
19. GUSTAV KORLÉN | Die mittelniederdeutschen Texte des 13. Jahrhunderts. Beiträge zur Quellenkunde und Grammatik des Frühmittelniederdeutschen. Diss. Lund 1945.
20. NILS TÖRNQVIST Altmärkische Studien. 1, Zum Vokalismus der Tonsilben der Mundart von Arendsee in der Altmark. Lund 1949.
21. TORSTEN DAHLBERG Zum dänischen Lavrin und niederdeutschen Lorin. Mit einem Neudruck des einzig erhaltenen niederdeutschen Exemplars (Hamburg um 1560). Lund 1950.
22. GUSTAV KORLÉN | Norddeutsche Stadtrechte. 1, Das Stader Stadtrecht vom Jahre 1279. Lund 1950.
23. GUSTAV KORLÉN | Norddeutsche Stadtrechte. 2, Das mittelniederdeutsche Stadtrecht von Lübeck nach seinen ältesten Formen. Lund 1951.
24. MÄRTA ÅSDAHL HOLMBERG | Studien zu den niederdeutschen Handwerkerbezeichnungen des Mittelalters. Leder- und Holzhandwerker. Diss. Lund 1950.
25. AXEL MANTE (Hrsg.) Monotessaron. Eine mittelniederdeutsche, erweiterte Fassung vom Jahre 1513. (Diözesanarchiv, Trier, Nr. 75), Joh. Gerson. Lund 1952.
26. NILS TÖRNQVIST Cod. Pal. Vind. 2682. 3, Glossar. Mit einem Register der wichtigsten lateinisch-mittelhochdeutschen Übersetzungen. Lund 1953.
27. MÄRTA ÅSDAHL HOLMBERG Karlmeinet-Studien. Lund 1954.
28. IRIS NORDSTRANDH Brennessel und Quecke. Studien zur deutschen Wort- und Lautgeographie. Diss. Lund 1954.
29. LYDIA HEDBERG (Hrsg.) Epistola de vita et passione Domini nostri und Regula Augustini in mittelniederdeutschen Fassungen. Diözesanarchiv, Trier, MS. 45. Lund 1954.
30. WILHELM SCHLAUG Studien zu den altsächsischen Personennamen des 11. und 12. Jahrhunderts. Diss. Lund 1955.
31. IVAR LJUNGERUD Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900. Diss. Lund 1955.
32. MÄRTA ÅSDAHL HOLMBERG Der Harffer Sachsenspiegel vom Jahre 1295. Landrecht. Lund 1957.
33. AXEL MANTE (Hrsg.) Ein niederdeutsches Gebetbuch aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. (Bistumsarchiv, Trier, Nr. 528). Lund 1960.

34. WILHELM SCHLAUG Die altsächsischen Personennamen vor dem Jahre 1000. Lund 1962.
35. GUNILLA LJUNGGREN Der Leyen doctrinal. Eine mittelniederdeutsche Übersetzung des mittelniederländischen Lehrgedichts Dietsche doctrinale. Nach der Handschrift Codex Guelf. Blankenburg 127 a der Herzog August-Bibliothek zu Wolfenbüttel. Diss. Lund 1963.
36. EVALD JOHANSSON Die Deutschordenschronik des Nicolaus von Jeroschin. Eine sprachliche Untersuchung mit komparativer Analyse der Wortbildung. Ein Beitrag zur Erforschung der Ordenssprache und ihrer Rolle in der Entwichlung der nhd. Schriftsprache. Diss. Lund 1964.
37. AXEL MANTE (Hrsg.) Paris und Vienna. Eine niederdeutsche Fassung vom Jahre 1488. (Universitäts-Bibliothek, Uppsala, Inc. 34:58). Lund 1965.
38. INGER ROSENGREN Semantische Strukturen. Eine quantitative Distributionsanalyse einiger mittelhochdeutscher Adjektive. Diss. Lund 1966.
39. ERIKA BAUER (Hrsg.) Paternoster-Auslegung / zugeschrieben Jakob von Jüterbog ; verdeutscht von Heinrich Haller ; herausgegeben von Erika Bauer. Lund 1966.
40. EVALD JOHANSSON Studien zu Nicolaus von Jeroschins Adalbert-Übersetzung. Lund 1967.
41. INGER ROSENGREN Ein Frequenzwörterbuch der deutschen Zeitungssprache. Die Welt, Süddeutsche Zeitung. 1. Lund 1972.
42. INGEMAR PERSSON Das System der kausativen Funktionsverbgefüge. Eine semantisch-syntaktische Analyse einiger verwandter Konstruktionen. Diss. Lund 1975.
43. INGER ROSENGREN Ein Frequenzwörterbuch der deutschen Zeitungssprache. Die Welt, Süddeutsche Zeitung. 2. Diss. Lund 1977.
44. URSULA WALLIN Veränderung der haben-Relation. Die semantisch-syntaktische Struktur eines lexikalischen Paradigmas. Diss. Lund 1978.
45. MAI ARVIDSSON Die Prädikatskongruenz im Deutschen auf den drei Stufen des schwedischen Gymnasiums. Eine quantitative und qualitative Analyse schriftlicher und mündlicher Produktion. Diss. Lund 1978.
46. RUTH KNEIP Der Konsekutivsatz. Folge oder Folgerung? Diss. Lund 1978.
47. WOLFGANG KOCH Kasus – Kognition – Kausalität. Zur semantischen Analyse der instrumentalen "mit"-Phrase. Diss. Lund 1978.
48. INGER ROSENGREN (Hrsg.) Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1978. Stockholm 1979.
49. MANFRED SCHONEBOHM Wortbildung, Text und Pragmatik. Am Beispiel der Teil-von-Relation im Bereich der deutschen Nominalkomposition. Diss. Lund 1979.
50. INGER ROSENGREN (Hrsg.) Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1980. Stockholm 1981.
51. ÅKE HÖGBERG Der Vokalismus der Stammsilben in Johannes Marienwerders "Leben der heiligen Dorothea von Montau". Diss. Lund 1981.
52. INGER ROSENGREN (Hrsg.) Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1982. Stockholm 1983.

53. INGER ROSENGREN (Hrsg.) Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1984. Stockholm 1984.
54. BARBRO LANDÉN Form und Funktion der Redewiedergabe in einigen ausgewählten historischen Darstellungen. Diss. Lund 1985.
55. INGER ROSENGREN (Hrsg.) Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1986. Stockholm 1987.
56. GUNVOR HAMMARSKJÖLD Schuldlos schuldig sein. Zur Schuld und Freiheit in Hermann Kants Roman "Der Aufenthalt". Diss. Lund 1990.
57. MARGARETA BRANDT Weiterführende Nebensätze. Zu ihrer Syntax, Semantik und Pragmatik. Diss. Lund 1990.
58. VALÉRIA MOLNÁR Das TOPIK im Deutschen und im Ungarischen. Diss. Lund 1991.
59. BRITT-MARIE EK Das deutsche Präsens. Tempus der Nichtvergangenheit. Diss. Lund 1996.
60. OLAF ÖNNERFORS Verb-erst-Deklarativsätze. Grammatik und Pragmatik. Diss. Lund 1997.
61. ELISABET ORMELIUS-SANDBLOM Die Modalpartikeln ja, doch und schon. Zu ihrer Syntax, Semantik und Pragmatik. Diss. Lund 1997.
62. MIKAEL NYSTRAND Raumausdrücke im Deutschen. Semantische Form und konzeptuelle Struktur. Ein Vergleich mit dem Schwedischen. Diss. Lund 1998.
63. INGEGERD WERNER Die Personalpronomen im Zürichdeutschen. Diss. Lund 1999.
64. STEFAN HUBER Es-Clefts und det-Clefts. Zur Syntax, Semantik und Informationsstruktur von Spaltsätzen im Deutschen und Schwedischen. Diss. Lund 2002.
65. DANIEL ORMELIUS Konzeptuelle Struktur und materielle Manifestation. Nominale Part-Whole-Konstruktionen aus einer typologischen Perspektive. Diss. Lund 2003.
66. CAROLA HENRIKSSON Konfliktäre Sprechhandlungen. Eine Untersuchung der Sprechakte "Vorwurf", "Drohung" und "konfliktäre Warnung". Diss. Lund 2004.
67. CHRISTINA ROSÉN "Warum klingt das nicht deutsch?" Probleme der Informationsstrukturierung in deutschen Texten schwedischer Schüler und Studenten. Diss. Lund 2006.
68. HENRIK HENRIKSSON Aspektualität ohne Aspekt? Progressivität und Imperfektivität im Deutschen und Schwedischen. Diss. Lund 2006.
69. MARIA ALM Also darüber lässt sich ja streiten! Die Analyse von "also" in der Diskussion zu Diskurs- und Modalpartikeln. Diss. Lund 2007.
70. JENNY STRÖM HEROLD Proformen und Ellipsen. Zur Syntax und Diskurspragmatik prädikativer Anaphern im Deutschen und im Schwedischen. Diss. Lund 2009.
71. DAG SANDAHL Die Wiedergabe der Wirklichkeit. Textmuster, Kohärenzmarkierung und Redewiedergabe in deutschen und schwedischen Tageszeitungen. Diss. Lund 2011.

72. EDITH EKBERG Aspekte des Dativs. Zur Relation zwischen der Dativ-DP und der Ereignisstruktur der Verben in ditransitiven Konstruktionen im Deutschen. Diss. Lund 2012.
73. MARGRET OSTERKAMP Werden – ein Chamäleon der Sprache. Zum Werdegang von werden. Diss. Lund 2013.
74. SOFIE NILSSON Das perfektische Präteritum im Deutschen. Diss. Lund 2016.
75. J. ALEXANDER BAREIS, HENRIK HENRIKSSON, MIKAEL NYSTRAND (HGG.) Bewegungen. Beiträge zur 14. Arbeitstagung schwedischer Germanistinnen und Germanisten Text im Kontext in Lund am 21. – 23. April 2022. Lund 2024.